

# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.**



# Chapelle Gaugain.

Roman in zwei Abtheilungen

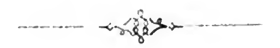
von

Aline von Schlichtkrull.

Erste Abtheilung:

## Der Cardinal von Richelieu.

**Erster Band.**



Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).
1855.

# Der
# Cardinal von Richelieu.

Roman

von

Aline von Schlichtkrull.

**Erster Band.**

Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).
1855.





Schnellpressendruck von Julius Köhler in Görlitz.

Dem

# Grafen von Vigny

Verfasser des „Cinq-Mars“

hochachtungsvoll zugeeignet.

# Vorwort.

Ich habe es unternommen, einen vielbesprochenen und vielstudirten Charakter, in allen seinen Beziehungen als Mensch und Staatsmann, noch einmal zum Gegenstande einer künstlerischen Darstellung zu machen, und glaube dies Beginnen um so eher gerechtfertigt, als gerade die Kunst dem Cardinal von Richelieu bis jetzt, so viel ich weiß, weder als Mensch, noch als Geist von weltgeschichtlicher Bedeutung, gerecht geworden ist. Ein Versuch dazu findet sich in Bulwer's Drama: „Richelieu, oder die Verschwörung"; doch mußte der für dramatische Behandlung durchaus ungeeignete Stoff hier nothwendig unerschöpft bleiben. Ich habe ebenfalls versucht, das ewig interessante Problem dieses dunkeln und zusammengesetzten Charakters zu ergründen, und gebe hier in epischer Form die Lösung so, wie sie mir in den Blättern der Geschichte, oft auch zwischen den Zeilen derselben erschienen ist.

Je mehr ich mich mit diesem Charakter beschäftigt habe, desto mehr bin ich über die populär gewordene Anschauung erstaunt gewesen, welche in dem Cardinal von Richelieu nichts als den gewissenlosen, mit eben so viel Klugheit als Grausamkeit bewaffneten, persönlichen Ehrgeiz sieht, und habe es daher nicht vermeiden können, vorliegendes Buch gewissermaßen zu einer Rechtfertigung Richelieu's zu gestalten. Ich habe versucht, die seltsamen Contraste dieses großen Daseins, dieser ungleichartigen Riesenkette von edlen und zweideutigen, von erhabenen und kleinlichen Handlungen aus dem Kampfe heftiger und tragischer Leidenschaften mit einer unbeugsamen Vernunft zu erklären, welche auf fast dämonische Weise das unverkennbare Gepräge natürlicher Sanftmuth und Güte vernichtet hat, und deren Opfer Richelieu als Mensch, im vollsten Sinne des Wortes, mit einer nie gewürdigten Selbstverleugnung geworden ist. Mir ist die Summe seines Lebens erschienen wie der höchste Triumph menschlicher Beharrlichkeit — wie der Sieg des Charakters über alle inneren und äußeren Verhältnisse, an dessen harter Arbeit freilich auch das eigene Selbst, mit seinem Glück, seinen Wünschen und dem ganzen zarteren Saitenspiel einer vielbegabten Seele spurlos, aber mit vollem

Bewußtsein, zu Grunde ging. So habe ich versucht, es darzustellen; ich überlasse der Kritik zu urtheilen, wie weit es mir gelungen ist.

Ich weiß nicht, ob ich meine Auffassung von dem Verhältniß des Cardinals zur Königin Anna rechtfertigen muß; ich habe mich zu dem Glauben an die Machtlosigkeit Richelieu's in diesem einen Punkte nicht zu bekennen vermocht; man mag dieser Liebe die geschichtliche Berechtigung absprechen; als dichterische Wahrheit wird man sie, vielleicht ohne viel Kampf, unangefochten lassen.

Eine der Quellen, denen ich die interessantesten Blicke in die Tiefen dieses merkwürdigen Charakters verdanke, sind die ersten Bände der vom Ministerium des Unterrichts zu Paris neu herausgegebenen Privatcorrespondenz des Cardinals. Ich habe mich gefreut, in der vom Herausgeber, Herrn Avenel, hinzugefüglen Vorrede meiner eigenen Auffassung zum großen Theil wieder zu begegnen; für den Leser, der sich um die Geschichte, über das bloße Gerippe hinaus, bekümmert, dürfte dieselbe von vielem Interesse sein.

Es hilft dem Künstler wenig, sein Werk der Gunst des Publikums zu empfehlen, weil das Publikum keine Verpflichtung hat, seine Bitte zu ehren. Der Künstler aber, der an eine würdige Aufgabe ein

reines und beharrliches Streben setzte, wird stets der Nachsicht derer gewiß sein, die, gleich ihm selber, wissen, daß das Bewußtsein redlichen Bemühens, seinen eigenen Anforderungen gegenüber, meist die einzige Befriedigung ist, mit welcher er eine vollendete Arbeit aus der Hand legt.

Engelswacht, den 3. August 1854.

Aline von Schlichtkrull.

# Erstes Buch.




# Erstes Kapitel.

„Chi e quel grande che non par che curi
L'incendio?

Dante.

Wir sind im Oktober des Jahres 1630, und befinden uns im Lager des französischen Heeres, welches in Folge des mantuanischen Erbfolgestreites die Sache des Herzogs von Nevers gegen die vereinigten Armeen Spaniens, Savoyens und des deutschen Reiches verfocht. Dasselbe hatte sich während eines, vom Papst Urban VIII. durch seinen Lieblingsgesandten Giulio Mazarini vermittelten Waffenstillstandes in der Umgegend von Turin von den Strapazen des Sommers erholt, und sich jetzt in der Ebene von Scarnafit gegen den Flecken la Manta gezogen, um von hier aus die den Spaniern als Pfand übergebene Stadt Casal zu entsetzen.

Es war Abend. Ein furchtbarer Platzregen, welcher den Marsch während des Tags unglaublich erschwert hatte, schien eben etwas nachzulassen. Die

letzten Kolonnen der Armee zogen von den niedrigen, die Ebene gen Norden begrenzenden Hügeln herab, während die früher Angelangten bereits beim Scheine lodernder Wachtfeuer Bivouaks und leichtes Gezelt aufzuschlagen begannen. Das Erdreich war indessen so naß, und von den la Manta umgebenden Bäumen ergoß sich ein so starker Tropffall, daß man Mühe hatte, die Pferde zum Stehen zu bringen, während die angezündeten Fackeln und Feuer sprühend erloschen. Ein einziges, ziemlich großes Zelt von doppelter Leinwand gewährte einen erträglichen Schutz gegen die unfreundliche Nacht. Es war in zwei Hälften getheilt und lag von dem übrigen Lager etwas abgesondert. Hier standen die Marschälle von la Force und Marillac; der Obermunitionair der Armee, Namens d'Emery; mehrere Diener und Pagen, zwei Kuriere und ein junger Mann von angenehmer Gestalt, dessen kluge Augen auf die in der Mitte gezogene leinene Scheidewand gerichtet waren. Der Raum hinter derselben war erleuchtet; man sah mehrere dunkle Schatten an ihr hin- und wiedergleiten, und bei der ehrerbietigen Stille der Versammlung konnte man auch leises Flüstern vernehmen. Es dauerte lange bis Jemand erschien, und der Marschall Marillac wäre beinahe ungeduldig geworden.

Doch bezwang er sich aus doppelten Gründen. Er stand nämlich im Zelt des Generalissimus, seines Vorgesetzten, und befand sich in Gegenwart eines der Lieblinge desselben, des päpstlichen Unterhändlers Giulio Mazarini.

Dieser, den seine Jugend und das leichte Blut des Südländers vor Mißmuth schützten, blickte mit seinen blitzenden Augen von Einem zum Andern; und wer das Spiel derselben verstanden hätte, würde darin mehr ernste Gedanken gefunden haben, als sie im ersten Augenblicke zu verrathen schienen. Der junge Legat hatte sich, zunächst aus persönlicher Hinneigung, dem Kardinal von Richelieu, damaligem Lenker der Geschicke Frankreichs, angeschlossen, und jeder seiner durchdringenden Blicke voll lauernder Freundlichkeit schien ein Spion im Dienste dieses großen Ministers.

Um die damals obwaltenden Verhältnisse zu überblicken, wird es genügen, dem Gedankenzuge dieses jungen Mannes zu folgen, welcher in Erwartung des Generalissimus, an den er Aufträge hatte, unwillkürlich auf eine Recapitulation der Ursachen des Krieges, so wie der bisherigen Thaten seines Gönners gekommen war. Der Herzog von Nevers, aus dem Hause Gonzaga, war der nächste Erbe des (1628) verstor-

benen Vincent II. von Mantua. Als Lehen des deutschen Reiches fiel dieses Herzogthum nach dem Aussterben der regierenden Linie an die Kaiserkrone zurück. Indessen war Herzog Vincent kaum zu seinen Vätern versammelt, als schon verschiedene Prätendenten ihre Ansprüche geltend gemacht, und der Herzog von Nevers-Gonzaga, Franzose von Geburt, sich Mantua's bemächtigt hatte, ohne die Belehnung des Kaisers abzuwarten. Bekanntlich trennte dies Gebiet die spanischen Besitzungen in Italien von den östreichischen Erblanden. Das Kabinet von San-Lorenzo hatte nicht geglaubt, das so wichtige Lehen in einer Frankreich befreundeten Hand lassen zu dürfen, und sich deshalb, noch eh' der Kaiser Zeit gehabt, über die Usurpation des Herzogs von Nevers Klage zu führen, gemüssigt gefunden, durch eine dem Gouverneur von Mailand zur Verfügung gestellte Armee die Ansprüche der beiden andern Prätendenten*) zu unterstützen.

Der Kardinal von Richelieu, in Folge seiner antispanischen Politik entschlossen, Mantua, diesen einzig die zusammenfluthenden Sympathien der Habsburger

*) Sie waren der Herzog von Savoyen und der Prinz von Guastalla.

beiden Reiche trennenden Damm, nicht an Oestreich zurückfallen zu lassen, hatte dem Herzog von Nevers noch bei Lebzeiten Vincent's II. die Erbfolge zusichern lassen. Nachdem er durch die Einnahme von la Rochelle die Republik der Hugenotten in Westfrankreich zerstört, hatte er seine siegreichen Waffen nach Italien gewandt, um dem Herzog von Nevers, den alle Welt müssig beklagte, zu Hülfe zu kommen. Er hatte, nachdem er schnell die wichtigsten Plätze Savoyens genommen, den Herzog Karl Emanuel gezwungen, mit Frankreich, Venedig und Mantua eine Quadrupel-Allianz zu schließen, und war dann, nachdem er mit England Frieden gemacht, nach den Cevennen geeilt, um dort in Gemeinschaft mit Ludwig XIII. die letzten Föderationen der Hugenotten zu vernichten. Nur zu gebieterisch war die Nothwendigkeit, welche ihn zwang, das vor la Rochelle begonnene Werk zu vollenden; denn Spanien, welches die den Niederlanden von Frankreich geliehene Unterstützung nicht vergessen konnte, benutzte ohne Aufhören die kalvinistische Partei zum Werkzeug seiner geheimen Rache. Der Kardinal hatte in Italien eine Armee unter den Marschällen Créquy, la Force und Schomberg, — Casal, die wichtigste der Festungen, wohlbesetzt in den Händen des Marquis von Toiras, zurückgelassen. Im Languedoc ange-

kommen, ließ er sich von den Sicherheitsplätzen der stolzen, vom Herzog von Rohan geleiteten Partei nach der Reihe die Thore öffnen. Daß er Küraß und Purpur mit gleicher Würde zu tragen wußte, bewies er hier durch eine eben so große Menschlichkeit und religiöse Duldung, als Unerbittlichkeit in Allem, was die Hugenotten zur politischen Macht — zum Staat im Staate — gestempelt hatte. Während er, krank und hinfällig, vor Montauban sein Pferd bestieg, um einige Unglückliche zu retten, welche die Wuth des Königs und der Generäle zum Galgen verdammte, während er das erbitterte Parlament von Toulouse zwang, die den Hugenotten gewährte Religionsfreiheit zu bestätigen, um die vernichtete, ihres Chefs beraubte Genossenschaft „nicht zur Verzweiflung zu treiben" — hatte er ohne Gnade alle Festungen schleifen und alle Schlösser der Cevennen zerstören lassen, auf die der hugenottische Adel so lange erfolgreich getrotzt. Auf diesem Zuge begleiteten den Kardinal die Noailles, die Ventadour, die Montmórency, selbst der Prinz von Condé, einst das Haupt der feudalen Ligue, damals, als die schlaffen Zügel in den Händen Mariens von Medici und des florentinischen Günstlings dem Adel noch Freiheit und Hoffnung auf eine Wiederherstellung seiner alten Rechte

gelassen hatten. Sie mußten jetzt Zeuge sein, wie die grauen Burgen mit ihren Thürmen und zackigen Zinnen, Denkmale des Mittelalters, eine nach der andern, vor dem Befehl des Ministers in den Staub sanken; und wohl fiel der Anblick schwer in ihre Seele, obschon es hugenottische Schlösser waren, denn auch der Hugenott war Franzose und Edler. Stumm, wie einem unabänderlichen Schicksal, folgten sie diesem Manne, dessen Hand noch immer ausgeführt, was sein Wille beschlossen. Stumm sahen sie es mit an, wie sich dem neu ernannten Prinzipalminister, der, bei Hofe angekommen, seine Lorbern bescheiden zu den Füßen seines Gebieters niederlegte, die Blüthe des Adels und der Geistlichkeit entgegendrängte; wie die Herzöge von Chevreuse, von Montbazon und Longueville — die Grafen von St. Pol und la Rochefoucauld, die Kardinäle von la Valette und Bérulle die Kniee beugten, um einen Strahl dieser Sonne aufzufangen, welche sie alle brannte, und ohne die sie doch nicht leben konnten. Was in den heimlichen Tiefen ihrer Herzen schäumte und gährte, das wußte nur einer — das wußte nur der Gegenstand ihres verschwiegenen Hasses und ihrer falschen Huldigungen.

Indessen war die Angelegenheit des Herzogs von Nevers nichts weniger als entschieden, und um sie

rühmlich zu beenden, fand der Kardinal Niemanden geeigneter, als sich selbst. Wohl hatte er gewußt, daß am Hofe ein Wesen magnetartig alle ihm feindliche Elemente an sich zog; er kannte diese Maria von Medicis, den Wankelmuth Ludwig's XIII., die ganze Bedeutung der ihm drohenden Gefahr, sobald er den König den Einflüsterungen seiner Mutter und ihrer Anhänger überließ. Aber es galt hier Frankreichs Ehre, und ohne zu schwanken verließ er den Hof, um die italienische Frage im Kampf mit dem Hause Habsburg, das ihm von beiden Seiten den Handschuh hingeworfen, zu entscheiden.

Er fand den Herzog von Savoyen zu den Spaniern übergetreten; in wenig Tagen nahm man, um ihn zu strafen, sein Land fast ohne Schwertstreich in Besitz. Der Herzog floh aus Turin, und starb kurz darauf in Savigliano. Der Kardinal war nicht geneigt, dem Sohn und Nachfolger desselben sein Besitzthum zurückzugeben, so lange er den Zweck des Feldzugs nicht erreicht; aber es bedurfte fast übermenschlicher Anstrengungen, um neben einem doppelten Feinde noch der Treulosigkeit und Schwäche der eignen Verbündeten, den eifersüchtigen Kabalen der Marschälle, den Desertionen und Verräthereien in

der Armee die Spitze zu bieten. Der Papst Urban VIII., der eben so viel Ursache hatte, Spanien zu fürchten als Frankreich zu schonen, hatte indessen nichts sehnlicher gewünscht, als die Streitigkeiten zu beenden, und es war diesem friedfertigen Herrn gelungen, durch seinen Abgesandten Mazarini den erwähnten Waffenstillstand zu vermitteln. Die Franzosen übergaben die Stadt Casal dem Marquis von Spinola als Pfand, während die Citadelle in ihren Händen blieb; ein neues Corps unter dem Marschall Schomberg sollte beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu der durch Seuchen stark verminderten Armee stoßen und die Stadt von Spinola zurück empfangen. Während aber dies Alles in Italien vorging, war Ludwig XIII., dessen Wille das politische Dasein des Ministers hielt, in Lyon lebensgefährlich erkrankt, und alle Feinde des Letzteren umringten jetzt das Lager des Monarchen, um den verhaßten Machthaber aus seinem Herzen und somit auf immer vom Hofe zu verbannen.

Dies Alles ging, vereint mit neuer lebhafter Bewunderung für den französischen Minister, durch Mazarini's Gedanken, als plötzlich der Vorhang von zwei hinter demselben stehenden Pagen zurückgeschlagen ward und drei Männer erschienen, von denen der

erste die Wartenden mit vieler Würde begrüßte. Er war ein Mann in der Blüthe der Jahre, aber seine Erscheinung hatte nichts von der Kraft und Frische, mit der wir gewohnt sind, den Begriff der Mannheit zu paaren. Seine feine, schlanke, etwas gebrechliche Gestalt beugte sich ein wenig unter der Last eines wasserfarbenen Küraß; sein Gang war edel und anmuthig, obschon mitunter etwas schwankend; das schwarze schlichte Haar umgab ein blasses Gesicht mit feinen und sanften Zügen. Er schien einer jener Menschen zu sein, deren geistige Entwickelung die Blüthe des physischen Lebens schon in der Knospe verkümmert. Die Anwesenden verneigten sich stumm und tief, denn dieser Mann war niemand anders als der Generalissimus, Armand Johann, Kardinal von Richelieu.

„Herr von Marillac — Herr von la Force!" — so redete er die Marschälle an — „dieser Kurier bringt Nachricht, daß wir Herrn von Schomberg übermorgen zu erwarten haben. Wie steht's um die Armee?"

„Ew. Eminenz — die Leute murren; der Soldat ist bis auf die Haut durchnäßt. Unsere Bivouaks sind ein schlechter Schutz gegen dies kannibalische Wetter."

Der Kardinal warf einen Blick auf sein bräunes,

mit leichter Goldstickerei versehenes Kleid, von welchem noch der Regen tropfte. „Sie werden" — fügte er, zu la Force gewandt, hinzu — „Sie werden die Armee in la Manta unterbringen, doch ohne Gewalt anzuwenden. Sind die Proviantwagen angekommen, d'Emery?"

„Es fehlt nicht einer!" war die Antwort. „Brot, Zwieback und Mehl auf mehr als achtzehn Tage."

„Wir brauchen nicht acht zu unserm Marsch!" fiel Richelieu ein — „nun, um so besser. Ich erhalte eben die Nachricht aus Casal, daß Spinola gestorben ist. Grüßen Sie die Leute von mir, lassen Sie reichlich Lebensmittel austheilen, und sagen Sie ihnen, daß wir in zwei Tagen Herrn von Toiras zu Hülfe eilen."

d'Emery und der Kurier von Casal verließen das Zelt.

Der Marschall von Marillac hatte, statt zuzuhören, angelegentlich mit einem der Kuriere geflüstert; der Kardinal, welcher es bemerkt, fragte ihn, ob er etwa Nachrichten von seinem Bruder, dem Siegelbewahrer, habe. „Es ist mir lieb," sagte er, als der Marschall verneinte — „man hört von ihm stets nur Unangenehmes."*) — Ohne auf Marillac's Aus-

*) Der Marschall von Marillac und dessen Bruder gehörten zu den Vornehmsten der Partei, welche damals mit der Königin

druck zu achten, ertheilte er dann la Force seine Befehle, nahm den Kurieren die Depeschen ab und befahl ihnen zu warten.

Er verschwand im hintern Zelt. Dort angekommen, erbrach er eine der Depeschen; eine Wolke umdüsterte seine Stirn.

„Der König ist noch kränker geworden — Monsieur*) ist in Lyon angekommen — die Königin Anna hat sich mit der Königin Mutter vereinigt und erklärt, daß ihr die Interessen Spaniens mehr als alles Andere am Herzen lägen — der Chevalier von St. Simon beschwört mich zurückzukommen! — was ist zu thun?"

Er wollte eben zu einem andern Briefe übergehen, als plötzlich Pferdegetrappel und einige Stimmen vor dem Zelte vernehmlich wurden. „Ein Kurier aus Regensburg!" rief es.

Im nächsten Augenblick hielt der Generalissimus eine neue Depesche in Händen. Es war eine Abschrift des Vertrags von Regensburg, von Herrn

---

Mutter und dem spanischen Gesandten Mirabel den Sturz des Ministeriums Richelieu herbeizuführen suchte.

*) Der Titel des ältesten Bruders der Könige von Frankreich.

von Brulart und dem Pater Joseph*) unterzeichnet. Zweimal durchflog Richelieu das Blatt, ehe er ein Wort hervorbringen konnte; er schien heftig bewegt. „Signor Mazarini," rief er dem jungen Manne zu, der ihm die ganze Zeit über mit dem Ausdrucke der Ergebenheit und Bewunderung gefolgt war — „kommen Sie mit — ich habe mit Ihnen zu reden." Mit einer tiefen Verbeugung folgte Mazarini dem Kardinal.

Nachdem sich dieser versichert, daß Niemand mehr im Zelte anwesend sei, warf er den Küraß ab und ließ sich auf einen Feldstuhl nieder.

„Signor Giulio," sagte er mit einem Tone, welcher, obschon von Aufregung zeugend, dennoch bekundete, daß er mit vollkommener Ueberlegung sprach — „vor fünf Minuten erhalte ich den vom Pater Joseph unterzeichneten Vertrag von Regensburg. Sie kennen die Mission des Paters. Er sollte dem Kaiser und den Kurfürsten mittheilen, weshalb wir es für unsere Pflicht gehalten, in Italien zu interveniren, und unter welchen Bedingungen wir uns zum Frieden entschließen wollten."

Mazarini bejahte.

„Der König," fuhr der Kardinal fort, „ist in

*) Die beiden französischen Gesandten auf dem Regensburger Reichstage.

Lyon krank. Wir stehen Alle in Gottes Hand; man fürchtet seinen Tod. Die Königin Mutter, deren spanischen Sympathien wir es zu danken haben, daß diese Campagne sich fortwährend in die Länge zieht, hat den König mit einer Kabale umgeben, die meinen Sturz zum Zwecke hat und Monsieur nebst den Vornehmsten der Hofdamen und meiner Kollegen vom geheimen Rathe umfaßt. Ich liebe es nicht sehr, mich mit Kabalen zu befassen, und habe mich daher bis jetzt begnügt, dem Marschall Marillac, der mit zu der besagten Clique gehört, auf die Finger zu sehen, statt ihn, wie er's verdiente, nach Vincennes zu schicken. Aber die Sache wächst mir über den Kopf. Der Pater Joseph, in der Voraussetzung, daß ich, falls der König stürbe, unmöglich am Ruder bleiben könne, hat nicht den Muth gehabt, seine ursprünglichen Instruktionen zu befolgen. Er schreibt, daß er geglaubt habe, sich, hinsichtlich der italienischen Frage, in Berücksichtigung der Umstände, traktabel zeigen zu müssen, und hat die Investitur des Herzogs von Nevers in meinem Namen mit dem Versprechen erkauft, allen unseren Verbindungen mit Holland, den deutschen Protestanten und dem König von Schweden zu entsagen."

„Diavolo!" rief Mazarini — „das wird nur

schlimmere Verwickelungen geben, und ich zittere schon vor dem heiligen Vater, der auf's Neue Zeit, Geld und Mühe verschwendet hat."

„Beruhigen Sie den heiligen Vater!" entgegnete Richelieu. „Ich unsere Alliirten verlassen! — ich mich politisch entehren! Was geht mich der Vertrag an? Ich hab' ihn nicht gemacht. Ich bin nicht gesonnen, die Suppe zu essen, die andere Leute eingebrockt haben. Ich schwör' es Ihnen, daß, so lange ich lebe, kein Artikel dieses Vertrages ausgeführt und der Herzog von Nevers mit Mantua nach Bedingungen belehnt werden soll, welche ich vorschreiben werde. Mittlerweile aber sehen Sie ein, daß es für mich Zeit ist, zum Könige zurückzukehren. Ich reise morgen nach Lyon. Der Grund zu dieser Mittheilung, Mazarini, ist eine Bitte."

„Ich stehe", erwiderte Mazarini, „mit Blut und Leben zur Verfügung Ew. Eminenz."

Der Kardinal warf einen wohlwollenden Blick auf Mazarini. „Der Pater Joseph schreibt mir, daß man wahrscheinlich unsern Generälen eine Abschrift dieses Vertrages zeigen wird, um ihren Marsch nach Casal aufzuhalten —"

„Unmöglich!" rief Mazarini — „weiß man denn

nicht, daß Sie, den man nicht täuscht, die Armee anführen?"

„Auf mich scheint man hier nicht mehr gerechnet zu haben — gleichviel!" erwiderte der Kardinal; „ich will um keinen Preis, daß ein solches Manöver die Spanier im Besitz der Stadt erhalte. Auf Marillac kann ich mich nicht mehr verlassen; la Force hat keine Energie; Sie werden deshalb Schomberg erwarten und ihm meinen ausdrücklichen Befehl bringen, in jedem Falle auf Casal zu marschiren. Was dann geschehen wird, kann ich nicht wissen; ich werde Ihnen darüber schreiben und rechne auf Ihre Ergebenheit."

Der Italiener verneigte sich und küßte die Hand des Kardinals mit vieler Geschmeidigkeit und Ehrfurcht. „Der heilige Vater", nahm Letzterer noch einmal das Wort, „hat so viel Güte für mich und meine Familie, daß das Höchste, was ich in seinem Interesse thue, nur der kleinste Theil meiner schuldigen Dankbarkeit ist. Was Sie betrifft, Signor Abbate, der Sie mir Dienste erwiesen haben, ohne daß Sie mir Dank schuldeten, oder in der Lage waren, Vortheil von mir zu ziehen — seien Sie überzeugt, daß ich diejenigen, welche mich lieben, nie vergesse. Es

wird vielleicht eine Zeit kommen, wo ich es Ihnen vergelten kann, mir in einer Stunde der Verlegenheit freiwillig die Hand geboten zu haben."

---

## Zweites Kapitel.

„Les plus grandes et les plus importantes menées qui se fassent dans un royaume, sont ordinairement commencées et conduites par des femmes."

Mémoires de Richelieu.

Derselbe Abend sah in einem Saal des alten Palastes von Lyon drei Männer im lebhaften Gespräch am Fenster lehnen. Der eine war der zweite Prinz von Geblüt, Louis von Bourbon, Graf von Soissons; neben ihm stand der Großstallmeister Chevalier von St. Simon, dessen wir bereits im Lager von Scarnasit erwähnt haben. Der dritte war Graf von Lurique, ein Mann von etwa vierzig Jahren, dessen Gesicht den Ausdruck des Wohlwollens und der Rechtlichkeit trug. Er war vielleicht der Einzige am Hofe, der zu keiner Partei ausschließlich gehörte und der von allen gleich geachtet ward.

„Wie steht's da drinnen?" — das war die Frage, mit welcher der Graf von Soissons dem Herrn von

Lurique, der erst vor wenigen Minuten das Krankenbett des Königs verlassen hatte, entgegen trat.

„Es ist noch wenig Gutes und sicher nichts Bestimmtes zu sagen!“ erwiderte Lurique traurig. „Die Aerzte sind nicht einig. Bouvart schüttelte den Kopf; Séguin dagegen hat die besten Hoffnungen. Der König selbst glaubt nicht an seine Genesung. Der Kardinal von Lyon*) und die Patres Jacquinot und Suffren haben ihn den Nachmittag über nicht verlassen.“

„Verdammte Kutten!“ — rief der Graf von Soissons. „Das ist ja genug, um sechs gesunde Menschen um Verstand und Leben zu bringen.“

„Und dennoch besser als die Ermahnungen gewisser Damen!“ warf St. Simon etwas hitzig dazwischen. „Ich hoffe doch, daß die Königin Mutter Beherrschung und Anstand genug gehabt, um des Ministers nicht auch in Gegenwart des Kardinals von Lyon zu erwähnen.“

---

*) Der ältere Bruder Richelien's. Dem Gesetze nach durften zwar nicht zwei Kardinäle in derselben Familie zu gleicher Zeit sein; der Vorgänger Urban's VIII. hatte aber, in Rücksicht der Verdienste des großen Ministers, in diesem Fall eine Ausnahme gemacht.

Der Graf von Lurique zuckte die Achseln. „Ich muß Ihnen leider sagen," entgegnete er, „daß Ihre Majestät diese Schonung nicht bewiesen hat. Ich glaube, sie genirt sich mehr vor Ihnen, als vor Herrn von Lyon. Es war nicht klug von Ihnen, sich auf so viele Stunden zu entfernen, Herr Großstallmeister; erlauben Sie mir, Ihnen das zu sagen."

„Nicht klug!" — rief St. Simon — „hat man mich denn wieder eingelassen? Ich entfernte mich, um einen Kurier nach Savoyen abzufertigen. Als ich wiederkam, ließ die Königin Mutter mir sagen, daß der König mit dem Pater Suffren und Herrn von Lyon allein sein wolle. Es ist eine Infamie!" fügte er, gegen Soissons gewandt, hinzu; „man wird den König umbringen. — Sie, Monseigneur, sollten ein Wort mit dieser Frau sprechen, deren unsinnigem Hasse gegen Richelieu selbst das Sterbebett des Königs von Frankreich nicht heilig ist."

„Sie haben gut reden! was soll ich thun?" warf der Graf von Soissons hin.

„Nur einen Entschluß fassen!" rief der Chevalier mit Wärme. „Wenn der König stirbt und der Herzog von Orleans ihm folgt" —

„O, dann erleben wir eine Reform!" unterbrach Soissons lachend. „Statt einer Staatsverwaltung

allgemeine Hetzjagd und einen großen Hofstaat von Hunden" —

„Nun freilich!" unterbrach St. Simon — „der Herzog von Orleans, unser Jäger par excellence, ist ja selbst mit allen Hunden gehetzt. Schade nur, daß das Wild, auf welches er jetzt ausgeht, so edel ist."

„Ich merke, wohin Ihre Rede zielt!" nahm Soissons das Wort — aber wen wählen Sie zu Ihrem Vertrauten, und was hoffen Sie von mir? Ich habe wenig Ursache, die Königin Maria oder Monsieur zu lieben, und daß der Kardinal ein großer Staatsmann ist, weiß die Welt. Aber was kann ich für ihn thun? In meinem Gouvernement — das verhehle ich Ihnen nicht — würde jeder Versuch, eine Hand für ihn zu bewaffnen, vergeblich sein."

Der Graf von Lurique schüttelte ungläubig den Kopf.

„Und dann," fuhr Soissons fort, „verdrießt mich dieser Skandal von Pamphleten und Karikaturen, der weder Sie noch mich verschont. Sie, St. Simon, werden der verworfensten Heuchelei gegen den Kardinal beschuldigt; in Zeiten, wie die unsrige, erscheint jede Freundschaft zu fabelhaft, um nicht verdächtig zu sein.

Der Crocheteur der Samaritaine*) soll, wie Herr von Bassompierre mir sagt, von uns bereits die ergötzlichsten Geschichten erzählen. Das Volk glaubt allen Ernstes, daß Richelieu mich zum König machen und mit seiner Nichte verheirathen will, daß Sie sich dagegen des Kardinals zu entledigen und seinen Platz einzunehmen gedenken, und nennt Sie mit dem Witzworte Monsieur's von seiner italienischen Campagne glorreichen Andenkens „den neuen Majordomus in spe."

„Was kümmern mich diese Abgeschmacktheiten!" rief St. Simon mit Lebhaftigkeit. „Frankreich geht zu Grunde ohne Richelieu! Ganz Europa lauscht mit scheuer Erwartung den verlöschenden Athemzügen, an denen Richelieu's Regiment zu hängen scheint! Die ganze äußere Politik stürzt durch die hier entstehende Intrigue über den Haufen. Daß die Königin Mutter daran Schuld ist — wer weiß es nicht? Wenn er nur wenigstens da wäre! — man pflegt sich doch in Etwas vor ihm zu scheuen! Jedenfalls würde diese

*) Die Samaritaine war ein kleines Gebäude auf dem Pontneuf, welches das Seinewasser vermittelst einer Maschinerie in's Louvre und die umstehenden Gebäude führte. Es hieß so wegen des über der großen Uhr angebrachten Bildes der Samariterin am Brunnen.

unausstehliche Weiberkabale aufhören und Monsieur zum Schweigen gebracht werden."

Der Graf von Soissons, den dies Gespräch nicht eben entzückte, blickte ziemlich gelangweilt vor sich hin. Der Graf von Lurique zog, sobald er es bemerkte, den Großstallmeister bei Seite und schob ihm ein Blatt Papier in die Hand. „Das ist," raunte er ihm zu, „ein Billet der Königin Anna, welches sie im Zimmer des Königs verloren hat; es wird Ihnen zu denken geben."

Hastig nahm St. Simon das Blatt und las:

An Herrn Marquis von Mirabel.*)

Herrr Marquis!

Ich höre, daß Sie sich über mich beklagen, weil der König ein Regiment Hülfstruppen nach Italien bestimmt hat; ich habe es aber nicht zu verhindern gewußt, da Se. Majestät immer sehr ungeduldig wird, wenn wir von den italienischen Angelegenheiten zu sprechen anfangen. Auch wiederhole ich, daß ich weder das Verfahren des Kaisers, noch das des Herzogs von Savoyen billige; wir können Herrn von Nevers

---

*) Der spanische Gesandte am Hofe zu Paris, intimer Freund der Königin Anna.

nicht im Stiche lassen, ohne den Ruhm des allerchristlichsten Königs auf's Spiel zu setzen. Herr von St. Simon sagt mir, daß der Kardinal-Minister sehr traurig sei, weil dieser so glänzend begonnene Feldzug in obskuren Verhandlungen endigen zu wollen scheint. Der Kardinal von Richelieu ist ein großer Politiker; vielleicht thue ich Unrecht, gegen ihn zu sprechen; aber Gott wird es mir verzeihen, denn ich habe mich sehr über ihn zu beklagen. Seien Sie also versichert, daß ich die Interessen Sr. katholischen Majestät nie aus den Augen verlieren werde; ja, ich ersuche Sie, wenn Sie mich (was wohl geschehen könnte!) jemals zweifelhaft finden sollten, mich an dies Versprechen zu erinnern, mit welcher Bitte ich mich nenne Ihre Ihnen sehr gewogene

Anna.

Der Graf von Lurique ließ dem Chevalier nicht Zeit, den Gedanken nachzuhängen, die dieser sonderbare Brief in ihm hervorrufen mußte. Er zog ihn auf's Neue bei Seite. „Mit der jungen Hofdame," sagte er leise, „welche seit einiger Zeit so ausschließlich die Gunst der Königin Anna besitzt, habe ich heut gesprochen. Bemächtigen Sie sich ihrer. Und nun leben Sie wohl; ich muß meinen Neffen Charles suchen, den der König diese Nacht um sich zu haben wünscht."

„A propos!“ erwiderte St. Simon — „es ist nicht gut, daß Ihr Neffe sich jetzt bei dem Könige so fest setzt. Seine Verbindungen mit gewissen Damen machen es nicht wahrscheinlich, daß er sich als unsern Zwecken besonders förderlich erweis't!“

„Ich glaube nicht, daß wir von ihm etwas zu fürchten haben!“ warf Lurique hin. „Der ist unschädlich. Ich zweifle, daß jemals ein Gedanke an Politik durch seinen Kopf gegangen ist.“

Er schickte sich zum Weggehen an, als noch mehrere Herren des Hofes eintraten. Unter ihnen sah man Herrn von Lagieres, Vicomte von la Chapelle Gaugain, einen seit Kurzem bei Hofe anwesenden Edlen aus Languedoc, Schwager des Grafen Lurique, und dessen Sohn, Charles von Lagieres, gemeinhin ebenfalls Vicomte von Gaugain genannt. Dieser — derselbe, dessen Lurique und St. Simon so eben erwähnt hatten, war ein noch sehr junger Mann von so auffallender Schönheit, daß es fast unmöglich war, beim ersten Anblick nicht in einen Ausruf des Entzückens auszubrechen. Er war der Schmetterling des Hofes, der, unbekümmert um den Ernst des Tages, ohne Unterschied Alle umflatterte und von Allen gern gesehen ward. Der König liebte diese leichte Natur, dieses schöne Gesicht, das ihn nicht an Staatsgeschäfte und

Hofkabalen erinnerte; Maria von Medicis lächelte gütig zu den Galanterieen dieses jungen Fants, den sie nicht zu fürchten brauchte; die Damen des Hofes ließen sich von ihm umschwärmen, ohne ihn mit Eifersüchteleien und politischen Einflüsterungen zu quälen. So war denn der Vicomte Charles Lagieres mit Zustimmung des Kardinals zum offiziellen Liebling des Königs geworden. Man weiß, daß Ludwig XIII., von seiner Familie verkannt und verlassen, beständig Jemanden brauchte, dem er die Ausbrüche seines verwundeten Herzens, seine Faseleien über Staatsangelegenheiten und seine Gedanken über die ihn umgebenden Personen anvertrauen konnte. Der Kardinal suchte sich gern einen Ableiter für diese Klätschereien, durch die er ohnehin so viele kostbare Stunden einbüßte, und sorgte stets für eine passende Persönlichkeit, die Ludwig XIII. anhörte, ohne nach Einfluß über diesen unabläßig schwankenden Geist zu streben. Es war ein förmliches Hofamt aus diesem Posten geworden, und Charles stand hoch in der Gunst sämmtlicher Parteien, weil er allen für immer unschädlich zu bleiben versprach.

„O Monseigneur," rief er, indem er sich mit mehr Vertraulichkeit als Ehrfurcht dem Grafen von Soissons näherte — „wie sehr freue ich mich, Sie zu finden!

Monsieur, der eben durch die hintere Galerie aus dem Zimmer des Königs kommt, sagt mir, daß Se. Majestät sich entschieden besser befinden. Séguin hat den Einfall gehabt, ihn, als er schon die letzte Oelung verlangte, zur Ader zu lassen. Es soll Wunder gewirkt haben. Die Königinnen und der Kardinal von Lyon haben sich zurückgezogen, und nur der Pater Suffren und Séguin sind bei ihm geblieben."

„Haben Sie eine der Königinnen gesehen?" fragte jetzt St. Simon, der unterdeß das ihm von Lurique eingehändigte Billet wohl zehnmal durchlesen hatte. „Sind nicht die Damen ihrer Begleitung in der Galerie geblieben, welche diesen Saal von dem Zimmer des Königs trennt?"

„Wirklich, ich weiß es nicht!" entgegnete Lagieres; „Monsieur sagte mir, Ihre Majestäten seien schon fort. Er schien sehr vergnügt. Er war über die Aussicht entzückt, bald aus diesem unerträglichen Neste loszuzukommen, was Herrn von Alincourt*), der dabei stand, sehr zu beleidigen schien."

In diesem Augenblicke wurden die Vorhänge der Thür nach dem Krankenzimmer hin zurückgeschlagen,

*) Der damalige Gouverneur von Lyon, Sohn des unter Heinrich IV. und der Regentschaft Mariens v. Medici berühmten Villeroy.

und eine junge und schöne Dame trat ein, welche, als sie die vielen Anwesenden gewahrte, sich ein wenig verwirrt verneigte. „Der König verlangt nach Herrn von Lagieres" — sagte sie mit sanfter Stimme, indem sie den Genannten mit den Augen suchte, und sich, nachdem sie sich überzeugt, daß er sie gehört und verstanden, an Lurique wandte. „Herr Graf," fuhr sie fort, „der Pater Suffren, der mir den Auftrag gab, Herrn von Lagieres zu rufen, theilte uns mit, daß Ihre Majestäten sich durch die hintere Galerie in ihre Gemächer zurückgezogen haben. Ob wir noch länger hier warten sollen? — Der Pater Suffren wußte mir nichts darüber zu sagen."

„Ich denke," erwiderte Lurique, „die Damen können sich zurückziehen, sobald sie wollen. Gestatten Sie mir indeß, gnädiges Fräulein, Ihnen einen Freund vorzustellen. Herr Großstallmeister von St. Simon, Fräulein Stephanie von Broc hat die Güte mir zu erlauben, Sie ihr bekannt zu machen."

St. Simon verneigte sich. Stephanie richtete die Augen zu ihm auf, und sagte mit einiger Betonung:

„Der Graf von Lurique hat mit mir von Ihnen gesprochen, Herr Chevalier."

Jetzt erschienen mehrere Damen in der Thür, unter ihnen die Gräfin von Lurique. Sie sagten

dem Fräulein von Broc, daß der Befehl, sich zu Ihren Majestäten zu begeben, ihnen so eben von anderer Seite her zugegangen sei. Alle entfernten sich darauf, Stephanie war die letzte in der Reihe. Als sie an dem großen Mittelfenster vorbeischritt, fühlte sie sich leicht am Elbogen berührt; sie blickte auf, und sah die Augen des Grafen von Soissons mit einem Ausdruck auf sich geheftet, bei dem man, um ihn einigermaßen verzeihlich zu finden, sich erinnern mußte, daß eine gewisse Frechheit an diesem Hofe Tugend war. Stephanie erglühte und wandte sich weg; der Graf von Soissons erröthete flüchtig. „Das Mädchen ist göttlich!" raunte er dem jungen Vicomte von Lagieres zu, welcher mit der Nachlässigkeit eines verzogenen Kindes sich erst jetzt anschickte, dem Wunsche des nach ihm verlangenden Königs Folge zu leisten.

Die Erscheinung des königlichen Leibarztes Séguin, welcher, nicht wenig stolz auf seine Operation, die durch ihn herbeigeführte günstige Krisis zu verkünden kam, hemmte im nächsten Augenblicke den anmuthvollen Fluß französischer Geschwätzigkeit, den selbst das allmächtige Scepter der Etikette in dem Vorzimmer eines todtkranken Monarchen nicht aufzuhalten vermocht hatte. Zugleich sagte er Herrn von Lagieres, daß der König schon ungeduldig sei, weil er nicht

komme. Der Graf von Soissons, welcher, halb beschämt, zerstreut am Fenster gestanden, und Séguin's Erscheinen kaum bemerkt hatte, wandte sich jetzt zu Charles, mit der Aufforderung, ihn auf eine Maskerade zu begleiten, die insgeheim im Hause eines Lyoner Bürgers stattfinde. Aber der junge Günstling schüttelte den schönen Kopf.

„Ich habe so viel Freundlichkeit von Sr. Majestät erfahren," sagte er leise zu dem Prinzen, „daß ich froh bin, ihm einmal ein kleines Gegenopfer zu bringen. Unterhalten Sie sich so gut als möglich, gnädiger Herr; ich wache diese Nacht beim Könige!

---

# Drittes Kapitel.

„Cette âme, accoutumée à l'amertume, n'avait de la tendresse que pour sentir davantage ses douleurs et ses peines."

Madame de Motteville.

Zwei Tage waren verflossen, während welcher Ludwig XIII., obschon noch sehr krank, merklich seiner Genesung zugeeilt war. Nach einem letzten Anfall von Nervenaufregung war er am Abend in einen lethargischen Schlaf verfallen, aus welchem er erst spät am Tage erwachte. Neben seinem Bette lag Charles von Lagieres in einem Armstuhle ausgestreckt. Er hatte den König während zweier Tage und Nächte nicht verlassen; als Ludwig erwachte, gewahrte er, daß sein junger Gesellschafter fest in seinem Armstuhle schlummerte.

Der blasse König sah ihn an, und ein freundlicher Ausdruck belebte seine schönen aber geistlosen Augen. Er kämpfte mit der Lust ihn zu wecken, als ein heller Sonnenstrahl, der plötzlich durch die halb-

geöffneten Jalousien fiel, Lagieres aus seinem Schlummer störte.

„Ich flehe Ew. Majestät um Vergebung!“ sagte Charles, verwirrt seine gerötheten Augen reibend und an den zerknitterten Goldspitzen zupfend, welche sein braunes Tuchkleid und seinen kurzen Sammetmantel zierten. „Ich habe wundervoll geschlafen! Eine Stunde der Ruhe so unter dem unmittelbaren Schutz der Majestät belebt und kräftigt mehr als zehn Nächte gewöhnlichen Schlummers!“

„Es ist schon gut!“ antwortete Ludwig, dem die alberne Schmeichelei Lagieres' augenscheinlich gefiel; „ich freue mich, daß Du Dich erholt hast. Ich habe auch geschlafen, und zwar recht gut. Sei doch so freundlich und nimm mir jene Arzneiflaschen vor den Augen weg; ich verabscheue diesen Anblick.“

„Und was wird Monsieur Séguin dazu sagen?“ erwiderte Lagieres, mit dem Lächeln der Langenweile auf seinem reizenden Gesichte. „Ew. Majestät werden doch noch lange, um sich ganz herzustellen, Arznei nehmen müssen.“

„Wirklich?“ sagte Ludwig, indem er müde auf die Kissen zurücksank. „Das thut mir leid, Charles — wirklich sehr leid. Ich konnte die Medizinen niemals leiden. Ich weiß noch recht gut, daß ich in

meinen Kinderjahren die gute Montglat immer über mein Befinden täuschte, um nur, wenn ich krank war, nicht einnehmen zu müssen. Herrn Erouard*) brachte ich in Verzweiflung, weil ich seine häßlichen schwarzen Pillen und Tränke weggoß und lieber krank sein, als sie verschlucken mochte."

„O Sire, Sie hatten sehr Unrecht!" erwiderte Charles. „Man kann es Ihnen wohl verzeihen, weil Sie ein Kind waren. Wenn Sie aber jetzt Herrn Séguin auf die Weise täuschen wollten, so würden Sie zum Verräther an Ihrer geheiligten Person und somit an Frankreich werden. Ich schwöre Ihnen, daß ich es nicht leiden würde."

„Sei ruhig!" entgegnete Ludwig — „ich weiß ja, daß ich besser werden muß. Es ist wirklich Zeit. Es werden Dinge vorgefallen sein, die ich am liebsten gar nicht erführe. Es ist doch schwer, eine Krone zu tragen, und ich verstehe nicht, weßhalb man mich so sehr darum beneidet."

„Ach, Sire," rief Lagieres, „es wird Niemandem einfallen Sie zu beneiden. Jeder dankt Gott für Ihre Genesung, und ich bin versucht zu glauben, daß Sie selbst sich am wenigsten darüber freuen."

---

*) Ludwig XIII. Arzt während seiner Kinderzeit. Frau von Montglat war seine Erzieherin.

Ludwig schwieg einen Augenblick; seine Physiognomie ward fast gedankenvoll. „Lieber Charles," sagte er, „Du kennst das nicht und beurtheilst die Leute nach ihren Larven, weil Du sehr jung und auch sehr gut bist. Ich aber habe schon sehr gelitten. Warum kommt meine Mutter nicht mich zu sehen? Und Gaston und die Königin meine Gemahlin, die so eifrig um mich bemüht waren, so lange sie glaubten, daß ich sterben würde — wo sind sie? Beantworte mir das!"

Die merkwürdige Laune dieses jungen und bedauernswürdigen Königs, der sich in seinen aufgeweckten Augenblicken weder beschwichtigen noch täuschen ließ, war Lagieres wohl bekannt. Er versuchte ihn auf andere Gedanken zu bringen, ohne ganz von dem Gegenstande abzuspringen, und sagte, daß Monsieur Lyon am vergangenen Tage verlassen habe.

„So?" äußerte Ludwig sehr erstaunt — „Lyon verlassen? Wird er nicht eine neue Kabale machen? Lyon verlassen, ohne mich vorher zu sehen und zu fragen? Bist Du Deiner Sache auch wohl gewiß, Charles? — Nun freilich," fuhr er fort, als Lagieres bejahend nickte — „er hat hier nichts mehr zu erwarten. Er lauerte ja nur auf meinen Tod, und

meine Genesung ist der Anfang einer tödtlichen Krankheit für seine Hoffnungen."

Lagieres lächelte innerlich über dieses dem Kardinal von Richelieu nachgeahmte Wortspiel — denn Ludwig XIII. hatte sich, ganz in der Weise wie Diener ihre Herren zu kopiren pflegen, verschiedene seiner Ausdrucksweisen und Manieren angewöhnt; indessen war das sich einfädelnde Gespräch in keiner Weise wünschenswerth.

„Wie schwarz Ew. Majestät die einfachsten Dinge sehen!" sagte er begütigend. „Der Herzog von Orleans denkt nicht daran, Ihnen den Thron zu mißgönnen. Die Regierungsangelegenheiten liegen ihm nicht zu sehr im Kopfe. Der Prinz von Condé veranstaltet eine glänzende Jagdpartie, Monsieur ist dazu eingeladen. Er war entzückt über die Gelegenheit, seine herrlichen neuen Jagdhunde zu präsentiren."

„Und sind die Hunde meines Bruders wirklich so schön?" fragte Ludwig mit neugieriger Gleichgültigkeit.

„Die schönsten, die ich je gesehen. Man behauptet, daß sie besser laufen, als die Ew. Majestät."

„So? ist das wahr? Ich finde es sehr unverschämt", sagte Ludwig empfindlich, „Hunde haben zu wollen, die besser laufen als die meinigen, und noch unverschämter, damit zu prahlen —"

„Mein Gott,“ fiel Lagieres ein, „das Ganze ist gewiß eine schandvolle Lüge. Vielleicht ist es auch nur bildlich gemeint und bezieht sich auf die Herren Puylaurens und Lecoigneur, die Monseigneur von Soissons niemals anders als die Spürhunde Monsieur's nennt.“*)

Ludwig XIII. warf den Kopf zurück und fing an, auf eine, eines Königs von Frankreich ziemlich unwürdige Weise über diesen schlechten Witz zu lachen.

Trotzdem schien der Gedanke, den zu verbannen der junge Günstling sich so eifrig bemühte, sich mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit in seinem Gehirn festgesetzt zu haben. Nachdem er eine Weile die Vorhänge seines Bettes angestarrt, fing er — denn was er auf dem Herzen hatte, mußte herausgesprochen werden — seine Jeremiaden von vorn an.

„Siehst Du,“ sagte er schwermüthig, „man kann sich auf diesen Menschen nicht verlassen. Wer steht mir dafür, daß er nicht wieder nach Lothringen geht, von wo wir ihn eben mit Mühe und Noth weggelockt haben? Wer kann ihn halten? Du siehst — ich bin noch schwach; es kostet mich Mühe, meinen Arm aufzuheben. Er hat nicht immer den Befehlen gehorcht,

*) Günstlinge und Minister Gaston's, Herzogs von Orleans.

die ich ihm in gesunden Tagen gegeben. O, ich bin sehr böse auf den Herzog von Orleans! Weißt Du, was er gesagt hat, als ich zuletzt mit dem Kardinal nach Italien ging? Er hat gesagt, daß ich mich meiner ganzen Macht zu Gunsten des Ministers entkleidet und mir nichts als das Vorrecht behalten hätte, Kröpfe zu heilen!"

„Das ist abscheulich!" rief Charles, dem niemals etwas einleuchtender gewesen war, als die Wahrheit dieses Ausspruches.

„Ich will Dir etwas sagen!" fuhr Ludwig mit gedämpfter Stimme fort, indem er sich scheu umsah, um sich zu überzeugen, daß Niemand lausche — „mich drücken schwere Sorgen, Charles! Ich fühl's nicht immer so deutlich wie in diesem Augenblick, daß es nicht ist, wie es sein sollte. Weshalb denkst Du wohl, daß meine Mutter so unablässig um mich bemüht gewesen ist? Etwa um mich zu pflegen — meine Genesung zu beschleunigen? — Den Kardinal hat sie entfernen wollen, weiter nichts; und um es zu erreichen, hat sie Alle, selbst Anna, angeworben, mich so lange zu quälen, bis ich meine Einwilligung geben würde. Ich sagte immer, daß ich es nicht wollte, weil — weil ich es eben nicht wollte."

„Und meiner Treu! Sire,“ rief Charles — „ich glaube, Sie thun Recht daran.“

„Nicht wahr?“ sagte Ludwig hastig — „es würde sich nicht für mich schicken, mich so beherrschen zu lassen! Aber sie haben mich deßhalb nicht weniger gepeinigt. Als ich so sehr krank war, da saßen meine Mutter und Anna und Gaston um mein Bett, und die Patres hinter ihnen; meine Mutter führte das Wort, und keine Bitten des Doktors konnten sie zum Schweigen bringen. Ventre Saint gris! — wie sie raisonnirten! Der Kardinal von Lyon, von Lurique unterstützt, wollte für seinen Bruder sprechen; aber die Königin Mutter rief ihm ganz barsch zu: Herr von Lyon, seien Sie zufrieden, daß der heilige Vater Ihnen den Kardinalshut verliehen, und mischen Sie sich nicht in Politik, von der Sie nichts verstehen!“

„Und was haben Sie darauf geantwortet?“

„Ich war so krank, daß ich kaum die Lippen bewegen konnte. Ich weiß wohl noch, daß ich sagte, die italienischen Kriege müßten beendet sein, bevor ich Richelieu verabschieden könnte. Das schien meine Mutter zu beruhigen, und nachdem Séguin mir zur Ader gelassen, sagte Anna, es würde am besten sein, wenn man mich schlafen lasse.“

Der König stieß hier einen schweren Seufzer aus

und starrte dann scheinbar gedankenlos vor sich hin. In der Meinung, er wolle wirklich schlafen, stand Lagieres auf, als er den Kopf des königlichen Leibarztes sich durch den Vorhang stecken sah, welcher das Krankenzimmer von dem anstoßenden Gemache trennte. Derselbe zog sich aber wieder zurück, und Lagieres blieb in der Mitte des Zimmers stehen. Der König hatte seine Bewegung bemerkt, denn er schlief nicht, wie Lagieres glaubte. „Charles," sagte er mit schwacher Stimme, „willst Du mich auch verlassen? Willst Du mich Miethlingen überliefern, wie meine Mutter und Gaston, der eitle Müssiggänger, die sich nicht mehr um mich kümmern, weil ich ihnen zum Aerger am Leben geblieben bin?"

„Sire!" rief Lagieres — „Sie regen sich gegen Verbot und Vernunft auf! — Ich werde Herrn Séguin holen."

„Ich sage nur, was ich weiß!" erwiderte Ludwig heftig, indem er eine seiner Decken vom Bette warf. „Sie haben sich soviel Mühe um mich gegeben, weil sie mich zu gelegener Zeit sterben zu sehen hofften. Meine Mutter sehe ich im Geist im Sack und in der Asche sitzen und Trauerlieder auf meine Genesung singen. Meine unnatürliche Mutter hat nichts mehr von mir zu hoffen; sie wird vor Wuth bersten, daß

ihre weisen Astrologen, die meinen Tod prophezeihten, gelogen haben. O ich sehe wohl, daß Richelieu Recht hatte, mich vor ihren bösen Planen zu warnen. Auch soll sie es mir entgelten, und mag sie sich auf den Kopf stellen, — ich entferne den Kardinal nun einmal nicht!"

Und der König, der zuletzt nicht mehr gewußt, was er gesprochen, brach vor Schwäche in Thränen aus und warf sich völlig erschöpft auf die Wandseite seines Bettes.

Zum Glück kam Séguin dazu. Derselbe hatte indessen kaum Zeit gehabt, seinem Patienten einen beruhigenden Trank zu reichen, als die Vorhänge sich auf's Neue theilten und die stattliche Figur der Königin Mutter erschien.

Lagieres stand auf und verbeugte sich mit Anmuth. „Ihre Majestät," sagte er leise, „werden den König schwerlich sprechen können; er war sehr erschöpft und scheint jetzt zu schlafen."

„Ich glaube nicht!" entgegnete Maria laut und unsanft, indem sie sich dem Bette näherte. „Ich komme, Sire," fügte sie hinzu, „um in Ihrer Gegenwart dem Himmel für Ihre glückliche Genesung zu danken."

Mit großem Widerwillen und sichtlicher Anstren-

gung wandte Ludwig sich um und sagte mit nur halb geöffneten Augen und einem Anflug von Spott:

„Eine schwere Aufgabe, deren endliche Erfüllung ich Ihnen sehr hoch anrechnen muß.“

Maria biß sich in die Lippen. Dann, bemerkend, daß Lagieres sich entfernt hatte, ließ sie sich auf einen Stuhl neben dem Bette nieder und nahm ihres Sohnes widerstrebende Hand.

„Du bist sehr strafbar, Ludwig, Gott im Augenblick einer empfangenen Gnade durch Ungerechtigkeit gegen Deine Mutter zu erzürnen. Denke darüber ein wenig nach, und suche Dich mit Hülfe des Pater Suffren zu bessern. Ich bringe Dir die Grüße Deines Bruders, der gestern abgereist ist. Er hat seit dem Eintreten der günstigen Krisis nicht aufgehört, dem Allmächtigen dafür zu danken.“

„Nun, Mutter,“ entgegnete Ludwig ohne aufzusehen, „auch ich werde meines frommen Bruders in meinen Gebeten gedenken.“

Maria unterdrückte eine Aufwallung. „Du wirst es niemals lernen,“ sagte sie, „Deine wahren Freunde von den falschen zu unterscheiden.“

„Ich weiß was ich weiß!“ entgegnete der König mit dem Ton eines eigensinnigen Kindes. „Meine

Freunde kenne ich, Mutter, und im Uebrigen bin ich krank.“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ rief Maria — „ich finde Dich in keinem guten Seelenzustand; ich hoffte Besseres! Nach der großen Gnade, die Gott Dir erzeigt, solltest Du Dich dankerfüllt zu denen wenden, welche Dir während Deiner Krankheit bewiesen haben, wie gut sie es mit Dir meinen. Freilich ist Deine Verstocktheit nicht Dir zur Last zu legen. Ich weiß, woher der böse Geist stammt, der Dich besessen zu haben scheint. Ich kenne die Pestbeule, die Dein gesundes Urtheil vergiftet. Du gehst den schweren Pflichten der Regierung auf's Neue entgegen. Willst Du endlich einwilligen, das zu thun, was Gesetz und Gewissen Dir längst geboten? Willst Du auf die Bitten Deiner Mutter hören und Deine falschen Rathgeber entfernen?“

Während dieser Rede hatte Ludwig sich um und um gedreht, als sei er elektrisirt worden; er weinte und schluchzte vor Aerger. „Ich bin krank — ich bin krank!“ rief er aus — „ich will, daß man mich jetzt in Frieden lasse!“

„Mein Sohn!“ unterbrach Maria begütigend —

„Ich werde schon allein meine Rechnung mit dem Himmel machen und einigen Leuten beweisen, daß

sie mit mir und dem Staate und den Ministern gar nichts zu thun haben; jetzt aber will ich, daß man mich schlafen lasse!"

„Ludwig!" sagte Maria, die es in diesem Augenblick vielleicht bereute, das unseligste aller Themata berührt zu haben — „Ludwig, ein einziges Versprechen, und Alles ist gut!"

„Ich will nicht und werde Ihnen nicht mehr antworten!" rief Ludwig mit äußerster Ungeduld. „Charles! — wo ist Charles? — Man rufe mir Herrn von Lagieres und Lurique und Herrn von St. Simon und den Herrn Kardinal von Lyon! Ich will jetzt nichts mehr hören; ich will jetzt schlafen!"

Die Königin Mutter pflegte sich eben so wenig zu beherrschen, als der König es that, wenn er einmal in Zorn gerieth. „Der Himmel wird Dich für diese Verstocktheit strafen!" rief sie aus. „Einem Ehrgeizigen, einem Heuchler, einem Ungeheuer von Undank Deine Mutter aufzuopfern!"

„Laßt mich in Ruhe!" schrie Ludwig in Verzweiflung — „ich will nichts mehr mit Euch zu schaffen haben. Ich sage Euch, verlaßt mich. Thut was Ihr wollt — folgt Eurem Herzen. Ihr Italiener habt List und Schlauheit, und Dolche und Gifte; mordet uns, wenn Ihr wollt, aber glaubt

nicht, daß ich Euch etwas verspreche. Jetzt will ich Ruhe haben, und das, zum Teufel, will ich, der König von Frankreich!"

Er zog die Decke über das Gesicht und sprach keine Sylbe. Die Königin Mutter schien zu überlegen, was zu thun sei, als der Pater Suffren eintrat und ihr ein paar Worte in's Ohr flüsterte. Sie wankte, ward sehr blaß und verließ hastig das Zimmer. Der Kardinal von Richelieu war in diesem Augenblick in Lyon angekommen.

---

## Viertes Kapitel.

„— Es geht ein finst'rer Geist durch unser Haus!"
Schiller.

'S is odd beyoud arithmetics
And manhood is called foolery,
when it stands
Against a falling fabric."
Shakespeare.

Charles von Lagieres hatte, wie man sich erinnern wird, beim Eintritt der Königin Mutter Gelegenheit gefunden, aus dem Zimmer des Königs zu entkommen. Froh, auf einige Augenblicke einer Pflicht enthoben zu sein, welche das mürrische, eigensinnige und eifersüchtige Wesen Ludwigs XIII. zu einer entsetzlichen Pein machte, schlenderte er, Unterhaltung suchend, durch die Säle des Palastes. Er fand aber Niemanden, als den Pater Jacquinot, Messire Bouvart, zweiten Leibarzt des Königs, den Marschall von Bassompierre und Vaultier, den Leibarzt der Königin Mutter, welcher nebst einigen italienischen

Astrologen den Tod des Königs prophezeiht hatten. Leicht grüßend schritt Charles an ihnen vorbei, wandte sich nach dem, von den Damen der Königin Mutter bewohnten Flügel, und klopfte an die Thür seiner jungen Base, der Gräfin von Lurique, welche erst seit kurzer Zeit verheirathet war. Sie zählte nur wenige Jahre mehr als Charles, und dieser, welcher mit ihr erzogen worden, liebte sie wie eine Schwester. Sie lag auf einer Chaise-longue; der Graf saß neben ihr und betrachtete sie mit bekümmerter Miene. Charles, dessen Klopfen nicht bemerkt worden und der deshalb ohne weitere Ceremonien eingetreten war, stand einige Minuten unbeachtet an der Thür. Da die Geduld nicht seine Sache war und das geringe Quantum, welches er davon besaß, ohnehin völlig im Dienste des Königs aufging, schritt er vor und klopfte dem Grafen auf die Schulter.

„Wie, schöne Tante" — rief er scherzend und theilnehmend zugleich — „sind wir krank oder schmollen wir mit dem Herrn Gemahl? Hat uns Jemand Etwas zu Leide gethan? und wenn dem so ist — haben wir nicht einen gehorsamen Neffen, der mit dem Degen in der Faust jede uns zugefügte Beleidigung rächt? — Was ist denn Josephinen?" so wandte er sich ernster an den Grafen, als er

keine Antwort erhielt. „Kann dies liebenswürdige Gesicht nur lächeln wo es allein ist? Kann es, wenn es die finstern Mauern von Chapelle Gaugain zu erhellen wußte, nicht heiter dieses heitere Hofleben wiederspiegeln?"

„Und wenn es das nicht im Stande ist," unterbrach der Graf — „weßhalb uns zu etwas zwingen, was uns nicht gefällt? Die Welt hat viel Raum für das auf ihr so seltene Glück. Ein Wort von Ihnen, Josephine, und wir verlassen den Hof auf immer!"

„O nicht doch!" erwiderte die Gräfin; „haben Sie nur Geduld, Henri; es wird besser werden. Ich habe nichts im Leben gekannt als die Einsamkeit einer schönen Natur; Sie dürfen sich nicht wundern, daß diese vielen Menschen, diese Ränke, diese Gehässigkeiten des Hofes mich verwirren."

„Weißt Du noch, Charles," fuhr sie plötzlich lebhafter fort — „jene Zeit unserer Kinderjahre, als Maria von Medicis es nicht verschmähte, in den Forsten von Gaugain zu jagen? Weißt Du noch, wie wir auf dem Altan des Erkerthurms standen und auf das Gebot Deines Vaters die Tücher schwenkten, wenn sie an seiner Seite auf ihrem weißen

Zelter durch das große Thor in den Schloßhof einritt, um sich an unserer Tafel niederzulassen?"

„Wohl weiß ich es," erwiderte Charles — „mein Vater hat mir oft von dieser königlichen Gunst gesprochen, welche die Lagieres ruinirt hat!"

„Wie?" rief die Gräfin — „bist Du nicht undankbar? Hat Maria von Medicis nicht gehalten, was sie versprach, als sie uns damals auf dem Schooße wiegte und namentlich Dich mit so viel Wohlgefallen betrachtete? Hat sie Dich nicht an den Hof gezogen? Hat sie mir nicht meinen Gemahl zugeführt?"

Die letzten mit zärtlichem Ausdruck gesprochenen Worte verfehlten ihre Bestimmung; der Graf hatte das Zimmer verlassen.

„In der That — ja!" erwiderte Charles mit einem Anflug von Düsterheit — „nachdem die Lagieres, seit Jahrhunderten zu stolz, um etwas von der Gnade ihrer Könige anzunehmen, zu Grunde gegangen sind an dieser edlen Eitelkeit, die kein Mensch ihnen dankte."

„Still, Charles!" erwiderte die junge Frau — „Maria von Medicis würde den Verlust ihrer Macht doppelt beklagen, wüßte sie, daß ein Lagieres ihr einen Vorwurf zu machen hat."

„Ich werde ihr diesen Schmerz ersparen!" entgegnete Charles, indem er wieder in seinen leichtfertigen Ton überging; „ihr Regiment ist aus, und eigentlich freut es mich; denn, im Vertrauen, ich hasse dieses Weib. Was kümmert's mich sonst, wer hier am Hof die Macht in Händen hat? Mag der Wind blasen, woher er will — einen so leichten Kahn wie den unsrigen wird er wohl immer treiben können. Der Astrolog von Gaugain, der so zur Unzeit den Tod Heinrich's IV. prophezeihte, ist todt, und was mein Vater und Maria von Medicis mit einander auszumachen haben, das kümmert auf dieser Welt Keinen mehr."

„Ich bitte Dich," rief die Gräfin erschreckt, „wirst Du nicht ein Unglück anrichten, indem Du auf's Neue an diesen absurden Verdacht erinnerst, der glücklicherweise am Hofe längst vergessen war?"

„Sei ruhig!" erwiderte Charles trüb — „ich bin, wenn auch sehr leichtsinnig, doch nicht toll genug, um meinen Vater zu gefährden. Was aber die Orakel betrifft, welche vor zwanzig Jahren dem Astrologenthurm von Gaugain seine unheilvolle Berühmtheit verschafften, in Folge deren die Königin Maria meinen Vater mit ihrer Gunst beglückte — so behauptet man, daß Josephine ebenfalls daran glaube.

— — Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht irgend ein prophetisches Unglückswort der Sibylle von Gaugain, Deiner Freundin, Ursache dieser Traurigkeit wäre, die uns Alle so sehr beunruhigt."

„Und wenn dem so wäre," warf die junge Frau hin — „es giebt Weissagungen; zweifelst Du daran?"

„Ich weiß es nicht!" sagte Charles — „jedenfalls ist es gut, dergleichen Orakel zu verachten — etwa wie ich die Pythia verspotte, welche hier (er deutete auf seine Brust) ihren Dreifuß aufgestellt hat und mir zuruft, daß ich höchstens noch drei Jahre leben kann! Sollte eine Ahnung des Zukünftigen uns jemals vergessen machen, daß der Augenblick uns gegeben ward, um heiter zu sein?"

Die Gräfin blickte mit Liebe auf das Antlitz dieses schönen jungen Mannes, dessen krankhafte zarte Röthe allerdings bekundete, daß nur ein kurzer Sommertag ihm beschieden sei. Die Antwort, welche sie auf den Lippen hatte, erstarb in einem Seufzer, und beide versanken in Träumerei. Das hastige Eintreten des Grafen schreckte sie unsanft auf. „Charles!" rief er — „es wird dringend gewünscht, daß Sie zum Könige zurückkehren. Der Kardinal ist eben angekommen. Der König hat sich in einer Unterredung mit seiner Mutter auf's Höchste erhitzt und

aufgeregt; Sie und St. Simon sollen ihn beruhigen, bevor man ihm die große Neuigkeit mittheilt."

„Ist's wahr?" rief Charles — „waren Sie bei der Ankunft des Ministers zugegen?"

„Ich habe nur die Wirkungen derselben gesehen;" entgegnete Lurique. „Seit einer Stunde scheint Alles aus den Angeln gehoben. Herr von Broc, welcher an mir vorbeistürzte, erklärte mir Alles mit einem Wort."

„von Broc?" wiederholte Josephine — „der Bruder der jungen Favorite der Königin? — derselbe, mit welchem mein Bruder auf's Neue so eng befreundet scheint?"

„Derselbe!" entgegnete Charles. „Ich muß zum Könige," sagte er dann schnell, indem er seiner Tante die Hand reichte. „Vergiß Deinen Kummer, Josephine, und erinnere mich nie an diesen Broc; ich hasse ihn wie die Sünde."

Er warf graziös der Gräfin einen Handkuß zu und eilte hinaus. Er fand es so, wie der Graf berichtet.

Die Nachricht von der Ankunft des Kardinals hatte sich wie ein Lauffeuer durch den Palast verbreitet; der Hof war in unbeschreiblicher Bestürzung.

Die Königin Mutter war wie ein gescheuchtes Wild in ihre Zimmer geflohen und hatte sich daselbst mit ihren vertrautesten Rathgebern eingeschlossen. Der Marschall von Bassompierre, der sich gewöhnlich nach allen Seiten hin durch ein Tirailleurfeuer von Witzen zu decken pflegte, machte sich mit mehreren Gleichgesinnten aus dem Staube. Der Großstallmeister empfing den Minister mit einer Freude, welche er wenig zu verbergen strebte. Der Kardinal schien weder Augen noch Ohren für etwas zu haben, sondern verlangte zum Könige gelassen zu werden. Erst als der Leibarzt Bouvart ihm entgegentrat und ihm sagte, daß Se. Majestät schlafe, wandte er seine Aufmerksamkeit der Menge zu, welche neugierig das Zimmer zu füllen begann, obschon es in diesem Augenblick mit einiger Gefahr verbunden war, den Minister willkommen zu heißen.

Jetzt öffnete sich die Thür und herein trat Frau von Comballet, von Stephanie von Broc und deren Bruder begleitet. „Mein Oheim — mein Vater!" rief sie entzückt — „Sie sind wieder da, um uns zu schützen! O nun ist Alles wieder gut!" — Erschreckt über ihre eigne Lebhaftigkeit fuhr sie dann leise fort: „Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich für eine Welt nicht tauge, in der man kein Herz haben darf, und

die das meine gebrochen hat, weil es im Leben nur an Ihnen gehangen!" *)

Darauf nahm sie ihre junge Begleiterin bei der Hand. „Stephanie!" sagte sie — „ich stelle Ihnen hiermit Se. Eminenz den Herrn Kardinal von Richelieu vor! Mein Oheim, Sie werden sich des Fräuleins von Broc erinnern, mit der ich erzogen wurde und die aus Freundschaft für mich uns in's Exil nach Avignon folgte, wo sie zuerst lernte Sie zu verehren!"

Durch die heimlichen und unablässigen Bemühungen der Frau von Comballet, welche einsah, wie viel davon abhing, in die unmittelbare Umgebung der Königinnen zuverlässige, dem Kardinal ergebene Persönlichkeiten einzuführen, war Stephanie in die Dienste Annens von Oestreich gekommen. Die Königin Mutter, welche sich nicht herabgelassen, nach der politischen Gesinnung eines jungen Mädchens zu fragen, hatte keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Als man endlich Stephanie's schwärmerische Begeisterung für

*) Marie Magdalene von Vignerod, Marquise von Comballet, die Lieblingsnichte des Ministers, gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Geist. Man beschuldigte sie eines sträflichen Liebesverhältnisses mit ihrem Oheim, und nur mit Mühe hielt dieser die dadurch gekränkte Dame ab, in's Kloster zu gehen.

Richelieu entdeckte, war sie bereits so hoch in der Gunst der regierenden Königin gestiegen, daß diese erklärte, sie würde dieses junge Mädchen, welches sie liebe, nicht, wie die Gräfin de la Torre und die Herzogin von Chevreuse, von sich entfernen lassen. Das Alles wußte der Kardinal.

Stephanie selbst war erst seit kurzem durch St. Simon zum Bewußtsein ihrer Stellung gebracht worden. Schwärmerisch fromm seit ihrer Kindheit, geneigt sich für große Gedanken zu begeistern, war ihr das Versprechen nicht schwer geworden, nach jenem geheimen Einfluß über Annen von Oestreich zu streben, welche einer Partei zum Stützpunkt zu dienen, und der Beredsamkeit Mariens von Medici das Gegengewicht zu halten bestimmt war.

Ihre sanften Augen sanken vor Richelieu's ruhigem Blick zu Boden. Sie hätte gern die Hand geküßt, in der sie ein Werkzeug werden sollte. Stephanie von Broc gehörte zu den frommen Seelen, für die ein Priester fast ein Gott ist. Unter dem Vorwande einem solchem zu nützen, hätte man sie vermögen können, ein Verbrechen zu begehen, und sich dann als Märtyrerin zu betrachten, die im Dienste des Himmels ihr Seelenheil hinopfert. Sie wechselte einige Worte mit dem Kardinal und machte dann

ihrem Bruder Platz, welcher den Großstallmeister bat, ihn vorzustellen. Richelieu sah ihn, als man ihn nannte, mit einiger Aufmerksamkeit an. „Herr von Broc — Broc?“ wiederholte er. „Höre ich recht oder täuscht mich mein Gedächtniß? — mich dünkt ich sollte Sie kennen. Haben wir uns nicht in Angers gesehen?“*)

de Broc erröthete; die Umstehenden wußten nicht weßhalb. Er näherte sich dem Minister mit Ehrfurcht.

„Ich sehe“ — sagte er halblaut, „daß Ew. Eminenz sich meiner erinnern. Ich war damals jung und leichtsinnig, und würde nicht gewagt haben vor Ihnen zu erscheinen, wenn ich nicht gehofft, daß die Jahre mein Aeußeres eben so sehr wie mein Herz verändert hätten.“

„Ich werde später das Vergnügen haben mit Ihnen zu sprechen!“ erwiderte Richelieu; „jedenfalls danke ich Ihnen, daß sie mich heute aufzusuchen wagen. Jetzt aber ruft mich meine Pflicht zu meinen Gebietern. Werde ich,“ fügte er, zu den Damen ge-

*) In ihren früheren Fehden mit Ludwig XIII. hielt Maria von Medicis eine Zeit lang die Citadelle von Angers, sowie die Stadt und den dazu gehörigen Bezirk, besetzt. Richelieu, damals Bischof von Luçon und ihr Günstling, leitete von hieraus ihre Unterhandlungen zur Versöhnung mit dem Könige und seinem derzeitigen Minister dem Connetable von Luynes.

wandt, hinzu — „den Königinnen meine Ehrfurcht bezeigen dürfen?"

„Die Königin Anna," erwiderte Stephanie, „ist seit gestern Abend krank."

„Krank!" — wiederholte Richelieu plötzlich erblassend — „wirklich krank —?"

„Und ob die Königin Mutter für Sie sichtbar sein wird," flüsterte die Comballet — „ist mehr als zweifelhaft."

Der Kardinal schien diese Worte zu überhören. „Krank!" murmelte er leise und abgewandt.

Es war dies eins derjenigen Worte, welche in den Höfen zu denken geben. Es würde seine Wirkung nicht verfehlt haben, wäre nicht Charles von Lagieres in diesem Augenblicke eingetreten.

„Der König verlangt nach Sr. Eminenz! — Herr Kardinal, wollen Sie geruhen, mich zu Sr. Majestät zu begleiten?"

Richelieu fuhr auf und schien sich schnell zu sammeln. Er verneigte sich gegen sämmliche Anwesende, und folgte dem Vicomte in's Krankenzimmer.

Ludwig XIII. saß aufrecht im Bette; sein abgemagertes Gesicht war mit dem Ausdruck ungeduldiger Erwartung auf die Thür geheftet, durch welche Richelieu eintrat.

„Ach, mein lieber Kardinal," rief er ihm entgegen, indem er eine seiner Hände ausstreckte — „mein lieber Kardinal — sind Sie endlich gekommen?"

Der Kardinal ergriff und küßte diese Hand, welche in demselben Augenblicke wieder auf's Bett zurückgesunken war; Lagieres und die Aerzte entfernten sich schweigend.

„O Richelieu!" rief der König — „konnten Sie einen Augenblick in Lyon sein, ohne zu mir zu kommen? Mußte dieser gute Charles mir erst verrathen, daß Sie hier seien — mußte ich Sie rufen lassen?"

„Man sagte mir," erwiderte Richelieu, „daß Ew. Majestät schlafen wollten. Man hat mir nicht gestattet, Sie zu sehen."

Ludwig XIII. brach in Thränen aus und ließ sein müdes Haupt auf die Schulter seines Ministers sinken. „Das ist meine Mutter!" rief er weinend. „Sie haben mich Alle verlassen und wollen, daß ich Sie verlassen soll, weil Sie mich lieben!"

Der Kardinal schien um einen Kopf zu wachsen; er fühlte Ankergrund.

Der König fiel in seine Kissen zurück und ließ seine Hand in der des Ministers.

„Hören Sie," sagte er mit einiger Anstrengung —

„Ihnen drohen hier große Gefahren. Ich darf Ihnen nicht Alles sagen, was hier vorgefallen ist; Gott würde mich dafür strafen; aber es giebt Dinge, die mich sehr entmuthigen. Man hat mir viel von Ihnen gesprochen, Richelieu; wirklich sehr viel; ich werde aber nichts von Allem glauben, wenn ich nur weiß, daß Sie fortfahren wollen, mich zu lieben!"

„Sire!" rief der Kardinal — „haben Sie mir Ihr Vertrauen bewahrt, was kümmern mich dann die Verleumdungen der ganzen Welt?"

„Aber ich" — warf Ludwig seufzend hin — „ich bin dadurch sehr unglücklich, wenn Sie mich verlassen; denn Jeder quält mich dann, und Niemand räth mir!"

Der Kardinal antwortete nicht; vielleicht kämpfte er mit sich selber.

„Ich kann mir's denken!" sagte er endlich; „auch den Weisesten umfaßt die Unvollkommenheit alles Irdischen. Aber Sie, Sire, haben eine Mutter, die regiert hat — eine Gemahlin, deren reines Auge über allen Verhältnissen schwebt" —

Der König erhob langsam und erstaunt die Augen. „Von meiner Mutter — von meiner Gemahlin sprechen Sie mir — Sie?"

„Und das wundert Ew. Majestät? Im Ver-

trauen — die Königin Anna ist verkannt worden, Sire — von Ihnen, von mir — von uns Allen" —

Der König drehte sich unruhig umher; es schien ihn etwas zu quälen. Er wollte sich zwingen, einen Gedanken für sich zu behalten; aber er konnte es nicht.

„Ich weiß nicht," sagte er ängstlich — „Sie haben nicht immer so gesprochen; Sie warnten mich stets vor dem Einflusse Spaniens. Und dann, mein lieber Kardinal, ist's Ihnen denn unbekannt, daß Anna — gar nicht Ihre Freundin ist? Sie wissen, daß wir uns nicht sehr nahe stehen, daß sie aber während dieser Krankheit freundlich und gütig gegen mich schien; aber für Sie, um nicht mehr zu sagen — für Sie hat sie niemals gesprochen, weil (Ludwig's XIII. Stimme verlor sich hier in fast unhörbarem Flüstern) — weil meine Mutter sie verführt, zu glauben, daß Sie ihr Feind und auch der meinige sind."

Der Kardinal bedeckte einen Augenblick lang sein Gesicht mit beiden Händen. „Ich glaube nicht," sagte er dann mit dem Tone schmerzlicher Fassung, „daß Ihre Mutter fähig ist, absichtlich ein edles Herz irre zu leiten."

Der König richtete auf Richelieu einen Blick, in welchem eine scheue Bewunderung mit der kalten —

der einzigen Liebe verschmolz, deren diese müde Seele fähig war. Erschöpfung und ein Meer verwirrter Gedanken verhinderten ihn indessen, seinem Gefühle Worte zu geben; der Blick blieb an dem Antlitz des Ministers haften, ward starr und gedankenlos — endlich schlossen sich die Lider in einem Schlummer der Abspannung. Der Kardinal blieb ohne eine Bewegung am Bette des Königs sitzen, dessen Hand er noch in der seinigen hielt, und betrachtete das blasse Gesicht, welches die edlen Züge der Bourbons ohne den, diesem königlichen Geschlecht eignen kühnen Ausdruck hatte. Wohl mehr als eine Stunde lang bewachte er den Schlummer dieses schwachsinnigen Monarchen, von welchem — furchtbares Selbstgeständniß für einen Mann, der dazu geboren ward, die Welt zu beherrschen! — von welchem er abhängig war, und von welchem abhängig zu sein er ihm alle Tage bekennen mußte, um den Argwohn dieses ewig zwischen Mißtrauen, Bitterkeit und Gekränktheit schwankenden Gemüthes niederzuschlagen! — Was dachte der Kardinal von Richelieu in diesem Augenblick? Bemitleidete er mehr sich selbst oder das beweinenswerthe Zwitterwesen vor sich, das auf Augenblicke ernst gefühlvoll, ja weise war — dessen Seele Bruchstücke aller guten und großen Fähigkeiten in sich

schloß, welche aber, ein geistiges Kaleidoskop, nur den kleinsten Anstoß von außen brauchte, um die chaotisch durcheinander wirbelnden Gedankenatome zu einem in jeder Minute völlig verschiedenen Bilde zu gestalten? Galt dieses Lächeln, voll jener stolzen und melancholischen Ironie, welche nur das tiefe Menschenstudium erzeugt, mehr ihm selber, der er die Kniee beugen und schmeicheln, wo er verachten mußte, oder dem armen Manne, dessen einfache Fähigkeiten längst an seiner Aufgabe zersplittert waren, der nichts mehr war, als ein gekröntes Pasquill auf die Nichtigkeit menschlicher Prätensionen?! Gleichviel was sich in der Tiefe seines Herzens regt — entschlossen, dem Schicksal den Rang abzulaufen, blickte er auf den schlafenden König. „Ich werde mit Dir ein gewagtes Spiel spielen — aber sei es drum! — Der verdiente das bloße Dasein nicht, viel weniger die Macht, nach der ich ringe, der nicht an Alles — Alles setzen kann.“

## Fünftes Kapitel.

„Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt
Und seh' dein Auge blitzen trotziglich
Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt
Und elend bist du doch, elend wie ich!"

Heine.

Betreten wir den von der regierenden Königin bewohnten Flügel des Lyoner Schlosses, und werfen wir einen Blick in eins der Zimmer desselben.

Es ist früh am Morgen. Ein Schimmer des anbrechenden Tages dringt durch die nur halb geschlossenen Persianen und kämpft mit dem flackernden Schein verlöschender, rings auf goldenen Wandleuchtern angebrachter Wachskerzen. Armstühle von Ebenholz, mit dunklem Sammt überzogen, die Lehnen von spanischen Wappenschildern überragt, heben die Farbenpracht der eingerahmten, auf weißem Grunde gewirkten Tapeten; von den purpurnen Vorhängen des im Hintergrunde befindlichen Himmelbettes schimmern in silberner Stickerei die Lilien von Frankreich. Wir sind im Schlafgemache Annens von Oestreich. Hinter

diesen halb zurückgeschlagenen Sammetgardinen ruht sie, schön wie die schönste Nymphe, die in der Zeit hellenischer Blüthe die Herzen der Götter verlockte. Folgen wir den lüsternen Strahlen dieser herabgebrannten Kerzen, wie die einen in stummer Wonne auf der noch von der Morgenröthe der Jugend gefärbten Wange, auf den so stolzen und doch so lieblichen Lippen ruhen und vergehen, während die andern, mit der letzten Kraft aufflackernd, die blonden Flechten küssen, die sich so weich an die weißen Schultern und den weißen Arm schmiegen, auf den das schöne Haupt nach schlaflos verbrachter Nacht sich stützt. Betrachten wir sie in dieser Stunde, wo ihre Brust frei von dem Zwang der Etikette athmet, wo sie die spanische Grandezza von sich geworfen, die am Tage den Liebreiz verhüllt, den die Natur ihr so verschwenderisch zu Theil werden ließ! — Ein verlassenes Paradies, einem Unwürdigen verliehen, der es nicht zu schätzen wußte und ihm kalt den Rücken wandte, um es dem Gezänk der Diplomaten zu überlassen. Wachte denn kein Engel an den Pforten dieses Eden? — Von ihrem Vaterlande getrennt, von ihrem Gemahl vernachlässigt, ohne innern Halt, umgeben von den Intriguen und Liebschaften eines galanten Hofes, war Anna von Oestreich frivol geworden, weil sie nicht

glücklich sein durfte, und vergaß Jahre lang im Taumel glänzender Nichtigkeiten, was sie einst unter den Orangen am Ufer des Tajo von Glück und Leben geträumt. Was hat denn jetzt den bittern, wehmuthsvollen Zug um den Mund — den Schatten um die schönen Augen hervorgerufen?

Sie hatte gestern ihre Damen früh entlassen und sich zur Ruhe begeben, ohne jedoch den ersehnten Schlummer zu finden. Das Licht der Kerzen, welche sie nicht hatte auslöschen mögen oder können, war der Aufregung ihrer ruhelosen Gedanken zu Hülfe gekommen. Als endlich die meisten derselben erloschen und ein trüber Morgenschein bereits durch die bunten Fensterscheiben fiel, stand sie auf, warf ein Morgenkleid über und öffnete eine Tapetenthür, welche in das Zimmer ihrer Lieblingsdame führte. Stephanie von Broc, seit kurzer Zeit die glückliche Begünstigte, lag halb angekleidet vor einem Kruzifix auf den Knieen; durch ihre Finger glitten die Perlen eines Rosenkranzes, den sie mehrmals an die Lippen drückte. Ihre Andacht dauerte lang; Anna wäre beinahe ungeduldig geworden. Sie betrachtete das junge Mädchen, als sie sich endlich erhob mit gemischten Empfindungen. „Wie Sie glücklich sind, Stephanie!" sagte sie endlich mit einem Seufzer.

„Ich habe für Sie gebetet!“ erwiderte Stephanie — „für Sie, Madame, die Sie verdienen eben so glücklich zu sein als Sie gut sind. Doch wollen Ew. Majestät allen Ernstes schon aufstehen? — es ist noch früh. —“

„Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können!“ erwiderte die Königin. „Ich zitterte schon bei dem Gedanken an den heutigen Tag — an die Königin Mutter und an den Marquis von Mirabel, der zur Toilette kommen wird.“

Mit diesen Worten sank Anna in einen gestickten Lehnstuhl von viereckiger Form und blickte ziemlich lange auf die mit Kupfer, Silber und Perlmutter ausgelegte Platte eines neben ihr stehenden Tisches von Ebenholz, auf welchem verschiedene Toilettengegenstände und mehrere Briefe lagen.

„Ist das nicht die Handschrift St. Simon's?“ rief sie, als sie einen der letzteren in's Auge faßte.

Stephanie bejahte.

Die Königin nahm den Brief, noch ehe das junge Mädchen es verhindern konnte, las ihn und sagte: „Müssen Sie nicht eigentlich bewundern, Stephanie, daß ich Sie so sehr liebe? Glauben Sie, ich wisse nicht längst, daß man Sie in meinen Hofstaat eingeführt hat — nicht um mir zu dienen, son=

dern um mich zu beherrschen? — Betrüben Sie sich nicht!" fuhr sie fort, als Stephanie bestürzt aufsah — „daß Sie mich lieben, davon bin ich überzeugt. Weßhalb aber treten Sie mir nicht offenherzig mit dem entgegen, was Ihre Partei durch Sie von mir zu erlangen hofft? Ich kenne Eure Tendenzen so gut wie Ihr selbst. Ja, laß uns lieber gar nicht mehr von diesen Dingen reden, über die wir doch keine Macht haben."

„Sie keine Macht?" rief Stephanie — „wenn Sie sich dem Könige näherten — durch Liebe Einfluß über ihn gewönnen —"

„Liebe!" wiederholte Anna mit einem Ausdruck, der an Entsetzen gränzte — „Liebe, für dieses eiskalte Herz — für diesen Mann, den zu beherrschen kaum ein Ruhm wäre, der sich nicht einmal beherrschen läßt, weil er als einzige Eigenschaft einen unbezwinglichen Eigensinn besitzt — Nein, Stephanie! — um den zu beherrschen, muß man Richelieu sein. Erwarten wir, ob er es kann, und verehren wir in dem, was geschieht, den Willen des Himmels. Um Dir Freude zu machen, will ich Dir sagen, daß ich dem Großstallmeister versprochen, den Kardinal heut bei der Toilette zu empfangen —"

„Und war dieser Entschluß so schwer? Können Sie wirklich einen so großen Mann hassen?“

„Hassen?“ wiederholte Anna langsam — „ich habe ihn nie gehaßt!“

„Aber auch nicht immer an ihn geglaubt! — Und ich weiß, daß er sie liebt und Sie verehrt —“

„Laß uns davon schweigen!“ unterbrach Anna heftig — „es wird sich zeigen, was ich hier thun kann und muß. Schweig! — ich befehl' es Dir!“ fügte sie fast zornig hinzu, als Stephanie noch etwas sagen wollte. „Komm mit und kleide mich an!“

Das Fräulein folgte ihrer Gebieterin in das Zimmer derselben. Anna schien unruhig und traurig. Sie gebot, ihren anderen Frauen den Eintritt zu ihr zu gestatten, schärfte indessen Stephanien ein, nicht von ihrer Seite zu weichen.

„Du bist sorglos!“ sagte sie leise zu ihr — „und doch bedroht auch Dich der allgemeine Sturm. Der Kardinal hat Deinen Bruder am Hofe aufgenommen, und die Königin Mutter beklagt sich bitter darüber. Man hat mir gesagt, daß sie ihn früher gern gehabt, aber bei einer Gelegenheit von ihm verrathen worden sei und seine Gegenwart deßhalb als eine Beleidigung empfinde.“

„Ach, Madame,“ erwiderte Stephanie traurig,

„ich weiß sehr wenig über meinen Bruder; aber wenn er irgend ein Unrecht begangen, so wird er es gewiß wieder gut machen wollen; Se. Eminenz hat das ohne Zweifel erkannt.“

Jetzt kam die Toilettenstunde heran. Anna von Oestreich, auf einem mit goldenen Franzen verzierten Lehnstuhl vor ihrem Spiegel sitzend, umgeben von dem glänzenden Kreise ihrer Damen, empfing die Großen des Reichs, welche dem Hofe nach Paris voranreisen sollten. Die mit schwarzen Ebenholzstäben versehenen Thürsteher nannten alle diese edlen Namen, auf welche Frankreich viele Jahrhunderte hindurch stolz gewesen und die erst in letztverflossener Zeit so viel von ihrem Klang verloren hatten. Man sah auch die Gesandten auswärtiger, dem Hause Habsburg freundlicher wie verfeindeter Mächte, ausgenommen die des stolzen Hollands, welches sich durch den Vertrag von Regensburg verlassen und beleidigt wähnte und lieber allein dem deutschen Reich und den katholischen Niederlanden stehen, als schmeicheln wollte. Da waren der Marquis von Mirabel, die Gesandten der bis jetzt neutral gebliebenen katholischen, andererseits die der protestantischen Kurfürsten, welche durch Richelieu mit ersteren verbunden zu werden und die Ansprüche der goldenen Bulle wieder

in's Leben zu rufen gedachten. Man sah Edle aus Florenz und Mailand, welche Annen auf Befehl Mariens von Medici den Hof machen mußten, aber auch den Baron von Charnacé, den Richelieu in das Lager Gustav Adolph's zu schicken im Begriffe stand, um sich mit diesem Monarchen gegen die Macht der Habsburger zu verbünden. Man bemerkte deutlich in dieser glänzenden, dem Prinzipe nach so gemischten Versammlung, wie sehr jede Partei bemüht war, die Königin Anna auf ihre Seite zu bringen. Die schöne Monarchin empfing und hörte Alle, nicht ohne eine gewisse peinliche Verlegenheit, welche sich in der Unruhe ihres Mienenspiels, der Aengstlichkeit und Zerstreutheit ihrer Worte kund gab. Sie blickte oft unruhig nach der Thür. Schon hatten Einige das Zimmer wieder verlassen; Andere sprachen mit den Hofdamen. Endlich erschien der Großstallmeister mit dem Grafen von Soissons — ohne den Kardinal. Als Stephanie den Grafen bemerkte, bat sie um Erlaubniß sich zu entfernen; Anna gewährte es gedankenlos. Wie — hätte dieser Mann verwegen genug sein können, eine von ihr ertheilte Erlaubniß zu verachten? Die Audienzstunde war verstrichen. Anna wollte sich eben bei St. Simon erkundigen, was das Nichterscheinen des Kardinals zu bedeuten habe, als

der Name desselben plötzlich von den Lippen der ankündigenden Thürsteher ertönte. Die Königin stand still und entfärbte sich ein wenig; der Kardinal trat ein und verneigte sich stumm. Es dauerte einen Augenblick, ehe Anna es über sich gewinnen konnte, die Augen aufzuschlagen. Die noch anwesenden Hofleute hatten sich in die angrenzenden Zimmer zurückgezogen; Soissons war in ein Gespräch mit St. Simon vertieft; die Königin war also allein mit dem Manne, den hassen zu müssen sie so viel Ursache zu haben glaubte. „Sie kommen," sagte sie stockend und zögernd — „Sie kommen, um mir Vorwürfe zu machen, Herr Kardinal. Ersparen Sie sie mir — ich würde nichts darauf zu antworten wissen, denn man vertheidigt sich nicht, wenn man sich schuldlos fühlt."

„Ich habe nicht verdient, daß Ew. Majestät meiner spotten!" antwortete Richelieu stolz, „und ich weiß nicht, ob es großmüthig war, es in diesem Augenblick zu thun. Der König hat befohlen, daß ich die Königin Mutter nach Paris begleite, und ich bin gekommen von Ew. Majestät Abschied zu nehmen. Es könnte sein, daß es für immer wäre. —

„Herr Kardinal," unterbrach Anna von Oestreich kalt, „ich fürchte, daß Jeder, der dies für ihre Ueber-

zeugung hielte, sehr falsch spielen würde. Zu etwas Anderem, wenn's beliebt."

Der Kardinal heftete seine Augen auf Anna's Gesicht — diese wunderbaren Augen, deren ruhig milder Blick so unergründliche Tiefen zu verschleiern schien, und vor denen das ihrige sich nicht zum ersten Mal verwirrt zu Boden senkte. „Madame" sagte er — „wir durchschauen uns gegenseitig; versuchen wir also nicht, uns zu verstellen. Was ich in diesem Augenblick zu fürchten, gegen wen ich zu kämpfen habe, das liegt klar am Tage. Ich bitte Sie nicht, Madame, mich in diesem Kampfe zu unterstützen; was mich zu Ihnen führte ist ein rein persönlicher Wunsch. Ich wollte Ihre Vergebung mit mir nehmen."

Anna von Oestreich glaubte vielleicht nicht an die Aufrichtigkeit dieser Worte; trotzdem machte der Ton, in dem sie gesprochen wurden, sie erbeben; er war so ruhig — hatte so ganz den Klang der Wahrheit.

„So meinen Sie meiner Vergebung bedürftig zu sein?" fragte sie wider Willen bewegt.

„Daß ich es bin, erwiderte Richelieu, „hat nicht mein eignes Bewußtsein, wohl aber ein Blatt Papier mich gelehrt."

Er zog bei diesen Worten einen Brief hervor und reichte ihn Annen. Die Königin erkannte das von ihr im Schlafzimmer verlorene Billet an Herrn von Mirabel.

„Sie im Besitz dieses Briefes?“ stammelte sie in der äußersten Ueberraschung; — „und Sie wagen es mir zu gestehen?“

„In der That — ich wage es!“ sagte Richelieu gelassen.

Es war dies ein Beispiel der unglaublichen Kühnheit, die den Kardinal so oft gerettet hat. Die Königin Anna blieb sprachlos. Sie fühlte, welche von Zweifeln bewegte Seele aus diesem Briefe sprach — welche Vortheile derselbe dem Minister über sie geben, und wie wenig sie sich dieses Blattes beim König gegen ihn bedienen könnte. Der Kardinal genoß einen Augenblick lang schweigend dieses gefährlichen Triumphes — dann machte er eine Bewegung, als ob er ihre Hand ergreifen wollte, trat aber schnell zurück.

„Madame,“ sagte er mit einiger Aufregung, die über sein Gesicht Glut und Weichheit hauchte — „Sie zürnen mir mit Unrecht. Man gab mir diesen Brief, und ich las ihn, noch eh' ich wußte, was ich las. Vielleicht — denn, wie Sie richtig bemerkt

haben, vertheidigt man sich nicht, wenn man sich schuldlos fühlt — vielleicht hätt' ich ihn gelesen, auch wenn ich vorher gewußt, daß er von Ihnen sei. Und kann es Ihnen so entsetzlich sein, wenn ich erfahre, daß Sie geneigt gewesen, mir mit einem Gedanken Gerechtigkeit zu erweisen? — Können Sie mich so glühend hassen, daß Sie mir selbst die Kenntniß Ihrer Ungnade mißgönnen, damit mir nur das Verdienst nicht bleibe, Sie um Vergebung gefleht zu haben? Wir sind hier ohne Zeugen, Madame, und ich kann daher mit einiger Freiheit reden — Sagen Sie mir, weßhalb diese ungeheuere Verschwörung gegen mich? Eine Armee zieht gegen ein Phantom zu Felde! Was ist die Macht des Kardinals von Richelieu, sobald seine Handlungen ihn verdammen? Wenn ich, was ich gethan, nur that, um mich unter dem Vorwande von Frankreichs Wohl auf eine unverdiente Höhe zu heben — wenn's wirklich keine Wahrheit giebt, die mich stützt, so kann ein Kind mich vernichten; denn ich stehe kämpfend gegen eine ganze Welt — Sie sehen, ich bin allein!"

Es entstand eine Pause.

„Allein!" murmelte Anna unhörbar und abgewandt — „allein! — — ich bin es auch!"

Der Kardinal beugte ein Knie. „Leben Sie wohl, Madame!“ sagte er leise.

Im nächsten Augenblick war die Königin allein. Der Kardinal schritt langsam durch die Gemächer. In einem derselben begegnete ihm Stephanie; er hielt seine Schritte an und reichte ihr die Hand.

„Ich sage Ihnen Lebewohl, Fräulein Broc; ich hoffe Sie in Paris wiederzusehen — ich bin Ihnen sehr verpflichtet. Ich weiß, daß ich die Güte, mit welcher Ihre Majestät mich empfangen, Ihrem Einflusse verdanke!“

„Ich bin die unwürdigste Dienerin Ew. Eminenz!“ erwiderte Stephanie traurig. „Ich thue, was ich kann, aber ich glaube fast, daß es kein Mittel giebt, Einfluß über die Königin Anna zu gewinnen.“

Der Kardinal schaute einen Augenblick lang in Stephanie's fromme Augen, als ob er in ihrer tiefsten Seele lesen wolle.

„Sie irren!“ sagte er dann ruhig — „es giebt eins!“

## Sechstes Kapitel.

„Hätte Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätte er mich als Wurm erschaffen!"
Göthe.

Der Hof war nach Paris zurückgekehrt; die Spannung der Parteien dauerte fort, der Funken der Zwietracht glimmte heiß und drohend unter der Asche. Was hatte es dem Kardinal genützt, die Königin Mutter wie der ergebenste ihrer Diener nach Paris zurück zu geleiten? Während der langen Jahre seiner Gunst hatte er ihre durch und durch italienische Natur genugsam kennen gelernt, um die verstellte Freundlichkeit, mit der sie ihm begegnete, zu schätzen. Unter wechselnden Hoffnungen und Befürchtungen schwand der Winter dahin. Der König reiste in der Unruhe seines Herzens von Paris nach St. Germain, von St. Germain nach Versailles und von da nach Paris zurück, wo er den ehemaligen Palast des Marschall d'Ancre bezog, um den Wuthausfällen gegen den Kardinal zu entgehen, welche im Luxem-

bourg unvermeidlich seiner harrten. Die Königin Mutter erwartete nur die Nachricht von dem Abschlusse des Vertrags von Casal, um ihrem lang verhaltenen Groll auf eine entscheidende Weise Luft zu machen. Die junge Königin schloß sich im Louvre ein, und Richelieu, der im Petit-Luxembourg seine Wohnung genommen, lenkte von dort aus die Fäden seiner Politik so ruhig, als ob die ihn umspielenden Kabalen ihn weder beunruhigten noch kümmerten. Er fürchtete sich im Grunde wirklich nicht vor der Königin Mutter; er war bereits auf diese Höhe menschlichen Stolzes gelangt, auf der es ihm unmöglich war zu glauben, daß er an einer Palastkabale untergehen könne. Wir sehen ihn am Morgen, an welchem ein Kurier den Vertrag von Casal bringt, in seinem Kabinete aus dem Fenster lehnen, ohne auf die rauhe Novemberluft zu achten, der er seine hohe, ruhige Stirn aussetzt. Er blickt auf die bunte Menge, welche sich zu Marien von Medicis in's Luxembourg drängt; was er beim Anblick derselben empfindet, verräth das ruhige, ironische Lächeln, welches über seine feinen und blassen Lippen gleitet. Will ein thörichtes Weib mit dieser Riesennatur kämpfen, der Legionen guter und böser Kräfte zu Gebote stehen? Will ein thörichtes Weib die Macht

dieses Menschen brechen, in dessen Geist, zur furchtbaren Einheit verschmolzen, mehr dämonische Gewalten ruhen, als Ignaz von Loyola und jene berüchtigte „Regimini ecclesiae militantis“ heraufbeschworen und heiligten? Kennt nicht Europa diese glatte Stirn, welche, wenn sie sich in Falten zieht, Nationen zittern macht — diesen eisernen Willen, vor welchem jeder Widerstand ohnmächtig niederbricht — diese Hand, welche, wo es ein System zu befolgen gilt, gleichgültig mit einem Federzuge Hunderte von Leben dem Tode verschreibt? Was ist Maria von Medicis für diesen Mann? — Er hat ihren Sturz nicht herbeigeführt — er hat ihn zu vermeiden gesucht, weil er die Gewalt eben so wenig liebte, als er sie fürchtete. Vielleicht hätte er gern auch ferner in ihr seine Wohlthäterin verehrt — je mehr man das Leben beherrscht, desto lieber hält man an irgend einer Illusion über die vermeintliche Idealität menschlicher Verhältnisse fest, welche uns in der Jugend täuscht und schmeichelt. — Da aber die Kette einmal zerrissen ist, welche dem Cardinal bis jetzt die Hände band, sorgt er auch nicht mehr um die Zukunft; nur so lange er in Marien von Medicis seine Beschützerin sah — nur so lange hatte er sie zu fürchten.

Er bleibt nicht lange allein. Es klopft, und

herein tritt François le Clerc de Tremblay, der Pater Joseph, dessen brauner Kutte man, einem treuen Schatten gleich, überall hinter dem Purpurmantel Richelieu's begegnet. Das war der Mann des Vertrauens, vor dem dieser Geist sich seiner Majestät entkleidete — vor dem der Heros der Politik des siebzehnten Jahrhunderts sich erlaubte Mensch zu sein — ja, dessen derben und richtigen Urtheilen er sich nicht selten unterordnete. Der Pater Joseph störte den Cardinal niemals, weil er ihm keinen Gedanken zu verbergen und keinen Zwang ihm gegenüber zu beobachten hatte. „Nun, Joseph," sagte er, als er seiner ansichtig ward — „der Courier aus Italien ist angekommen. Da hast Du den Vertrag. Ich sagte Dir wohl, daß dieser kleine Mazarin gutmachen würde, was Du in Regensburg verpfuscht hast."

„Danken Sie Gott, der den König am Leben erhielt!" erwiderte Joseph, „und machen Sie mir jetzt keine Vorwürfe mehr; ich möchte wissen, wer es besser gemacht hätte, Angesichts dieses störrigen Reichstags und mit diesem infamen Brulart im Nacken, den Sie mir zur Strafe für meine Sünden mitgeben mußten. Denken Sie lieber ein wenig an das, was hier jetzt gegen Sie im Werke ist. Ihr Vertrag von Casal ist das Signal für die Königin Mutter, alle Minen losplatzen zu lassen."

„Das weiß ich!" sagte Richelieu.

Der Pater Joseph zog langsam einen Stuhl zu dem des Cardinals und ließ sich auf demselben nieder. Es war ein Zeichen, daß er Wichtiges zu reden hatte.

„Eminenz," — hub er an — „ich komme aus dem Luxembourg und versichere Sie, daß Sie wenig Ursache, sich so ruhig zu verhalten. Die Königin Mutter hat, wie Sie wissen, den König halb mit Gewalt aus seinem Hotel in der Rue Tournon herausgeschleppt, um ihn desto besser bearbeiten zu können. Monsieur bandirt unter den Hofleuten umher, und wenn Sie nun einen Blick zum Fenster hinauswerfen, so können Sie sehen, was für ein Wind zu blasen beginnt."

„Das Alles weiß ich!" erwiderte der Cardinal. „Was hast du mir weiter zu sagen?"

„Die Königin Anna ist heute Morgen, wie es scheint aus eigenem Antriebe, aus dem Louvre herübergekommen. Sie hat zwei Stunden lang mit dem König gesprochen. Näheres habe ich nicht erfahren können. Diese Konferenz hätte durchaus verhindert werden müssen."

„Im Gegentheil!" rief Richelieu. „Sie wird nicht gegen mich sprechen. Sie ist mir nicht gewogen, aber sie ist gerecht."

„Das glauben Sie!“ rief Joseph mit einiger Heftigkeit. „Das ist's, was ich Ew. Eminenz sagen wollte. Sie sind ein großer Mann, gnädiger Herr; aber Sie haben Ihre Verblendungen so gut wie Einer. Die Königin Anna, deren Herzen und Urtheil Sie seit einiger Zeit so viel zu vertrauen scheinen, haßt Sie noch mehr als die Medicis. Stille Wasser sind tief. Die Medicis macht viel Geschrei; der König hat längst verlernt darauf zu hören; diese Anna aber ist schön und unwiderstehlich, und wenn die Vertraulichkeit zwischen beiden Majestäten sich jemals wieder anknüpft, so sind Ew. Eminenz verloren.“

„Sie wird sich nicht wieder anknüpfen, falls ich's nicht selbst vermittele!“ entgegnete der Cardinal; „bis dahin sei Du ruhig. Diese weiche Seele haßt nicht, und nur gezwungen kann ein falsches Gefühl sie beherrschen.“

„Unbegreiflich!“ rief der Pater. „Und welche Beweise dieser vortrefflichen Gesinnungen haben Sie denn? Sollten dieselben etwa von Madame Chevreuse oder Frau von Conty, oder Frau Gräfin du Fargis stammen, welche sich schon so sehr darauf freute, die Königin mit Monsieur zu verheirathen? Sind Sie verblendet genug zu glauben, daß sie dies stöckische Schweigen aus Schonung für Sie beobachtet,

während es sie nur ein Wort kosten würde, die Königin Mutter für immer unschädlich zu machen? Dem spanischen Blute mag der Teufel trauen; Gott schütze Ew. Eminenz! Es giebt nichts so Abenteuerliches und Wahnsinniges, was diese Weiber nicht mit kühner Stirn uuternehmen würden. Täuschen Sie sich nicht, gnädiger Herr! — seit den Tagen von Lyon hat die Königin Anna mehr Einfluß auf den König, als Sie glauben mögen!"

Der Cardinal stand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Vor einem Spiegel blieb er stehen und betrachtete einen Augenblick lang gedankenvoll sein blasses Gesicht und seine gebrechliche, obschon anmuthige Gestalt. Er zog aus einem Schubfache eine Abschrift des bewußten Briefes der Königin an Mirabel, hielt ihn dem Pater vor und warf ihn dann in die Flamme, welche im Kamin loderte, während ein kurzes Lachen seine feinen und interessanten Züge zu einem fast diabolischen Ausdruck verzog. Der Pater blickte seinen Gebieter fragend an; der Cardinal blieb, in Gedanken verloren, mit gekreuzten Armen vor dem Feuer stehen. „Joseph," sagte er langsam nach einer Pause — „ich habe mit dieser Anna von Oestreich noch einen Kampf auszufechten."

Der Pater Joseph sprang auf und blickte dem Cardinal erschrocken in's Gesicht; er hatte seinen Gedanken nur halb begriffen. „Ew. Eminenz gaben zu Zeiten des Herzogs von Buckingham dem Hofe Anlaß, von einer eifersüchtigen Leidenschaft für die Königin-Infantin zu flüstern!“ rief er aus; „aber der Herzog von Buckingham*) ist todt; sollten Ew. Eminenz daran denken können, durch die Erinnerung an ihn den König noch einmal in Wuth zu bringen?“ Der Cardinal zuckte hochmüthig die Achseln.

„Es thut mir leid,“ sagte er, „daß du mir einen so erbärmlichen Gedanken zutraust. Es giebt unter den Lebenden Leute, die mir verhaßt sind um der Königin Anna willen; dahin gehört zum Beispiel ihr Intimus, dieser Herr Marquis von Mirabel, den ich bei nächster Gelegenheit entfernen werde; aber glaubst Du etwa, daß ich auch eifersüchtig auf einen Todten bin?“

„Daß Sie im Leben auf ihn eifersüchtig waren, weiß ich!“ erwiderte Joseph trocken.

„Du irrst!“ versetzte Richelieu leise und durchdrin-

---

*) Es ist bekannt, daß die durch Richelieu's Eifersucht unmöglich gemachte Leidenschaft des Herzogs von Buckingham Ursache der Kriege mit England wurde, welche erst nach Buckingham's Tode durch einen für Frankreich glänzenden Frieden beendet wurden.

gend — „Du irrst! Seine Huldigungen schmeichelten ihrer Eitelkeit; — sie wünschte damals nichts als kokett mit Herzen zu spielen. Das meine war zu groß dazu. Jetzt sind Diejenigen dahin, welche damals die in ihr schlummernde Leidenschaft zersplitterten und entweihten, und dieses glücklose Herz möchte zu lieben im Stande sein."

„Was meinen Ew. Eminenz?" rief Joseph mit Unruhe im Blick und Ton — „was hat das zu bedeuten?"

„Daß Armand Richelieu einmal im Leben liebte — — und verschmäht ward — — und sich nicht verschmähen läßt, ohne sich früh oder spät zu rächen, wenn sein Schicksal es nicht übernimmt — und daß das Schicksal es übernommen hat, weil sie elend und allein ist — — und daß Entsagung schwerer ist, als die Qualen der Ewigkeit zu verachten — — doch genug! Kommen Sie jetzt, Messire Joseph, es wird Zeit sein, sich zum Könige zu verfügen. Ich will die Angriffe der Königin Maria zu pariren suchen und hoffe, daß mein Glück mich nicht verlassen wird."

„Ihre Ruhe ist entsetzlich!" rief Joseph aufgeregt; „erzürnen Sie den Himmel nicht durch zu frühes Triumphiren und fordern Sie nicht tollkühn Ihr Schicksal heraus."

Der Cardinal lachte. „Ich wünschte, Sie hätten in Regensburg mehr Ruhe in Bezug auf die Zukunft gehabt. Folgen Sie mir jetzt und seien Sie guten Muthes!"

Der Kapuziner gehorchte. Der Cardinal schritt ihm voran, durch den Hof des Petit-Luxembourg, an seinen salutirenden Wachen vorbei, eine Treppe hinauf, welche zu den Gemächern des Königs führte. Er fand dieselbe versperrt. Eine ungeheuere Menschenmenge drängte sich in den Hof. Der Cardinal war gezwungen, seitwärts auszuweichen, und gewahrte zu seinem Erstaunen die Schöffen und den Vorstand der Kaufleute, welche in Reihe und Glied, vom Grafen von Soissons und einer Menge von Hofleuten begleitet, gravitätisch die Stufen hinabschritten.

Es hatten nämlich, wie sich erwarten läßt, alle Kabalen den Hof nicht in seinen Vergnügungen zu stören vermocht, und die Saison war mit einem prächtigen Ballet beschlossen worden. Auf Zureden des Grafen von Soissons hatte Ludwig XIII. sich bewegen lassen, diesen außerordentlichen Anblick auch der guten Stadt Paris zu gönnen. Man hatte also dem Magistrate angekündigt, daß Se. Majestät an einem festgesetzten Tage das neue Ballet im Thronsaale des Stadthauses tanzen werde, und Alles ward

dem zufolge durch die Vorbereitungen zu dem großen Tage in Anspruch genommen.

Diese aber waren nicht leicht, und der Sieur Franchine, welcher die Leitung der Arbeiten übernommen, hatte mit dem Grafen von Soissons manche lange Berathung gehabt. Zu dem Ballet gehörten Maschinen, welche ihrer erstaunlichen Größe halber nicht vom Louvre in's Stadthaus gebracht werden konnten — ein Elephant — ein Kameel — zwei Maulesel, eine ganze Heerde kolossaler Papageien, und was dergleichen entzückende Gegenstände mehr waren. Diese mußten also im Stadthause selbst angefertigt werden, so wie auch eine Loge für Ihre Majestät die Königin. Für letztere war kein anderer Platz, als vor einem der beiden einander gegenüberliegenden Kamine, und die Herren Schöffen machten Schwierigkeiten, diese Pracht von schwarzen und weißen Marmorsäulen, deren korinthische Kapitäler und Friese das Stadtwappen trugen, durch eine plumpe Zimmermannsarbeit verdecken zu lassen. In Bezug auf diese Angelegenheiten hatte das Corps des Hotel de Ville eine Deputation an den König geschickt, und Richelieu erfuhr zugleich mit dem Zweck derselben, daß sie angenommen und nur durch die Königin Mutter,

welche zum Aerger des Königs fast die Thür gestürmt habe, unterbrochen worden sei.

Der Cardinal grüßte lächelnd die so ernsthaft beschäftigten Väter der Stadt und wandte sich zu dem Kapuziner, welcher ungeduldig und brummend, kaum erwarten konnte, bis der letzte Mann die Treppe geräumt hatte.

„Du siehst, mein lieber Joseph," sagte der Minister mit Heiterkeit, „daß der König noch andere Gedanken hegt, als unsere unzeitigen Befürchtungen uns glauben machen. So lange er Geschmack daran findet, der Stadt Paris seine Ballete vorzutanzen, so lange braucht er auch den Richelieu, der unterdeß für ihn regiert.

Der Pater Joseph murmelte etwas, was der Minister nicht verstand, und schob, als ob er keine Augen habe, Alles, was ihm auf der Treppe begegnete, höchst unsanft aus dem Wege. Im Vorzimmer des Königs begegnete er der Kammerfrau der Königin Mutter; er redete sie an und ließ eine Rolle Goldes in ihre Hände gleiten. Richelieu bemerkte es nicht; durch eine Glasscheibenwand gewahrte er die Königin Anna im Gespräch mit St. Simon. Er hatte keine Zeit, sie zu beobachten, denn sie hob plötzlich die Unterredung auf und begegnete dem Cardinal in der Thür.

Sie schritt erröthend an ihm vorbei, während der Großstallmeister in höchster Aufregung den Minister beim Arme nahm.

„Sie sind verloren, gnädiger Herr," sagte er leise und heftig — „Sie sind verloren, weil Sie nicht glauben wollen, daß diese Frau Sie haßt."

Der Cardinal blieb eine Minute lang, wie von einer schmerzlichen Gewalt festgehalten, vor St. Simon stehen. „Auch sie — auch sie!" murmelte er, indem er trauernden Blickes zurückschaute.

Die Königin bewegte sich eben langsam weg; sie mußte die Worte des Cardinals noch vernommen haben. Gefolgt von Joseph ging Richelieu weiter. Im nächsten Zimmer standen mehrere Hofleute; einige, unter ihnen ein Herr von Châteauneuf *) und der Cardinal von la Valette, reichten ihm mit vieler Herzlichkeit die Hände. Richelieu lächelte dankbar und wandte sich eben unter dem verwunderten Flüstern der Uebrigen zu der Thür der Galerie, die zu dem Kabinet des Königs führte, als Frau von Comballet weinend und völlig außer sich herausstürzte. Eine schnelle Zornesröthe überzog das Antlitz des Cardinals; ein Wort belehrte ihn über das, was vorge-

*) Der spätere Siegelbewahrer.

gangen; Maria von Medicis hatte gewagt, seine Nichte in Gegenwart des Königs zu schmähen und zu beschimpfen. Ohne Verzug nahm er sie bei der Hand und führte sie zu dem Cardinal von la Valette. „Beschützen Sie meine Nichte, wenn ich es nicht mehr kann!“ rief er in großer innerer Bewegung. „Sei ruhig, mein Kind!“ fügte er hinzu — „entweder verlassen wir morgen den Hof auf immer, oder Deinen Thränen ist, noch ehe viele Tage verstreichen, Genugthuung geschehen!“

---

## Siebentes Kapitel.

„Where is this viper
That would depopulate the city, and
Be every man himself?"
Shakespeare.

In Ludwig's XIII. Kabinet, neben dem Lehnstuhl, in welchem der junge König ausgestreckt lag, stand Maria von Medicis mit glänzenden Augen und erhitzten Wangen. Des Königs Augen waren geschlossen; die apathische Ruhe seines Körpers bekundete völlige Ermattung. Endlich öffnete er die Augen und sagte, indem er beide Hände auf die Seitenlehnen stützte:

„Was zögern sie länger, Madame? Sind Sie noch nicht zufrieden?"

„Nein, Sire!" antwortete Maria. „Sie sollen mir mit einem Eide bekräftigen, daß Sie Ihr Versprechen halten wollen. Ich wette sonst, er wird Sie wiedersehen, und es wird schlimmer sein, denn zuvor."

„Ich wünsche,“ erwiderte Ludwig mit einigem Nachdruck, „daß Ihr mich jetzt allein laßt.“

„Meine Gegenwart soll Sie nicht einen Augenblick mehr belästigen, sobald Sie mir beschwören, den Cardinal noch heut zu entfernen. Ein Tag des Aufschubs kann Alles verderben. Er ist jetzt ohne Zufluchtsort — Bassompierre hat ihm den Schutz der Schweizer verweigert —“

„Ich fürchte, das wird ihm übel bekommen!“ erwiderte Ludwig gedehnt. „Laßt mich zufrieden. Ihr habt mir dies Versprechen mit Gewalt entrissen, — merkt es Euch, Mutter, entrissen! Ich will jetzt keine Sylbe mehr davon hören!“

Die wenige Selbstbeherrschung, deren Maria von Medicis fähig war, versagte ihr in diesem Augenblick. Das also war das Ergebniß monatelanger Bemühungen! „Du bist kein Mann, rief sie mit Selbstvergessenheit — Du bist ein Feigling, den meinen Sohn zu nennen ich mich schämen muß —“

„So machen Sie's wie ihre Ahnfrau Katharina!“ unterbrach Ludwig spottend. — „Gehen Sie zu Ihrem Schooßkind Gaston, der gestern Abend einen so gewaltigen Lärm schlug, um heute Morgen an nichts weiter zu denken, als an seine duftenden Schnupftücher, seine schöngekräuselten Spitzenmanschetten und

die Heldenthaten von seines Haarkünstlers wunderbarem Lockeneisen! Gehen Sie, Madame! — lernen Sie vom Herzog von Orleans, wie man seine Wallungen vergißt!"

„Es ist schon gut!" schrie Maria mit ungedämpftem Zorn — „wir wollen sehen, ob der Herzog von Orleans Deiner Beschreibung entspricht! Wir wollen sehen, sage ich Dir! Behalte Deinen Cardinal, bis Du die Ruthe fühlst, die Du Dir bindest, Du giebst dem Himmel selbst das Werkzeug in die Hand, um Dich zu strafen. Ich wiederhole Dir, daß er Dich betrügt und verachtet — daß er, wie er Frankreich regiert, auch Dich beherrscht!"

„Parbleu" — brach der König aus, dessen Ungeduld in Wuth überzugehen anfing — „Ihr ärgert und quält mich so, daß ich den Verstand darüber verlieren werde. Man hat nicht Ruhe vor Euch weder Tag noch Nacht. Ich liege in Lyon auf den Tod, und statt mich in Frieden sterben zu lassen, martert Ihr mich mit Euren Gehässigkeiten. Ich gebe mir sechs Monate lang alle Mühe, Euch zu versöhnen — Ihr aber hört keine Bitten und keine Vernunft. Ich will mich nach so viel Unruhe einmal zerstreuen und meiner guten Stadt Paris ein Schauspiel geben, ich will mit meinen Echevins in Muße

darüber reden, und siehe da — Ihr kommt und treibt die Leute davon, daß Ihnen Angst und bange wird, und stört mich wieder und immer wieder mit Euern verwünschten Angriffen auf Richelieu —"

„Auf diesen Richelieu, ja!" unterbrach Maria, „den Du selbst gern los wärest und dessen verhaßtes Uebergewicht Du dennoch duldest, lieber, als daß Du Deine Mutter an ihm rächst!"*)

Die Antwort auf dieses Argument ward dem König erspart. Die Tapetenthür des Kabinets öffnete sich, und die beiden erbosten Gegner blickten halb erstaunt, halb beschämt in das ruhige Antlitz des Cardinals. Auf Ludwig's Lippen erstarb die zornige Rede, welche seiner Mutter bestimmt war; ein scheuer Blick streifte den Minister. Maria, nachdem ein entsetztes: „O dio, il Cardinale!" — ihrer Ueberraschung Luft gemacht, richtete sich auf, und ihre kühnen Augen sprühten Feuer.

Der Cardinal blieb an der Thür stehen und betrachtete die bedeutsamen Physiognomieen der beiden

*) Bekanntlich war es Maria von Medicis, welche durch ihre Gunst dem Bischof von Luçon den Cardinalshut verschaffte, und später, in der Hoffnung, an ihm eine Stütze zu finden, gegen den anfänglichen Wunsch des Königs seine Einführung in den Staatsrath durchsetzte.

erlauchten Gegner. Er entschloß sich kurz — hier war nicht viel zu schonen. „Ihre Majestäten, sagte er kalt und ruhig — „sprachen von mir!"

Es war das Signal zu einer Reihe von Wuthausbrüchen sowohl von Seiten des Königs als seiner Mutter. Beide schrieen gleichzeitig gegen einander, und Richelieu verstand keine Sylbe. Mit einem bittenden Blick brachte er endlich den König zum Schweigen. Die Königin Mutter schien entschlossen, sich die Wollust, ihren Feind zu schmähen, um keinen Deut schmälern zu lassen; Richelieu hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen.

Der König, durch die Gegenwart des Cardinals ermuthigt, wagte es endlich, seiner Mutter Schweigen zu gebieten. „Er hat mehr Anstand und Beherrschung, als Ihr!" rief er; „denn trotz Eurer groben Schmähungen bleibt er ruhig, aus Achtung für meine Gegenwart!"

„Kläglicher Irrthum!" schrie Maria von Medicis, mehr und mehr sich erhitzend. „Wenn er schweigt, so ist es, weil er keine Vertheidigung weiß. Er ist ein Ungeheuer von Undank, ein schamloser Heuchler, ein Betrüger und Gaukler! Er ist der frechste Schmeichler, welcher je den Kopf eines Königs verdrehte, und um so verächtlicher, je schwächer das

Gehirn, das zu erdrücken er sich zur Aufgabe gemacht!"

„Mutter!" rief der König außer sich — „dies übersteigt die Geduld von tausend Engeln! Vertheidigen Sie sich, Cardinal, gegen diese Beschuldigungen, auf deren Grund sie verlangt, Sie aus meinem Rathe, von meinem Hofe zu entfernen!"

„Ja," fuhr Maria fort, „vertheidigen Sie sich gegen den Vorwurf des Undanks, vor mir, die Ihre falschen Lippen einst Ihre Wohlthäterin nannten — vor mir, die ich Alles, selbst die Gunst des Königs auf's Spiel setzte, um Ihnen den Cardinalshut zu verschaffen und Sie in den Staatsrath einzuführen! Vertheidigen Sie sich gegen diesen Vorwurf, wenn Sie die Unverschämtheit so weit treiben, Personen wie de Broc zu dulden, ja sogar mit Auszeichnung zu behandeln! Beweisen Sie, daß Sie nicht treuloser Weise aus dem Staatsschatz Ihre eignen Kasten füllen, wenn seit gestern Abend ganze Karawanen von Eseln, mit Goldsäcken beladen, aus dem Thor von St. Denis den Weg nach Havre de Grâce nehmen! — Beweisen Sie, daß Sie kein Tyrann sind, wenn Sie das ganze diplomatische Corps bestechen, die Friedensverhandlungen fortwährend in die Länge zu ziehen, damit der große Richelieu unentbehrlich sei

und bleibe, gleichviel ob das Volk darüber zu Grunde gehe! Beweisen Sie, daß Sie kein Heuchler sind, wenn Sie dem Könige einbilden, seine Befehle auszuführen, während Sie auf eigne Faust Frankreich beherrschen und nur auf eine günstige Gelegenheit warten, Monsieur le Comte*) mit Ihrer Nichte zu verheirathen und dann auf den Thron zu setzen!"

Erhitzt und erschöpft warf Maria sich in einen Stuhl.

„Und das können Sie ruhig anhören?" fragte der König, indem er den Cardinal mit starrer Verwunderung betrachtete.

„Es wird mir leichter, als mich zu vertheidigen!" sagte Richelieu.

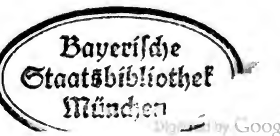
„Ich bitte Sie, thun Sie es!" rief der König mit Unruhe. „Ich glaube wirklich, daß Sie ein Mann von Pflicht und Ehre sind, und daß meine Mutter es nicht Wort haben will, schmerzt mich empfindlich."

„Kann ich aber etwas sagen, was Ihre Majestät nicht reizte?" erwiderte Richelieu. „Man weiß, daß die Wahrheit immer erbittert. Schmerzen kann mich nur der Vorwurf des Undanks; ich schulde Ihnen

---

*) Titel des Grafen von Soissons.





viel, Madame. Vielleicht — ich sage vielleicht!! — wär' ich ohne Sie nicht geworden, was ich bin. Vielleicht auch, wenn ich damals Alles so klar überblickt hätte als jetzt, hätte ich den Schutz nicht angenommen, für den ich nur bis zu einer gewissen Grenze dankbar sein durfte!"

„Heuchler, ich kenne diese Grenze!" murmelte Maria von Medicis.

„Schlimm genug, wenn Sie sie kennen! — sie heißt das Wohl des Staates und des Königs!" unterbrach Richelieu kalt. „Schlimm genug für mich, daß Ihre Gunst auf nichts, als auf der Hoffnung beruhte, durch meine Vermittelung eine Macht wieder zu gewinnen, die Sie als Regentin unrechtmäßig besaßen."

„Unrechtmäßig!" rief Maria. „Die Rechte der Mutter — der Natur" — „Die Regentschaft während der Unmündigkeit eines Königs", unterbrach der Cardinal, „gehört den Prinzen von Geblüt, und nur die Reichsstände haben das Recht der Bestätigung; die Königin Maria aber unterdrückte die Prinzen, brachte durch Geld die übrigen Großen zum Schweigen und zwang mit bewaffneter Hand die Parlamente zu einer Bestätigung, zu der sie nicht befugt waren.

Maria biß sich in die Lippen. Obgleich sie über die Vermessenheit des Cardinals staunte, der es wagte, der von ihr mit der souverainsten Willkür unterdrückten Stände zu erwähnen, konnte sie dennoch nichts erwidern; sie fühlte, daß sie mit ihren eignen Waffen geschlagen war.

Der Cardinal wußte recht gut, was er wagen konnte. „Es würde mir nicht anstehen,“ fuhr er fort, „die Politik der Regentschaft hier näher zu beleuchten. Ich bin Ihnen damals gefolgt — was war ich damals? Inmitten des Chaos eines zertrümmerten Staates ein junger Mann, den Dankbarkeit für einige Freundlichkeit — und ich will's gestehen, auch Ehrgeiz an Sie fesselte. Ich bin Ihnen überall gefolgt — ich habe mich mit Ihnen verbannt, — die Tage von Tours und Brissac haben bewiesen, daß mein einziges Streben dahin ging, Sie mit dem Könige auszusöhnen. Was habe ich denn seitdem so hassenswerthes verübt? Se. Majestät hat mich seines Vertrauens gewürdigt und geruht, durch meine Hand die verlorene Ruhe und das Ansehen des Staates wieder herzustellen. Wir mußten die Hugenotten — die rebellischen Großen — dieses übermüthige Haus Habsburg bezwingen, das die Monarchie Karl's V. wieder in's Leben rufen will; für

diese Aufgaben war die schöne Hand der Königin Maria zu zart. Kann ich dafür, daß sie mir das Verdienst mißgönnt, dem Könige mit Aufopferung meiner Gesundheit, meiner Ruhe, ja, der Liebe Ew. Majestät, zu dienen? Und wo bleibt das Erstaunen über den Verbrauch der Staatsschätze, wenn Flotten und Armeen geschaffen werden mußten, wenn die Belagerung von la Rochelle allein 40 Millionen kostete — wenn ich fortfahren mußte, hundert große, während Ihrer Regentschaft ausgesetzte Jahrgelder zu zahlen und Monsieur's Apanage jedes Jahr zu vermehren?"

„In der That," rief der König — „Richelieu ist zu bescheiden in seiner Vertheidigung; hat er nicht seine eigenen Juwelen verpfändet, um eine Kompagnie nach la Rochelle zu schicken? Habe ich ihm nicht oftmals Vorwürfe gemacht, daß er niemals etwas für sich zu bitten hat?"

„Ich habe nur einen Lohn begehrt;" erwiderte Richelieu stolz — „das Bewußtsein, meinen Platz in der Geschichte dieses Landes zu finden, aber um den Preis, Sr. Majestät ein Königreich zu Füßen gelegt zu haben. Möge der König darüber entscheiden, ob ich um deßwillen, was ich zur Verwirklichung dieses Gedankens that, den Namen eines Tyrannen verdiene. Möge er auch entscheiden, ob

ich — und den Stab über mich brechen, wenn ich der Heuchelei gegen ihn schuldig bin."

Der Cardinal beugte sich über Ludwig's Hand, und küßte sie mit Verehrung.

Ludwig war geblendet, erschüttert und überzeugt. „O mein lieber Cardinal," sagte er, „ich weiß, Sie sind der treueste meiner Diener! Wollen Sie sich mit ihm versöhnen, Madame?" herrschte er Marien an — „ich werde nicht ungerecht werden, weil Sie ihn hassen. Ich bitte Sie," fuhr er fort, als Marie sich auf's Neue ereifern wollte — „ich bitte Sie um meinetwillen, sich mit ihm auszusöhnen!"

„Mein gnädiger Monarch vergönne mir noch einmal zu sprechen!" bat Richelieu mit Unterwürfigkeit. „Ich weiß, daß dieser Zwiespalt ohne Ende ist. Die Königin Mutter wird mir nie einige Zuneigung oder Anerkennung meines geringen Verdienstes gewähren. Ew. Majestät wissen, daß ich Sie verehre, daß ich lieber tausend Tode sterben, als Ihnen einen bösen Augenblick verursachen möchte. Ich kann es nicht ertragen, die Ursache anstößiger Uneinigkeit zwischen Ew. Majestät und Ihrer Mutter zu sein. Lassen Ew. Majestät mich flehen, mich von seinem Hofe, aus seinem Rathe, aus seinem Vertrauen zu entfernen —"

„Das ist ein Wort!“ rief Maria; „und hier, Sire, ist das meinige: Er oder ich! Wir wollen sehen, ob Sie den Muth haben, Ihre eigene Mutter diesem augendienerischen Günstling aufzuopfern.“

Die Königin Mutter wußte, daß diese grelle Alternative das ängstliche Gewissen ihres Sohnes stutzig machen würde. Der Cardinal erkannte die Feinheit dieser Berechnung, fand aber zu derselben mit eben so viel Sicherheit das Gegengewicht.

„O“ — sagte er sarkastisch — „hätten Madame dies Wort vier Jahre früher gesprochen, damals als Chalais auf Ihren Befehl den König in ein Kloster zu stecken und Monsieur mit der Königin-Infantin zu vermählen und auf den Thron zu setzen gedachte, so würden Se. Majestät die Entscheidung wahrscheinlich leichter als heut gefunden haben.“

Die Königin Maria machte eine wüthende Bewegung gegen den Cardinal; der König fiel ihr mit einem Aufschrei der Entrüstung in die Arme. Vor Zorn unfähig zu sprechen, stampfte Maria mit den Füßen, während Ludwig, von beiden Seiten gleich bedrängt, vor Aufregung zitternd, rathlos umherblickte.

„Ich weiß, Mutter, ich weiß!“ sagte er heftig, „was von jeher Euer heißester Wunsch war — „weiß, was Euer Vaultier und Faltroni Euch hoffen lassen.“

„Lassen Ew. Majestät mich flehen ruhig zu bleiben!“ fiel Richelieu mit lammfrommem Ausdruck ein. „Ich würde Ew. Majestät geschirmt — ich würde mit meiner Brust die Ihrige gedeckt haben —“ (und die wohlgeschulten Augen dieses schlausten aller Sterblichen vergossen Thränen) — „ich würde diese Krone bewacht haben, welche die Königin Maria für eine geliebtere Stirn bestimmte —“

„Das ist nicht wahr — das lügt der Cardinal!“ rief Maria völlig außer sich. „Wär's meine Absicht, Dich, wie er behauptet, zum Gunsten Gaston's vom Thron zu stoßen, so sei versichert, daß ich mit einem elenden Schwächling, wie Du, längst fertig geworden wäre!“

Dem König stieg bei diesem Wort das Blut purpurn in die Wangen; er versuchte zu sprechen, aber der Aerger schnürte ihm die Kehle zu. Er konnte kein Wort hervorbringen. Er blickte auf die wüthende Frau, die hochathmend in einem Armstuhl lag; er gedachte ihrer Herrschsucht, ihrer Lieblosigkeit, der Vernachlässigung seiner Kindheit, ihrer schädlichen, unsinnigen und ununterbrochenen Kabalen. Er verglich mit ihr den Cardinal, mit seinem staatsmännischen Genie, seinem militärischen Talent, seiner Besonnenheit und unverwüstlichen Sanftmuth. Die Jahre, in

welchen Beide abwechselnd das Regiment geführt, zogen an seinem innern Auge vorbei, und der Entschluß brach in ihm durch, dem ungerechten Kampf zwischen zwei im Werthe so ungleichen Gegnern auf eigene Gefahr ein Ende zu machen. Den maßlosen Ausbrüchen seiner Mutter gegenüber hatte er freilich nur die Waffe der Weiber — die Verstellung; aber sechs Jahre stündlichen Zusammenlebens mit Richelieu hatten ihn in die Schule derselben genugsam eingeweiht. Mit Blitzesschnelle war ein Operationsplan entworfen.

„Wenn es denn sein muß," sagte er nach einigen Augenblicken der Ueberlegung zu sich selber, „so wollen wir versuchen, was stärker ist — meine List, oder ihre Gewalt."

Er näherte sich seiner Mutter mit ziemlicher Gelassenheit, und sagte so ruhig er konnte:

„Ich frage Ew. Majestät zum letzten Mal, ob Sie sich mit dem Cardinal von Richelieu versöhnen wollen."

„Nie, so lange ich lebe!" rief Maria von Medicis.

Der König seufzte tief auf, schüttelte den Kopf, drückte dem Cardinal die Hand und sagte traurig:

„Gehen Sie denn, mein lieber Cardinal, weil meine Mutter es nicht anders will."

Mit stolzem Hohnlachen sprang Maria auf und maß Richelieu von oben bis unten mit vernichtenden Blicken.

„Ich wußte wohl," rief sie triumphirend, „daß mein Sohn die Stimme der Natur und der Gerechtigkeit nicht auf die Dauer verläugnen kann."

Der Cardinal warf einen forschenden verstohlenen Blick auf Ludwig's XIII. Gesicht, aber er spähte vergebens nach einem Wink, der ihn belehrt hätte, ob das vernommene Wort sein Ernst oder die Maske einer ihm unbekannten Absicht sei. Der König schien seine Augen zu meiden; er reichte ihm nochmals die Hand, wiederholte mit Betonung das vorhin Gesprochene und ließ ihm keine Wahl, als sich tief zu verneigen und das Zimmer zu verlassen.

„Gesiegt, gesiegt!" rief Maria, als sich die Thür hinter ihm schloß.

„Gesiegt!" wiederholte Ludwig matt, indem er der Länge nach auf einen Divan fiel. „Ich hab' Euch meinen besten Diener aufgeopfert, um endlich Ruhe zu haben; jetzt, Mutter, laßt mich allein."

Er schloß die Augen und blinzelte Marien nach, die ohne ein Wort des Bedauerns oder der Erkenntlichkeit mit strahlendem Antlitz der Thüre zuschritt. Sobald sie hinaus war, sprang der König auf,

horchte am Schlüsselloch ihren sich entfernenden Schritten und sagte händereibend, mit einem Ausdruck von Vergnügen auf seinem gerötheten Gesicht:

„Jetzt werde ich einmal ganz allein das Schicksal des Staats entscheiden und eine Intrigue machen, ohne daß selbst Richelieu sich hineinmengen soll!“

Er öffnete die Thür des Kabinets, schritt durch das leere Vorzimmer und trat in die große Galerie, wo eine ungeheuere Bewegung herrschte.

Mit lauter Stimme rief er aus:

„Ich reise übermorgen nach Versailles und lasse Herrn von Marillac ersuchen, mir dahin voranzugehen. Der Gardekapitain meiner Mutter, Herr von la Meilleraye, wird ihm diesen Befehl sofort überbringen.“

Ohne auf die Bewegung zu achten, welche nach der vielbedeutenden Erscheinung der Königin Mutter der Name Marillac's, des erbittertsten Feindes des Cardinals, ringsum erregte, rief der König, im Kreise umherblickend:

„Herr Chevalier von St. Simon!“

Der Großstallmeister trat vor und folgte dem Monarchen. Hinter ihnen entstand ein langes Gemurmel: „Es ist vorbei mit Richelieu.“ Der König schien es nicht zu beachten. Er lief dem Großstall-

meister voran in's Kabinet, schlug die Thür zu, riß, wie um Athem zu schöpfen, die Knöpfe seines engen schwarzen Wammses auf und sagte leise und eilig:

„Du hörst, le Grand, daß sie den Cardinal verloren glauben, und das ist nicht zum Schaden; meine Mutter glaubt es auch. Wir müssen sie einschläfern, um sie desto sicherer zu fassen."

„So ist's nicht wahr?" rief St. Simon in der äußersten Spannung — „er wäre nicht verabschiedet, Sire? — er wär' —"

„Um Gotteswillen, keine Zeit mit Fragen verloren!" unterbrach der König — „wir sind hier Alles; das müssen wir bedenken. Du hörst, ich habe Marillac nach Versailles beordert, das wird wie Lauffeuer sich verbreiten, und man wird glauben, daß er Minister werden wird. Nun höre: dort in Versailles stecken Bassompierre und Vaultier, der Leibarzt meiner Mutter, und die du Fargis und einige Andere von der Kabale. Begieb Dich heimlich zu Richelieu, le Grand — aber heimlich, hörst Du? — sag' ihm, daß ich nach wie vor sein gnädiger König bin, und befiehl ihm, diese Nacht nach Versailles zu reisen und morgen dort den Marillac nebst Allen, die er fassen kann, in meinem Namen zu verhaften."

„Sire, diese Ueberraschung!“ rief der Großstallmeister — „Weiß Richelieu —“

„Ich werde selbst den Verhaftsbefehl schreiben müssen!“ fuhr Ludwig fort, indem er geschäftig an einen Schreibtisch trat — „Ausfertigungen in der Kanzlei dauern zu lange und bleiben nie geheim. Hier — hier — (er schrieb, ohne Zeit zu nehmen, sich zu setzen) — das ist Medizin für unsere Kranken; das gieb an Richelieu. Der andere Marillac, der in Italien steht, muß auch verhaftet werden; das aber soll in aller Form geschehen.“

„Und Ew. Majestät Mutter?“ — fiel St. Simon athemlos und schüchtern ein.

„O!“ rief der König spöttisch — „wenn schon Luynes sie ehedem, als sie ihm unbequem ward, nach Blois in die Verbannung schicken durfte, so wird sie sich jetzt vielleicht in Compiegne oder sonst wo auf ihr ungebührliches Betragen besinnen müssen. Du kannst das Richelieu sagen; er mag bis morgen Abend darüber nachdenken, und nun gehab Dich wohl und geh mit Gott.“

Der Großstallmeister hatte alle Mühe, sein Gesicht in feierliche Falten zu legen, um den Späheraugen der Feinde seine geheime Mission zu verbergen, und that, als ob er fürchte, mit in die Ungnade des

Cardinals verflochten zu werden. Er war sehr froh, daß die Masse der Höflinge ihm, als erklärtem Anhänger desselben, bereits ziemlich geringschätzig den Rücken wandte, und es gelang ihm leicht, bei Abendanbruch unbemerkt mit Jenem aus Paris zu entkommen.

Sobald der König von St. Simon's Abreise Kunde erhielt, überließ er, in seiner Schadenfreude über die so schnell in die Falle Gegangenen und seinem Entzücken über die durch ihn ganz allein geleitete Unternehmung, sich einem Anfall von ausgelassener Heiterkeit. Er sang und klatschte in die Hände, neckte seine Pagen und Hunde und ließ seiner Mutter sagen, daß er vor allen Dingen morgen Abend das vielbesprochene Ballet auf dem Stadthause tanzen werde.

---

## Achtes Kapitel.

„Passion is the avalanche of the human heart; a single breath can dissolve it.“

Bulwer.

Die Nachricht von dem Sturz des Cardinals durchflog die Hauptstadt von einem Ende zum andern, und Alles drängte sich in's Luxembourg, um Marien von Medicis zu beglückwünschen. Dem Volk von Paris ist jede Veränderung eine Lust, und hier, wo der erste Tag eines neuen Regiments durch ein so ungeheueres Vergnügen, wie ein königliches Ballet, bezeichnet ward, beweinte Niemand den strengen Mann, dessen Wirksamkeit das dumpfe Gehirn seiner Zeitgenossen noch nicht begriffen hatte. Der zur Vorstellung bestimmte Abend erschien und zog ganz Paris auf den Greveplatz. Vor allen zehn Fenstern des Thronsaales waren Tribünen für das Volk erbaut; aber sie faßten nur wenige Tropfen des Menschenmeeres, und diese gutgemeinte Einrichtung gab Anlaß zu unermeßlichen Schlägereien. Pfeifend, schreiend,

deklamirend trieb und wogte die Menge herüber aus der Cité, aus dem Quartier St. Jaques la Boucherie, aus den Faubourgs St. Antoine und St. Victor. Kaum war es den Karossen der sämmtlich maskirten Herren und Damen des Hofes möglich, bis zum Portal des Stadthauses durchzudringen; selbst dieses überschritt man nur in Todesangst, denn die Laternen, die Thürpfosten, sogar die Reiterstatue Heinrich's IV., Alles war, trotz der am Eingange aufgestellten Huissiers, mit Zuschauern bedeckt.

In diesem Gewirr hielt an dem Platze des einst so berühmten Parloir aux bourgeois am linken Seineufer ein unscheinbarer Wagen, gerade gegenüber dem Greveplatz. Ungeduldig und scheu stampften die ringsumher allein zum Stillstehen verdammten Pferde. Ein schwarzbärtiger Mann in weitem Kutschermantel saß auf dem Bocke; zwei verhüllte Gestalten mit schwarzen Sammetmasken vor dem Gesicht lehnten flüsternd in den Ecken des Wagens. Neugierig und spöttisch steckten die vorbeiströmenden Pariser bisweilen die Köpfe in die damals noch nicht durch Fenster verschlossenen Seitenschläge. Um Aufsehen zu vermeiden, sah man sich genöthigt, langsam in der Richtung der Porte de la Conférence längs den hochgiebeligen Häusern hinzufahren. Es schlug elf Uhr,

als der Kutscher Angesichts eines ähnlichen Wagens mit grüner Laterne anhielt. So schnell die drängende Volksmenge es gestattete, fuhr er hart an denselben heran und rief dem Lenker desselben ein lautes „Halt!“ entgegen. Der Wagen stand augenblicklich still. Ein maskirter Kopf streckte sich zum Schlage hinaus, als ob er etwas zu hören erwarte, worauf die eine der beiden in der anderen Karosse befindlichen Gestalten sich aufrichtete und mit angenehmer Stimme die Worte: „Gerechtigkeit und Ehre!“ — ertönen ließ.

„Er ist's! — er ist's!“ rief Jener, hastig den Schlag öffnend und dem andern Wagen zu eilend, der unterdessen gleichfalls geöffnet ward. „Ist Alles gelungen? — ist der Marillac —“

„Verhaftet mit den Uebrigen!“ flüsterte die sanfte Stimme von vorhin.

In diesem Augenblick zog eine neue Menschenwoge aus der Rue Harlay und Place Dauphine den Pont-au-Change herab, mit lautem Jauchzen singend:

„Ce roi de la Fère
Nous a harassé
Allons, Jean du Magne
Le prêtre est passé.“

„Hören Sie, mein Vetter:“ rief Jener, in den ersten Wagen steigend und vergnügt die Hände reibend — „Das gilt Ihnen;“ aber wir wollen sie zum Besten

haben; dieser Tag wird in der Geschichte der Tag der Gefoppten heißen. Jetzt in den Staatsrath: Sie, Herr von Broc, in's Stadthaus, in den Ballsaal! Lassen Sie meine Mutter nicht aus den Augen! Sie, Marschall d'Estrées," flüsterte er dem auf dem Bocke Sitzenden zu — „nehmen derweile Platz in der Karrosse der besagten Dame Königin, erwarten sie, und fahren, falls wir Ihnen nach gehaltenem Conseil keine andere Verhaltungsbefehle zuschicken, unter Begleitung meiner Musketiere in meinem Namen nach Compiegne! Sie, Herr von Broc, werden, auf besonderen Wunsch des Herrn Cardinals, der Sie für einen fähigen Kopf erklärt, Ihre Majestät dorthin folgen und über ihr Verhalten berichten. Den Marschall Marillac, meinen Vetter, werden wir in ein paar Tagen haben, und ich verlange, daß exemplarische Gerechtigkeit an ihm geübt werde. Jetzt, Gott befohlen! Ich rathe Ihnen, sich Ihrer Aufträge gut zu entledigen! Adieu, meine Herren!" Mit diesen Worten nahm er den Platz des von seinem Sitz herabgesprungenen Marschalls d'Estrées ein und fuhr schnell in der Richtung des Louvre davon, während de Broc und d'Estrées, dem Befehl des Königs gemäß, sich in's Hotel de Ville verfügten.

Je toller das Drängen unten, desto herrlicher war es oben. Der Saal erstrahlte in einem Lichtmeer duftender Kerzen. Heiter tönten die städtischen Violinen von der Galerie herab; der Vorstand der Kaufleute und die Schöffen empfingen die hohen Gäste in der kurzen Robe, mit großen Blumensträußen in den Händen; Hut und Schärpe, wie bei der Festlichkeit des Johannisfeuers, mit Rosen und Levkoyen geschmückt. In Erwartung der Ankunft des Königs und der Uebrigen beim Ballet Betheiligten, entwickelte sich das bunteste Maskengewirr, wobei neben dem Nationalen natürlich das Mythologische vorwaltete. Alle berühmten Helden Galliens hatten hier Zutritt auf den Olymp; Zeus ließ sich von Jeanne d'Arc seine Blitze entreißen; Hugo Capet umschwärmten die Musen und Grazien; Karl der Große tändelte mit Egerien so galant, wie der alte Numa nie gethan haben mochte. Der bis an die Zähne geharnischte Ritter tanzte die Menuet mit der geflügelten Psyche, und das Kreuz auf den Mänteln der Tempelherren strebte vergebens die Lockungen leichtgeschürzter Ornaden zu bannen. In bunter Abwechselung rauschten die Bolero's, die Allemanden und Sarabanden durch die strahlenden Räume. Man wußte, daß der König erst spät erscheinen würde; auch die Königin hatte

versprochen, eine Quadrille zu tanzen, und Alles überließ sich der sorglosesten Heiterkeit.

In diesem Gewirr befand sich ein Apoll, den seine Eigenschaft als Gott des Gesanges nicht hinderte, Spitzenschuhe mit Schnallen und Absätzen, weißseidene Strümpfe und einen mit langen himmelblauen Bändern geschmückten Raufdegen zu tragen. Vom Tanz ermüdet, faßte er einen Satyr unter den Arm, dessen ungeheuere Bocksfüße gegen das zierliche Piedestal des Gottes der Lyra einen wunderlichen Abstand bildeten. Er zog denselben mit sich fort und blieb auf der Schwelle des nächsten Saales stehen. Dieser hieß der Saal des Thierkreises, weil rings umher die zwölf Monate mit ihren Attributen in prächtig vergoldeten Nischen standen. Um einen kleinen, mit Weinflaschen und silbernen Bechern bedeckten Tisch saßen hier mehrere Masken, welche sämmtlich holländische Piraten vorstellten, unter sich aber, wie es schien, das Geheimniß aufgegeben hatten. Monseigneur von Soissons, Lurique und mehrere Andere unterhielten sich laut und eifrig. Man sprach von Liebe: — wie hätten sechs französische Edelleute vom Hofe nicht von Liebe sprechen können? „Ich sage Ihnen, gnädiger Herr," rief, zum Grafen von Soissons gewandt, einer von ihnen, Namens la Jousselinière, „es ist Alles

vergebens, Fräulein von Broc ist eine Heilige; aber freilich ist sie die Favorite der Königin; man darf daher nicht über sie reden. Auch war sie eine Verehrerin der heiligen Eminenz, und ich glaube sie würde, wenn der Cardinal am Ruder geblieben wäre, ihn mit der Königin versöhnt und die Cagoterie*) in Mode gebracht haben. Ein Liebender hat nichts von ihr zu hoffen."

„Vive la Cagotte," rief Charles von Lagieres, indem er seinen klingenden Pokal gegen den des Grafen stieß, und wie um Luft zu schöpfen, seine Apollomaske ein wenig erhob — „Monsieur le Comte**) ist unwiderstehlich, und den Ueberfluß von Heiligkeit, dessen das schöne Kind sich zu rühmen hat, wird sie ihm gern zu Gute kommen lassen."

Der Graf von Soissons hatte dem Hipokras etwas stark zugesprochen; er war sehr erhitzt und führte sonderbare Reden. „Haare wie Gold!" meinte er — „und wenn man einen Strick daraus drehen

---

*) Cagot war damals der, namentlich von Richelieu häufig gebrauchte Spitzname für die Ultrakatholiken im Gegensatz zu den Hugenotten, — auch für die Pietisten überhaupt.

**) Der Titel des Grafen von Soissons, des zweiten Prinzen vom Geblüt.

wollte, glaube, ich ließe mich dran schleppen bis an den Galgen von Montfaucon."

Der Graf von Lurique schüttelte den Kopf. „Oheim!" begann Charles auf's Neue — „wundern Sie sich nicht! — er ist in die Cagotte verliebt bis über die Ohren; er seufzt für sie seit den Tagen von Lyon. Ist mir das ein Geschmack!" fuhr er fort, als er bemerkte, daß der Graf von Soissons aufstand und sich entfernte. — „Dieses heuchlerische Frauenzimmer, deren himmelnde Augen im Stillen mehr buhlerische Thränen vergießen, als wir in unserem Leben Tropfen Wein's getrunken! Ich hasse dieses Geschöpf, denn ich hasse die Heuchelei. Tugend oder Laster, mir soll's recht sein, nur beides unverschleiert. „Vive la vérité!" Und der goldperlende Wein schäumte auf's Neue in den silbernen Pokalen, und die Ehre der armen Stephanie war das Stichblatt dieses jungen Adels von Frankreich. Sie waren längst vorüber die Zeiten der Troubadours und der Turniere, wo jeder Kavalier von Ehre für eine beleidigte Dame den Degen zog. Charles von Lagieres war der lauteste; er raisonnirte auf die Broc's und Alles, was ihm sonst noch einfiel, und Lurique erinnerte ihn vergebens, daß es gefährlich sei, seine Meinungen in dieser Weise zu äußern.

„Ein ehrlicher Mann macht aus seinem Hasse so wenig als aus seiner Liebe ein Hehl!“ rief Charles; „dieser Broc ist kein Edelmann, weil er falsch und ein Federfuchser ist. Unter anderem Namen war er in Angers bei Ihrem Regiment, la Jousselinière, welches unter dem Marschall Retz so wacker desertirte, und küßte der alten Megäre ihre Geheimnisse von den Lippen, um sie nachher für einen Schandpreis an Luynes zu verkaufen. Darauf will man ihn in Montpellier gesehen haben, denn man sagt, er sei Hugenott.“

„O“ — rief la Jousselinière — „ich kenne ihn durch und durch. Kein Mensch führte je ein wüsteres Leben! Er hat allen Herren gedient, dreimal die Religion gewechselt, dreimal seine politische Ueberzeugung verkauft, und weiß der Himmel wie er durchgekommen. Ja, er ist nicht nur Federfuchser und Renegat, sondern sogar ein Stück von einem Giftmischer und Hexenmeister; auf einen Mord kommt es ihm gar nicht an. Ich weiß wenigstens, daß er den armen Abbé Rucellai, den die Königin Mutter so liebte, mit einem Packet Guitarrensaiten vergiftete, weil er ihm im Wege war; die Königin Mutter hat ihm das nie verzeihen können und beinahe wäre es ihm schon damals schlecht bekommen. Er hat hier

jedenfalls große Pläne gehabt, denn er ist ein schlauer Bursche, und ich will mich hängen lassen, wenn er nicht gehofft hat, seine Schwester zur Gräfin von Soissons zu machen. Gleichviel — seine Rolle ist ausgespielt; denn da die Königin Mutter über seine Anwesenheit bei Hofe so empört war, wird sie ihn, nachdem der Cardinal gestürzt ist, sammt seiner Schwester schwerlich in Paris dulden."

„Ich möchte wirklich rathen nicht so laut zu sprechen!" warf Lurique hin; „ich hoffe noch, daß Alles anders kommt, als wir denken. Mir scheint der plötzliche Sturz eines so großen Ministers gar nicht möglich, und was de Broc betrifft, so ist er ein Mensch mit Schwächen, jedenfalls aber ein Edelmann, so gut wie wir!"

„Sie Broc's Vertheidiger!" rief Lagieres im Uebermuth der Jugend und des Weines — „verzeihen Sie meinem Erstaunen! der bravste Mann am Hofe der Advokat eines Schufts par excellence! Meine Herren, es gehen außerordentliche Dinge vor! Ist nicht auch Jemand unter uns, der Lust hat, für die Tugend des Fräulein Stephanie eine Lanze zu brechen?"

„Ich!" erwiderte eine tiefe Stimme am Eingange. „Wer wagt es, diese Tugend zu bezweifeln?"

„Ich!" rief de Lagieres schnell gefaßt, indem er

gleich den Uebrigen aufsprang und eine von oben bis unten schwarz vermummte Maske in's Auge faßte, welche so plötzlich erschienen war, als ob sie aus der Erde gewachsen sei. „Ich bin so kühn, diese Tugend zu bezweifeln, und traue Ihnen nicht zu, daß Sie sie eines Schwertstreiches würdigen möchten!"

„Wer sind Sie?" fragte Jener kurz, indem er einen Degen von schwarz broncirtem Stahl aus der Scheide zog.

Charles von Lagieres machte eine Bewegung, um seine Maske abzureißen; sechs bis sieben Stahlklingen blitzten im Kerzenlicht. Ein Augenblick, und der Saal des Thierkreises hätte Blut fließen sehen. Indessen fühlte Charles seinen Arm von hinten festgehalten. Der Graf von Lurique bemächtigte sich seiner beiden Hände. An der Thür entstand plötzlich eine Bewegung. Die Musik setzte mit verstärkter Stimme ein. Man fand sich plötzlich im Gedränge von einer Schaar wolkenentstiegener Olympbewohner, die durch den Saal des Thierkreises dem Thronsaal zuflatterte. Durch dies Intermezzo ernüchtert, ließen die Uebrigen schnell die Waffen sinken; man verlor sich — man hatte sich nicht erkannt.

„Sind Sie toll?" raunte der Graf von Lurique dem jungen Hitzkopf zu, der mit der Unterbrechung

gar nicht zufrieden schien — „in Gegenwart der Königin den Degen zu ziehen? — bemerkten Sie sie denn nicht, wie sie, von ihren zu der Quadrille gehörenden Damen umgeben, in die Thür trat? Sie werden sich durch Ihren Leichtsinn zu Grunde richten!“

Er zog seinen jungen Verwandten bis auf die Schwelle des Thronsaales, woselbst die Königin, als Göttin der Schönheit, von den Horen und Grazien umtanzt, eine Quadrille von mehr Geschmack aufführte, als den damaligen Neigungen zusagen mochte. Während des Tanzes ward die schwarze Maske wieder sichtbar und folgte nach Beendigung desselben einer der Horen, auf deren Brust durch den Silberflor ihres Gewandes eine in Gold gefaßte Reliquie schimmerte. Sie ward von einem holländischen Piraten verfolgt, in welchem du Broc — denn er war es — den Grafen von Soissons erkannte. Er konnte nicht unterscheiden, ob die stumme Scheu, mit der sie, ohne ihm auszuweichen, ihn anhörte, aus übel angebrachter Schüchternheit, oder aus Lust an seinen Huldigungen entsprang.

„Verwünscht, wenn ich abreisen müßte, ohne sie vorher zur Rede zu stellen!“ murmelte er eben, als plötzlich ein Jubel sonder Gleichen und ein Gedränge entstand, das ihn nöthigte, sich schnell einen

Posten zu suchen, wo er sich des ihm vom Könige gewordenen Auftrages, die Tribüne der Königin Mutter im Auge zu behalten, entledigen konnte. Der König war mit seinen Masken angelangt, und der Graf von Soissons, der mit zu dem Ballet gehörte, wurde abgerufen. Ein namenloses Freudengeschrei begrüßte jede einzelne Maske und jede einzelne der wunderbaren Maschinen — die Elephanten — die Maulesel — die Kameele — die Papageien. Der König stand, in Erwartung der Aufstellung derselben, an der untersten Stufe der Tribüne, auf welcher die Königinnen mit ihren Damen saßen, und betrachtete sie von der Seite mit boshaften und spöttischen Mienen.

Anna war blaß, erschöpft und zerstreut. Maria, durch ihre starke Leibesbeschaffenheit zu Erhitzungen und Ohnmachten geneigt, glühte im Gesicht und fragte den König, ob er es übel nähme, wenn sie, da sie das Ballet bereits im Louvre gesehen, sich vor Beginn desselben entferne. Mit einiger Kälte erwiderte Ludwig, daß ihr Bleiben nur der Herren vom Hotel de Ville halber wünschenswerth sei, daß er ihr indessen keinen Zwang auferlegen wolle. Die Königin Mutter hatte diese Herren unkluger Weise nie gewürdigt, wie sie gesollt; sie glaubte alles Mögliche

zu thun, wenn sie, um ihre Entfernung zu entschuldigen, dem Prevôt ihren Adjutanten schickte. Sie that es, erhob sich dann und schritt, von mehreren Damen gefolgt, zum Saale hinaus. Der König, welcher indeß de Broc mit den Augen gesucht, kreuzte die Arme über der Brust und rief: „Es ist ein gutes Omen, wenn das freiwillig geschieht, was unfreiwillig geschehen muß" — sandte darauf de Broc einen bedeutsamen Wink, und sah mit augenscheinlicher Befriedigung, wie dieser lautlos der Ahnungslosen folgte.

Jetzt schien der König mindestens um einen Kopf zu wachsen. Die Masken und Maschinen waren gestellt und das so sehnsuchtsvoll erwartete Ballet, voll Pracht, Widersinnigkeit und Geschmacklosigkeit, ging unter dem lauten Jubel der Versammlung vor sich. Der König war in der besten Laune und that es Allen zuvor. Der Beifall der Zuschauer feuerte ihn an, sich selbst zu übertreffen. Als er geendet, stürmte er unter dem Donner von vierzig auf dem Greveplatz gelösten Kanonen nach dem jenseit des Thierkreiszimmers gelegenen Speisesaal. Der Gouverneur von Paris hatte Mühe, der halb betäubten Königin verständlich zu machen, daß die Stadt sie bitte, eine Mahlzeit einzunehmen. Mit Mühe gelangte sie bis zum Speisezimmer; auf der Schwelle desselben

aber blieb sie stehen; der Anblick, der sich ihr darbot, war eine zu schreckliche Ironie, um ihr nicht an's Herz zu greifen. Die große Uhr des Stadthauses schlug die achte Stunde Morgens. Die Kerzen waren herabgebrannt; das Licht eines trüben Tages fiel auf bleiche Wangen, geröthete Augen, verstörte Anzüge. Am Ende einer langen, mit auserlesenen Speisen bedeckten Tafel stand Ludwig XIII.; er hatte zwei Büchsen mit Eingemachtem unter dem Arm und aß mit außerordentlichem Appetit sein Leibgericht, einen gebratenen Karpfen, ohne sich dabei, seiner Lieblingsgewohnheit getreu, eines andern Werkzeuges, als seiner Hände zu bedienen. Nachdem er den letzten Bissen verschluckt, warf er die Gräten unter den Tisch und stampfte zweimal mit dem Fuße. Mit einem fürchterlichen Lärm fielen die Prinzen, die Pairs, die Edelleute bei diesem Zeichen über die Tafel her; in fünf Minuten war Alles über den Haufen geworfen*); Gläser, Teller, Messer wirbelten in tausend Scherben durcheinander. Hundert Schritte hinterwärts, im großen Saal, kratzten noch die Violinen; der König, mit dem Rücken dicht vor der Königin stehend, hielt sich die Seiten und lachte, als ob ihm das Zwerchfell springen

*) Félibian und Lobineau, Histoire de Paris.

wolle. Ueber allen Lärm hinweg schrie der Vorstand der Kaufleute das übliche: „Vive le grand roi Louis le Juste!“ — O über den Hohn in diesem hergebrachten Zuruf — in dieser Scene alberner Belustigungen — in diesen Ausschweifungen unköniglicher Heiterkeit! — Es war auch ein kurzes Lachen, welches sich aus der Brust der Königin Anna von Oestreich emporwand. Dort gegen Norden, jenseit der Vorstadt von St. Germain, im Schloß Ruel — dort hatte bis jetzt ein Mann für Frankreich und seinen König gewacht! Was war hinfort für diesen Thron zu hoffen? Sie schämte sich in Ludwig's des Dreizehnten Seele vor jedem Einzelnen der Anwesenden. Sie glaubte zu ersticken und wollte sinnlos und betäubt hinwegeilen, um, weiß der Himmel, wo, sich zu verbergen, als Ludwig sie gewahrte, beim Arme faßte, wie von einem plötzlichen Gedanken überrascht, an's Fenster führte und hinaus in den nebligen Morgen wies. Ein Trupp von Musketieren ritt eben in scharfem Trabe über den Greveplatz. Ihm folgten mehrere Wagen, mit Gepäck und Gestalten beladen, die Anna durch den Nebel nicht unterscheiden konnte. Von der Ahnung eines außerordentlichen Ereignisses berührt, sah sie beängstigt und fragend dem König in's Gesicht. Statt ihr zu antworten, wandte Ludwig

sich um, ergriff ein Glas, füllte es mit Burgunder, leerte es in einem Zuge und rief mit lauter, aber klangloser Stimme: „Meine Herren vom Hôtel-de-Ville! — meine Herren und Damen, Bürger und Bürgerinnen meiner guten Stadt Paris! — Die Zeiten der Uneinigkeit sind vorbei! Im Staate haben sich in den letzten Tagen außerordentliche Dinge zugetragen, über die mein gutes Volk durch den Mercure de France des Weiteren berichtet werden wird! Jetzt will der König seinen Dank sagen und zu guter Letzt anstoßen auf das Wohl seiner lieben und getreuen Stadt Paris!"

„Es lebe Ludwig der Gerechte!" antwortete die Versammlung wie aus einem Munde.

Die Königin fühlte eine namenlose Angst in ihrer Seele immer weiter um sich greifen. Des Königs unerklärliches Betragen, seine räthselhaften Worte bezogen sich nicht auf den Sturz des Cardinals, sondern auf Etwas, das ihr noch völlig unbekannt sein mußte! — Was war denn Unerhörtes geschehen? Was hatte sie zu erfahren? Unfähig, sich ferner zu beherrschen; empört über den trotz ihrer Gegenwart neu ausbrechenden Lärm, wankte sie aus dem mit Trümmern bedeckten Speisesaale, ohne zu wissen wohin, durch zwei oder drei verlassene Nebengemächer.

Plötzlich ertönte hinter ihr ein lauter, obschon unterdrückter Schrei; sie wandte sich um — sie stand vor der Thür, welche zu der Kanzlei des Stadthauses führte; auf der Schwelle derselben, die Klinke in der Hand, eine schmächtige, feine Gestalt in schwarzem Priesterrock, regungslos wie durch eine plötzliche Erschütterung gelähmt — o Himmel! — es war der Cardinal!!

Die erste Regung der Königin war der Gedanke an die Gefahr des vor ihr Stehenden: ihre Wange überzog sich mit Purpur, und Richelieu bemerkte es.

„Sie hier! Sie, der in Ungnade Gefallene, der Verbannte!" — rief sie verwirrt. „Retten Sie sich — noch ist es Zeit." — Der Cardinal trat einen Schritt näher, und heftete, bereits völlig wieder gesammelt, einen durchdringenden Blick auf die Königin.

„Ew. Majestät wissen also noch nichts von der letzten Wendung der Dinge?" sagte er forschend, nicht ohne einen Anflug von Triumph — „Ich danke Ew. Majestät für Ihre Güte; ich glaube, daß ich hier nichts mehr zu fürchten habe."

„Sie nichts zu fürchten!" stammelte die Königin — um's Himmels willen, erklären Sie mir, was geschehen! Ich glaubte Sie verloren" —

„Und sind bestürzt, daß ich mich nicht verloren

glaube!" unterbrach der Cardinal mit einem Anflug von Ironie — „allerdings haben die Sachen sich etwas anders gestaltet, als wir dachten. Mich wundert nur, daß Se. Majestät Sie nicht bereits davon unterrichtet hat, und da dies doch einmal geschehen muß, so danke ich dem Zufall, der mir gestattet, den von ihm begangenen Fehler zu verbessern."

Er zog aus einer Schreibtafel ein Blatt Papier — es war der Entwurf zu einem Artikel des Mercure de France. Die Königin warf einen Blick hinein und ergriff, wie vom Schwindel erfaßt, die Lehne eines Armstuhles. „Vom Hofe verbannt: die Königin Mutter — Verhaftet: Bassompierre, Vaultier, die Marillac — Aus dem Hofstaat entfernt: die Gräfin du Fargis — die Prinzessin von Conty — die Herzogin von Chevreuse — — — So war er also Sieger!" Anna las es, ohne es zu begreifen, und starrte vor sich hin, wie in einem ungeheuerlichen Traum befangen.

Der Cardinal sah sie an, hob das Blatt, welches sie hatte fallen lassen, vom Boden auf und sagte mit Feinheit: „Ich hoffe Ew. Majestät Gelegenheit zu geben, den Ausgang dieser Angelegenheit nicht zu bereuen!"

„Die Königin Maria verbannt!" rief Anna von

Oestreich, zu dem ganzen Bewußtsein der Folgenschwere dieses Schrittes erwachend. — „Rasendes Wagniß! Verbannt die Königin Maria, die Freundin Englands und Savoyens und der Statthalterin von Flandern! Weiß der Marquis von Mirabel" —

„Er weiß noch nichts, und wird es wenigstens nicht durch Sie erfahren," unterbrach Richelieu. „Das ist's, was ich Ihnen zu sagen habe, Madame. Dieser Herr Marquis überschreitet so sehr alle Befugnisse eines Gesandten, daß ich nächstens gegen sein ferneres Bleiben protestiren werde. Für's Erste ist Befehl gegeben, ihm zu sagen, daß er künftig, statt wie ein Bruder bei Ihnen aus- und einzugehen, seine Audienzen, wie alle Uebrigen, in voller Form nachsuchen solle."

Die Königin Anna beherrschte mit äußerster Anstrengung eine heftige Aufwallung von Schmerz und Unwillen. Der Cardinal bemerkte es, und durch seine Seele fuhr es wie ein Blitz der Reue. Er näherte sich ihr mit dem Ausdruck der Ehrerbietung und sagte sehr sanft:

„Ich sehe aus dieser Erregung, wie sehr Ew. Majestät die dem Herrn von Mirabel auferlegte Beschränkung mißdeuten." — —

„Herr Cardinal von Richelieu," unterbrach Anna

mit mühsam verhaltener Bewegung — „Sie hätten es sich ersparen können, darüber mit mir zu reden. Es ist ein Affront, wie ich sie deren von Ihnen längst gewohnt bin. Ich weiß nicht, weßhalb Sie den Schein bewahren wollen, als ob Ihnen daran gelegen sei, meine Person zu schonen. Ich will Sie eines Zwanges überheben, der Ihnen lästig fallen muß. Die Königin Mutter ist im Kampfe mit Ihnen unterlegen. Es demüthigt sich Alles vor Ihnen; ich wüßte nicht, wer ferner noch etwas gegen Sie unternehmen sollte. Sie sehen, Sie brauchen mich nicht!"

Der Cardinal hatte während dieser Rede das Haupt sinken lassen; aller Stolz war plötzlich aus seiner Erscheinung verschwunden. Seine Brust arbeitete heftig, und er schien dem Kampfe zwischen zwei entgegengesetzten Gewalten erliegen zu wollen.

Anna von Oestreich blickte ihn an; — auch sie war zu erregt, um die Gründe seines Schweigens errathen zu können; dennoch schien dasselbe zu schmerzlich, um bloße Heuchelei zu sein.

„Ich bitte Ew. Eminenz mich zu verlassen!" rief sie ohne die vorige Schärfe — „wozu soll diese Unterredung führen? Ich begebe mich Ihnen gegenüber aller Vorrechte der Königin-Infantin; ersparen Sie mir diese Formen von Achtung, die mich demü-

thigen, weil Sie mich nicht überzeugen können. Des Cardinals von Richelieu ist es unwürdig, einen armseligen Schein mit soviel Mühe zu bewahren!"

Sie wollte sich entfernen. Sie war bereits an der Thür, als Richelieu sich hastig aufrichtete und die Hand auf ihren Arm legte.

„Ein Wort!" rief er kurz und heftig, indem er ihr grade in's Gesicht sah. „Kränkt Sie dieser Befehl in Hinsicht Mirabel's? — kränkte er Sie persönlich — Ihr Gefühl — Ihr Herz? — Ein Wort!" wiederholte er dringender, als Anna erstaunt schwieg — „ein Wort, und ich lasse ihn widerrufen!"

Die Königin erbebte und antwortete nicht. Der Cardinal ließ ihren Arm los und sah ihr mit einem Ausdruck von Bitterkeit und Leidenschaft in die Augen. „Muß mich denn dieser Fluch verfolgen, muß ich — gehaßt und nur gehaßt sein, weil Ludwig XIII. mich für den Augenblick noch unentbehrlich glaubte? Muß meine Ehrfurcht gegen die Gemahlin meines Königs Heuchelei sein, weil ich den Herrn von Mirabel einen Verhaltungsbefehl zuschicke, der ihn den anderen Gesandten gleichstellt? Ist in Ihren Vorwürfen auch nur die geringste Logik — auch nur die geringste Gerechtigkeit?"

Vor Schmerz und Aufregung zitternd, sank Anna

von Oestreich in einen Armstuhl; der Minister wandte sich ab; er schien das große goldene Kreuz, welches er am Halse trug, gegen seine Stirn und an seine Lippen zu drücken. „Verzeihung!“ rief er dann zu Annen gewandt mit milderem Tone. „Verzeihung, wenn ich nun wirklich den Schein habe sinken lassen. Ich habe Ansprüche darauf. Sie haben am wenigsten mich verstehen wollen. Sie waren meine erste Gebieterin; meine Laufbahn begann mit dem schönsten Amte, das mir zu Theil werden konnte — meine Hand durfte vollstrecken, was die Milde Ihres Herzens gebot.*) Seitdem hat was die Welt meine Erhebung nennt, mich in die Tiefen Ihrer Verachtung hinabgestoßen, und meine Wachen für Frankreichs Wohl belohnen sich mit dem Hasse von Frankreichs Königin!“

„Herr Cardinal,“ unterbrach Anna — „thun Sie meinem Urtheil nicht so sehr Unrecht! — Ich verkenne Ihre Verdienste nicht.“ —

„Meine Verdienste!“ rief Richelieu bitter — „weichen Sie nicht aus, Madame; ich sprach von Ihrer Abneigung gegen meine Person. Sie sehen

* Richelieu war Anfangs Großalmosenier bei der Königin Anna gewesen.

mich entschlossen, die Beschuldigung der Heuchelei von mir abzuwenden. Weßhalb will ich Herrn von Mirabel nicht stündlich in Ihrer Umgebung dulden? Ich habe meine politischen Gründe; der König und der Staatsrath haben sie gehört; Sie kennen sie ebenfalls. Ich habe aber auch noch meine besonderen: ich weiß nicht, was den Herrn von Mirabel zu einer allen auswärtigen Ministern versagten Gunst berechtigt, wenn nicht das Verdienst, Sie immer mehr von mir und meinen Plänen abzuwenden. Nennen Sie's wie Sie wollen — ich kann es nicht ertragen, ihn immerwährend um Sie zu wissen. Wenn ich Sie kränke, Madame, so erinnern Sie sich, daß Sie selbst mich dahin gebracht. Mußten Sie mich aufgeben damals, als ein Lichtblick in mein Leben geworfen, mir eine andere Richtung zu geben vermocht hätte, so verdammen Sie jetzt die Härte und Kälte nicht, mit der ich meinen Weg verfolge. Bei dem Gott, den wir Beide verehren! — Manches, wofür die Welt mich haßt, wäre ungeschehen geblieben, wenn Sie mich nicht gehaßt hätten!"

Es entstand eine Pause. Der Cardinal heftete seine Augen düster und glühend auf Annens schöne Gestalt. Die Königin schien nach Fassung zu ringen.

„Ich erwarte, was Ew. Majestät in Betreff des Herrn von Mirabel zu bestimmen haben!“ sagte der Minister endlich mit erzwungener Ruhe.

Die Königin Anna stand auf, der Tag fiel unverschleiert auf ihre blendende Stirn und zeigte den Ausdruck der Seelenqual, die sie verzehrte.

„Sie sind allmächtig!“ murmelte sie im Tone tiefster Ueberzeugung. „Ich habe Ihnen gegenüber keinen Befehl!“ —

Sie machte eine bittende Bewegung, um ihn zu vermögen sich zu entfernen und er verließ das Gemach. Anna stand einen Augenblick regungslos; dann sank sie an ihrem Armsessel nieder; das schöne Haupt begrub sich in die Sammtpolster, und Thräne auf Thräne netzte ihre blühende Wange.

„Elend — elend!“ — murmelte sie — „elend, bis zum letzten Tage meines Lebens.“ Plötzlich aber erhob sie sich wieder; aus ihren Augen sprach ein Entschluß.

„Verkannt!!“ rief sie aus, „Maria von Medicis, dieser Mensch will uns alle verderben, aber — er soll es nicht!“

Und indem sie der Thür zuschritt, sagte sie langsam vor sich hin: Maria von Medicis wird Spanien gegen ihn zu bewaffnen suchen — nun wohl! Auch Anna von Oestreich wird kühn genug sein, der Welt und ihm und sich selbst Zeugniß zu geben von ihrem Hasse!

---

## Neuntes Kapitel.

The time is out of joint: Oh cursed spite
That ever I was born to set it right.
Shakespeare.

Jetzt war der Sieg des Cardinals entschieden, und die Physiognomie des Hofes schien verändert wie der Anblick der zum Frühling erwachenden Natur. Der Herzog von Orleans, wüthend über die seiner Mutter zugefügte Schmach, war mit sämmtlichen ihm ergebenen Edeln erst in sein Gouvernement, dann in die nördlichen Provinzen gegangen, und Richelieu hatte ihn ziehen lassen, obwohl er wußte, daß er neue Kabalen beabsichtigte. Ihm war es gar nicht unlieb, wenn die hohen Häupter sich durch Fehltritte compromittirten, die nur dazu dienten, auf ihn ein desto helleres Licht zu werfen. Während er mit einer Hand Italien den Frieden gab und mit der andern fortfuhr, die Blitze des Krieges in das Herz des deutschen Reiches zu schleudern, bestrafte er kaltblütig, je nach Maß der Schuld oder Unschuld, den ver-

gangenen, beobachtete er scharfen Blickes den keimenden Verrath; dem König that die Ruhe des Louvre, die Maisonne und das Bewußtsein seines Sieges wohl; um sich zu zerstreuen, veranstaltete er unlängst nach dem Ballet des Stadthauses eine große Jagd in Fontainebleau. Gleich Karl IX., traurigen Andenkens, liebte er, Hirsch und Eber zu hetzen; von seinem Handwagen aus, dessen Pferde er selbst zu lenken pflegte, oder auf reichgezäumtem Jagdrosse, Hifthorn und Pulvertasche an der Seite, blickte er gern auf das glänzende Gefolge seines Hofes, stolz, seinem Schicksal zum Trotz, sich einmal zu einem freien Gefühl des Lebens zu erheben. So hatte er denn Paris den Rücken gewandt, während Richelieu daheim Prozesse einleitete und von de Broc die ersten Nachrichten aus Compiegne erwartete. Auf Ludwig's Befehl war ihm die Königin Anna mit ihrem Hofe gefolgt. Nichts Rührenderes, als die Anstrengung, mit welcher er die ihm von seinen Beichtvätern als unchristlich und unpolitisch dargestellte Abneigung gegen seine Gemahlin zu bekämpfen strebte — nichts Traurigeres, als der Abscheu Annens vor der Eiswüste dieses Herzens, vor der Dürre und Enge dieses Geistes, dem man Bilder von Jägern und Hunden vorführen mußte, um einen matten Dämmerschein in

die Nacht seines freudlosen Daseins zu werfen. Und dennoch sieht man die Königin seit kurzer Zeit sich um den König bemühen, seine Nähe suchen, seine Gewohnheiten theilen. Wie kommt es? — was soll es? Schöne Anna von Oestreich! Wenn Du Deine Jugend verloren, deine Kraft gelähmt, deine Seele nur deßhalb nicht in Blüthenpracht erstrahlen fühlst, weil keine Sonne am Himmel war, um sich ihr zu vermählen — warum folgst Du denn plötzlich so ängstlich hastig den Strahlen dieses trüben Gestirns, das Dir zum Unglück bestimmt war, eine Bahn mit Dir zu wandeln? Was drängst Du Dich in diesen Nebelkreis, in den Du nicht gehörst. — Hoffst Du ihn zu erhellen? — eitles Wähnen!! Du hoffst es nicht, und täuschst Dich nur, wenn Du Dir einbildest es zu wünschen. Du fliehst den Zauber der Sonne, die Dich in ihre Strahlenkreise zieht — den zu spät erkannten Zauber der Macht, welche Tyrannei einer Welt wurde, vielleicht nur, weil sie deine Paradiese nicht beherrschen durfte. Du willst versuchen, im Anschauen Deines trüben Sternes die Sonne zu vergessen. Schöne Anna von Oestreich — täusche Dich nicht! Das Herz, einmal erwacht, wird durch Gewalt nicht wieder eingeschläfert. Vergebens senkt der matte Planet sein flimmerndes blasses Antlitz zu

Dir nieder; in dem ungewissen Helldunkel wachsen Deine Phantasieen, Deine Wünsche, Dein Verlangen in's Riesengroße, und Du träumst noch immer von der Sonne. Wie Du in Dich blickst und Dir sagst, daß es ein Wahnsinn — ein Blendwerk der Hölle — jetzt, nach so vielen Jahren, eine Verzauberung — daß es unmöglich sei! Du hast es ja gelobt — Du willst der Welt beweisen, daß es nicht wahr sein kann — Du sprichst mit deinem Beichtvater in geheimnißvollen Worten, fragst ihn, ob es ein Gott wohlgefälliges Werk sei, die Feinde seiner Seelenruhe zu verfolgen, die Gegenstände unerlaubter Leidenschaften zu vernichten. Du leihest Dein Ohr den Einflüsterungen Spaniens, der verbannten Medicis und des rebellischen Lothringens, empfängst Verträge von den Feinden Deines Thrones, Verträge gegen die Ruhe des Landes und das Leben dessen, der es regiert, und giebst sie zurück, mit Deinem Namen unterzeichnet, aber mit Deinen Thränen, Deinen heißen, blutigen Thränen benetzt! — das hat Anna von Oestreich gethan, um ihrem Gewissen Ruhe zu schaffen. Und nun? Ludwig XIII. belohnte sie nicht mit einem Blick, unterstützte durch kein Wort der Liebe den Kampf ihrer Treue — er war zufrieden für den Augenblick. — Die Jagd war angeordnet. Auch die Wagen der Königin

hielten längs dem goldenen Gitter des Schloßhofes, und eine Menge junger Kavaliere schwärmten auf der Hufeisentreppe umher, um gelegentlich einige Blicke der Hoffräulein aufzufangen, welche hin und wieder an den Fenstern sichtbar wurden. Der König, welcher den nach dem rechten Teich zu gelegenen Flügel bewohnte, war schon früher aufgebrochen, und die Königin wartete auf den Bescheid, an welchem Punkte des Waldes ihre Wagen mit dem Gefolge des Königs zusammentreffen sollten. Man blieb nicht lange in Ungewißheit. Ein Kavalier sprengte in den Hof, vor welchem sich alle Anwesenden mit vielen Ergebenheitsbezeigungen verneigten. Es war der Günstling Charles von Lagieres. Sein Erscheinen kam unerwartet, sonst würde man sich um ihn mit Bittschriften, Vorstellungen, Empfehlungen und allen den lästigen und schmeichelhaften Huldigungen gedrängt haben, denen ein erklärter Günstling niemals entgeht. Nach allen Seiten grüßend, sprang Lagieres vom Pferde, übergab sein Thier zwei herbeistürzenden Edelleuten und eilte der Königin mitzutheilen, daß der Platz an der Chlodwigseiche zum Vereinigungspunkte für die Jagd bestimmt sei. Von ihren Damen gefolgt, schritt Anna schnell in den Schloßhof hinab, bestieg ihre Karrosse und nahm den Rücksitz ein, während die

Oberhofmeisterin und die Dame d'atour sich auf dem Vordersitz niederließen. Während die Uebrigen ihre Wagen bestiegen, blickte Anna hinaus; Stephanie stand eben auf den untersten Stufen der Treppe; sie war blaß und schien mit Anstrengung zu gehen. Als Anna es gewahrte, bat sie Herrn von Lagieres die junge Dame zu unterstützen. Charles gehorchte, aber so langsam, daß Stephanie unten war, ehe er zu ihr gelangte.

„Geschwind, Stephanie, kommen Sie hier herauf — hier ist noch ein Platz!" rief Anna, indem sie selbst dem Fräulein eine Hand entgegen streckte; wir werden bei der Kapelle vorbeifahren, und Sie bis zu unserer Rückkehr dort lassen. Doch Sie sind blaß, liebes Kind; wollen Sie nicht lieber Ihren Vorsatz für heute Morgen aufgeben? Es ist feucht in der Kapelle, und ich fürchte, Sie werden sich Schaden thun."

„Es ist der Todestag meiner Mutter!" sagte Fräulein von Broc leise, „ich habe gelobt, ihn niemals anders als an heiliger Stätte zuzubringen."

„So beten Sie auch für mich!" erwiderte die Königin halblaut mit einem kurzen Seufzer. „Herr von St. Ange! Herr von Mirecourt!" rief sie zweien ihrer Pagen zu, — „geben Sie Befehl, nach der Kapelle

Ludwig's XI., sodann nach der Chlodwigseiche zu fahren und folgen Sie uns zu Pferde!"

Die Pagen gehorchten. Im nächsten Augenblicke setzten sich die schwerfälligen Karrossen in Bewegung. Die zurückgebliebenen Kavaliere schaarten sich, während sie ihre Pferde erwarteten, um Charles, welcher Mühe hatte, bis zu dem seinigen durchzudringen, indem er jeden versicherte, daß der König ihm befohhabe, augenblicklich zurückzukehren. Diese Behauptung hatte zu viel Wahrscheinlichkeit, um nicht für Wahrheit genommen zu werden; denn wenn Ludwig XIII. einen Menschen zu lieben glaubte, so geschah es mit der weinerlichen Eifersucht eines Kindes, welches sein Lieblingsspielzeug fortwährend sehen will, um zufrieden zu sein, ja, es Nachts unter dem Kopfkissen haben muß, um ruhig schlafen zu können.

Charles saß eben auf seinem Pferde und ritt zum Schloßthor hinaus, als ein Reiter, der bis jetzt hinter demselben gehalten, an ihn herankam und mit der Gerte leicht an der Schulter berührte. Der junge Vicomte blickte auf und entblößte im nächsten Augenblick das Haupt, so daß seine langen blonden Haare im Morgenwinde flatterten.

„Sie nicht beim Könige?" rief er dem Grafen von Soissons zu, der mit düsterer und gleichgültiger

Miene in die Pracht des wundervollen Morgens blickte. „Und nicht im Jagdanzuge? Sollten Sie die Parthie nicht mit Ihrer Gegenwart beehren?“

„In der That — nein!“ erwiderte der Graf von Soissons — „bin nicht in der geeigneten Stimmung für Lustbarkeiten. Doch Sie haben Eile, Vicomte; leben Sie wohl!“

„Nicht so viel Eile, daß ich Sie nicht noch ein Stück Weges begleiten und Sie zu zerstreuen versuchen könnte!“ erwiderte der Günstling. „Sollte ich aus dem Ort, an dem ich Sie finde, nicht auf die Ursache Ihrer Mißstimmung schließen dürfen? Sollte Fräulein von Broc nicht noch so unglücklich sein, die Schuld davon zu tragen?“

„Denken Sie, was Sie wollen!“ rief der Graf — „aber behalten Sie Ihre Gedanken für sich!“

„Es ist nichts schwerer, als einen Gedanken zu verschweigen!“ rief Charles, der, als das verzogene Kind aller Welt, auch wagen durfte, sich, wenn es ihm beliebte, zum Vertrauten der ganzen Welt aufzuwerfen. — „Mußten Sie aber auch eben hinter diesem Pavillon halten, um im Vorbeifahren die Hutschleife des Fräuleins flattern zu sehen, statt sich zwanzig Schritte weiter zu bemühen und einer Gunst theilhaftig zu werden, die das Schicksal dem Unwür-

digsten aller Sterblichen, nämlich mir, zugedacht hatte und die ich durch meine Saumseligkeit verscherzte? Die Königin befahl mir, Fräulein Broc an ihren Wagen zu führen! Dies glückliche Loos hätte Sie gewiß getroffen, wenn Sie da gewesen wären. O, sie ist eine schöne Dame, das Fräulein Stephanie!"

„Wo saß sie denn?" fuhr Soissons dazwischen. „Diese verwünschten Kasten fuhren so schnell, daß ich sie nicht erkennen konnte."

„Sie saß im Wagen Ihrer Majestät. Und nun, aufrichtig, Monseigneur: Spielt diese junge Heilige noch immer die Unerbittliche?"

„Reden Sie nicht in diesem leichtfertigen Ton von ihr!" rief der Graf mit einer Art von Entrüstung. „Sie bringt einen Mann völlig außer sich, denn sie spricht wie ein Meßbuch!"

„Die ganze Natur der Broc's! — trösten Sie sich, Herr Graf! es giebt ja kein tugendhaftes Frauenzimmer!" lachte Charles. „Wie?" fügte er mit einem schelmischen Seitenblick hinzu — „wie, wenn Sie ihr heut Morgen in der Kapelle Ludwig's XI., wo sie während der Jagd für die Seele ihrer Mutter beten will, einen Besuch abstatteten?"

So sagend, grüßte der junge Mann halb neckend,

halb ehrerbietig, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon.

Der Graf von Soissons blieb zurück mit dem Aerger in seinem verliebten Herzen. Wenn sich sein Stolz bei dem Gedanken empörte, daß ein Mädchen ohne Rang und Ansprüche wagen durfte, ihn, Louis von Bourbon, den als unwiderstehlich berühmten, zu verschmähen, so zeigte ihm seine Einbildungskraft nichts Anderes, als Stephanie's schönes Antlitz, umgossen von der Glorie der durch die buntfarbigen Kapellenfenster einfallenden Sonnenstrahlen, schöner und jungfräulicher, als das des Muttergottesbildes, zu welchem es mit frommer Rührung aufgerichtet war. Wenn Charles von Lagieres hier zur Schlange im Paradiese ward, so war es unfreiwillig, denn obgleich so wenig bigott, als den Frauen abhold, würde er doch nie gewagt haben, eine solche, selbst wenn er sie, wie Stephanie, als „cagotte" verachtete, an heiliger Stätte zu überraschen. Der Graf von Soissons aber, obgleich ein guter Katholik, war kein Mann der Skrupel, und die dulcis virgo Maria ist eine so menschliche Heilige, daß ein Liebender immerhin voraussetzen mag, sie könne aus Mitleid mit seinen Schmerzen das Herz der Geliebten erweichen. Dann war der Graf jung, und das Temperament ging ihm

gern mit der Vernunft durch, und so setzte er sein Pferd in Trab und schlug den Weg nach der Kapelle ein. Auf halbem Wege hielt er still; was wollte er denn eigentlich? Einem wehrlosen Mädchen Gewalt anthun? — O nein; eines so unritterlichen Gedankens war Louis von Bourbon unfähig. Aber sie entführen, auf eines seiner Schlösser bringen — wer weiß? vielleicht sich heimlich mit ihr vermählen — vor allen Dingen sie ohne Zeugen sehen — das wollte der Graf von Soissons, und dazu konnte sich keine günstigere Gelegenheit finden, als die heutige Jagd. Gedacht, gethan. Der Graf sprengte nach Fontainebleau zurück, befahl vieren seiner berittenen Edelleute, in einer Viertelstunde bei der Heiligenblende am Ende der zur Kapelle führenden Buchenallee zu halten, jagte dann durch das hohe, noch thaunasse Farrenkraut waldeinwärts und fand sich bald, Dank sei es seiner Kenntniß aller Seiten- und Nebenpfade, Angesichts der Ludwigskapelle. Er sprang vom Pferde, um es an einen Baum zu binden, als der wackere Zelter so laut zu wiehern begann, daß der Graf fürchtete, er möchte Gesellschaft gewittert haben. Mit klopfendem Herzen umeilte er die Kapelle und hielt bestürzt seine Schritte an, als er die beiden wohlberittenen und bewaffneten Pagen der Königin, gleich

zwei Engeln an der Pforte des Paradieses halten sah.

Nur den Muthigen beschützt das Glück. Der Graf entschloß sich und näherte sich schnell den beiden jungen Leuten. „Wie, meine Herren, Sie hier?“ rief er ihnen entgegen. „Sah ich Sie nicht heut Morgen im Gefolge Ihrer Majestät?“

„Wohl möglich, gnädiger Herr!“ erwiderte St. Ange; „es thut mir leid genug, daß Sie uns hier sehen. Nicht wahr, de Mirecourt, das ist recht langweilig? Wir stehen hier wie die gemalte Schildwache auf Notre-Dame la Garde.“

„Und was, zum Teufel, hält Sie hier fest?“ rief der Graf von Soissons mit einem unruhigen Blick auf die Thür der Kapelle.

„Der Befehl Ihrer Majestät!“ erwiderte St. Ange. „Die fromme Hofdame betet da drinnen.“

„O, meine Herren,“ rief der Graf — „machen Sie auf meine Verantwortung einen Spazierritt durch den Wald und lassen Sie sich von dem Bruder Klausner dort unten Absolution für Ihre Pflichtversäumniß geben. Ich habe Mitleid mit Ihrer Langenweile und will Sie so gut ablösen, daß Niemand Ursache haben soll, sich zu beklagen.“

„Dacht' ich's nicht?“ jubelte St. Ange — „es ist

ein Stelldichein! Ich habe schon so ein Vöglein singen hören. Geschwind, de Mirecourt, lassen wir Monsieur le Comte hier Schildwache stehen; für ihn ist das ohne Zweifel sehr unterhaltend."

„Gewiß!" betheuerte der Graf entzückt.

Der zweite Page hatte aber für diesen Vorschlag keine Ohren. „Ich kenne meine Pflicht!" sagte er in etwas grämlichem Tone.

„Pah!" lachte St. Ange — „Sie sind ein Pedant; das paßt in die Parlamente, aus denen Sie stammen. Wollen Sie diese arme Dame wirklich ohne Erhörung beten lassen? Sie sehen doch wohl, daß es ein abgekartetes Spiel ist."

„Ich sehe, daß Ihre Majestät sehr Unrecht thut, sich auf einen Gelbschnabel, wie Sie, zu verlassen!" rief der um einige Jahre ältere de Mirecourt.

Der Graf von Soissons, weit entfernt, durch diese Pagenzänkerei die ihm gebührende Ehrfurcht verletzt zu finden, bemerkte mit Entzücken, wie die beiden jungen Gegner sich erhitzten.

„Sie Unverschämter! Sie nichtswürdiger Cagot!" schrie St. Ange wüthend, indem er vom Pferde sprang und den Degen zog; „Sie sind mir Genugthuung schuldig, und das auf der Stelle!"

Jetzt lief natürlich auch de Mirecourt die Galle

über. Das war die Art der jungen Edelleute am französischen Hofe. Trotz aller obrigkeitlichen Verordnungen gegen die Duelle wurde der Degen gezogen, als sei es eine Federspule.

Während die beiden Duellanten, ohne Zeit und Ort zu berücksichtigen, ganz wüthend auf einander losgingen, war der Graf von Soissons in die Kapelle gestürzt. Die in Andacht versunkene Stephanie aufzuheben, in die Arme zu schließen, sie, bevor sie sich besinnen konnte, in's Freie zu tragen und mit sich auf's Pferd zu heben, war das Werk eines Augenblicks.

„Sachte, sachte, meine Herren!" rief er, indem er an den beiden Pagen vorbei, der Heiligenblende zusprengte, hinter welcher seine Begleiter seiner warteten.

Plötzlich ernüchtert, ließ de Mirecourt den Degen sinken.

„Welche Unbesonnenheit!" rief er aus — „das kann die ärgsten Folgen haben! St. Ange, was ist zu thun?"

St. Ange, dessen erste Hitze sich ebenfalls abgekühlt, stand zwei Minuten lang unschlüssig da.

„Es war verabredet!" sagte er — „lassen Sie uns zu der Königin eilen und ihr Alles gestehen."

„Nein!" rief der stolzere de Mirecourt, indem er

sich mit einem Satze auf's Pferd schwang — „was ich versehen, will ich versuchen gut zu machen!" So sagend, jagte er in der vom Grafen eingeschlagenen Richtung davon, indem er einer Pfeife gellende Töne entlockte, die weithin durch das Ahorndickicht schallten.

„Hülfe!" schrie St. Ange, sich vergeblich nach seinem Pferde umsehend, welches indessen das Weite gesucht hatte.

de Mirecourt war während der Zeit durch Busch und Dickicht so rasend vorwärts gesprengt, daß er den Grafen von Soissons, der seiner schönen Last halber langsamer zu reiten gezwungen war, wieder zu Gesicht bekam. Dem ersten Triumphgefühl folgte indessen tiefe Bestürzung, als er ihn von vier bewaffneten Reisigen begleitet sah. Rathlos hielt er einen Augenblick die Zügel an und blickte in Verzweiflung auf den Hals und die schaumbedeckten Nüstern seines Pferdes, als er am Ende der hier mündenden Buchenallee einen Wagen mit starker Begleitung sich nähern sah. Ohne sich zu besinnen, trieb er sein Pferd demselben entgegen; im nächsten Augenblick erkannte er ihn: es war die Karrosse des Premierministers. Er stutzte, — Niemand hatte den Cardinal hier erwartet; etwas Wichtiges mußte es sein, das ihn, einem anfänglichen Entschlusse zuwider, aus Paris hierher trieb.

Gewaltsam unterdrückte der junge Mann eine allzu natürliche Regung der Scheu; mit einem lauten Hülferuf sprengte er dem stattlichen Zug gerade entgegen.

„Was giebt es denn?“ so ließ sich die angenehme Stimme des Cardinals vernehmen, als das Geschrei zu seinen Ohren gelangte und der Wagen plötzlich anhielt.

„Verzeihung, Ew. Eminenz!“ rief der Page, mit tiefer Verbeugung an den Schlag sprengend — „Monsieur le Comte entführt das Fräulein von Broc — das wird Ihre Majestät zur Verzweiflung bringen!“

„Welche Kühnheit!“ rief der Cardinal, indem er sich schnell aus seiner halb liegenden Stellung erhob. Und ich, der ich wahrlich keine Zeit zu verlieren habe — doch es muß sein!! Meine Garden! Herr Page, ich stelle meine sämmtlichen Begleiter zu Ihrer Verfügung und gewähre Ihnen, was Sie wollen, wenn Sie das Fräulein von Broc zurückbringen. Ich will hier warten, bis Sie wiederkehren.“

So hob denn derselbe Zufall, der dem armen de Mirecourt eben einen so schlimmen Streich gespielt hatte, ihn in der nämlichen Minute auf den Gipfel des Glücks; denn mit den Garden des Cardinals war der Erfolg des Unternehmens nicht zweifelhaft.

Nach einer Viertelstunde sah Richelieu einen seltsamen Zug sich nähern. Gesenkten Hauptes ritt der Graf von Soissons inmitten der Garden, gleich einem Gefangenen, zu ihm heran. Die ohnmächtige Stephanie lag verhüllten Hauptes auf einer schnell aus Baumzweigen geflochtenen Bahre, welche de Mirecourt, von dreien der Wachen unterstützt, vorsichtig trug. Der Cardinal, schon ungeduldig und verdrossen, befahl, um der wunderlichen Scene ein Ende zu machen, die Dame in seinen Wagen zu bringen und nach dem Schlosse zurückzufahren, während er selbst ein Pferd bestieg, um so schnell als möglich zum Könige zu gelangen. „Sie, Herr Graf," fügte er, zu Soissons gewandt, hinzu — „Sie haben wohl die Güte, mich zu begleiten, damit ich den Ritt benutzen kann, um Ihnen Ihr unbesonnenes Betragen leid zu machen."

Der Graf von Soissons, der bereits über seine eigene Unklugheit staunte, war froh, so leichten Kaufes davon zu kommen. Richelieu's Verweis war sehr erträglich, denn er hatte andere Dinge in Gedanken. Er war nach Fontainebleau gekommen, um den König eiligst nach Paris zurückzuführen. Giulio Mazarini hatte, als päpstlicher Nuntius, den eben abgeschlossenen Frieden von Chierasco gebracht, und der italienische Krieg war somit ruhmvoll beendet. Zugleich

aber war Maria von Medicis aus Compiegne nach Brüssel entflohen, und Pläne zum Umsturz Frankreichs waren nach Paris gekommen, in die sie Spanien, Lothringen, ja, sogar einen Theil Frankreichs selbst zu verweben gewußt.

Lassen wir den Hof in der Freude über den vom Grafen von Soissons herbeigeführten und durch St. Ange bekannt gewordenen Vorfall die arme Stephanie auf das Grausamste mißhandeln, und folgen wir dem Cardinal von Richelieu in die Einsamkeit seines Gartenzimmers zu Ruel. Am offenen Fenster steht er und blickt hinaus in die blühende Frühlingspracht.*) Der Himmel ist blau und mild, auf dem grünen Rasen, von dem die Sonnenstrahlen oben die funkelnden Thauperlen wegzuküssen beginnen, glühen in weicher Pracht tausend duftige Rosen. Die Kaskaden plätschern, die meisten Bildsäulen flammen in den blendenden Morgenstrahlen; die Baumwipfel, halb schlaftrunken noch, schütteln die Träume der Nacht herunter und rauschen im Frühwinde. Und der Duft des grünen Frühlings umspielt harmlos dies bleiche Antlitz; die Vögel singen und hören nicht den Miß-

*) Richelieu's Vorliebe für schöne Gärten und Blumen ist vielfach bemerkt worden.

ton, der in die heilige Morgenandacht der Natur hineinschrillt: „keine, keine Gnade mehr!" murmeln diese blassen Lippen. Er wendet sich weg, und kehrt wieder um, um ein letztes Mal aus dem Fenster zu lehnen; in das flüssige Demantgefunkel des Thaus fällt eine Thräne aus dem umdüsterten blauen Auge, und dann ist es vorbei, der Feiermoment des Schmerzes, und dieser Mann wendet sich zurück zu dem Leben der That. Einen Blick der jüngsten Vergangenheit — den Riesenarbeiten dieses Menschen, der, allein in einem Jahrhundert socialen, religiösen und politischen Kampfes, Europa im Gleichgewicht zu halten und Frankreich auf den Höhepunkt nationalen Glanzes zu heben entschlossen ist! Welcher Berechnungen hatte es bedurft, um so viel fremde Waffen zur Fehde gegen Habsburg zu werben — welche Mühe hatte es nur gekostet, Gustav Adolph zu überzeugen, daß der Vertrag von Regensburg nichts in seinen Beziehungen zu Frankreich ändere, und durch seine Versöhnung mit Polen alle seine Kräfte für den Kampf gegen Oestreich in einem Augenblick zu gewinnen, wo der Kaiser in der Person Wallenstein's seinen kräftigsten Vertheidiger von sich gestoßen! Mit welcher Vorsicht mußte man selbst die Fortschritte dieses kühnen Verbündeten überwachen, dem gegenüber die

deutschen Fürsten nicht, wie sie gesollt, neutral bleiben konnten! — mit welchen Opfern mußte man die vereinigten Provinzen der Niederlande beschützen, ohne darauf zu achten, daß der Hof von Rom über Ketzerei schrie — — welcher Anstrengungen hatte es bedurft, um Italien den Frieden zu geben, die Belehnung des Herzogs von Mantua zu erzwingen und in der Festung Pignerol einen Schlüssel zum Herzen Italiens zu erhalten! Und während das Alles gelungen war — während Richelieu (wie er in einem Augenblick glücklichen Stolzes selbst sagt), „ein neuer Archimedes," inmitten wüthigen Kampfes seine Zirkel gezogen, ohne daß seine Feinde sie zu stören vermocht, nährte daheim die tückische Hand neidischer Gegner die Flamme der Empörung! Dieser Adel mußte das Regiment der Ordnung hassen, welches unerbittlich jede Verletzung der Vasallentreue rächte; dieser schwächliche Herzog von Orleans sogar wagt einem herrschsüchtigen Weibe zu Gefallen, sich zum Drapeau für die feudale Partei herzugeben, und während ein Blick in die Welt überall den Triumphen des Ministers begegnet, liegen hier in seinem Zimmer die durch Broc aufgefangenen Verträge und Briefe seiner Feinde mit Spanien und Lothringen! Pläne gegen das Vaterland, zu keinem anderen Zweck, als ihn zu stürzen!

Er überblickt diesen Wust von Treulosigkeit, von Verräthereien, von Mordanschlägen. „Auch sie — auch sie!" hatte er ausgerufen, als er, den Namen Anna's von Oestreich erblickend, weg und an's Fenster getreten war. Und wenn er jetzt festen Blickes zurückkehrt und, der unsäglichen Geduld gedenkend, mit der er noch vor Kurzem selbst den elenden Ehrgeiz der Aufrührer zu befriedigen gestrebt, sich in dieser Stunde zuschwört, keine Rücksicht, keine Gnade mehr walten zu lassen, so ist es nicht Armand Richelieu, der persönliche Beleidigungen rächt, sondern der Mann, der zu groß geworden, dem eine zu gewaltige Aufgabe gestellt ist, als daß er einen Menschen schonen könnte, der ihn an der Erfüllung derselben hindern will. „Sie werden den Nacken beugen, diese rebellischen Großen, die bis jetzt die Monarchie zur Lüge gemacht! — sie werden zu Majestätsverbrechern erklärt und als solche behandelt werden, diese Maria von Medicis und dieser Orleans mit seinem Anhang! — Sie werden sich demüthigen, diese störrigen, unter der Regentschaft zur politischen Macht herangewachsenen Parlamente; man wird den Muth haben, eine neue Form für die Handhabung der Gerechtigkeit einzuführen, im Fall die Parlamente den Gehorsam verweigern!" Und was er in der Bitterkeit seines vielgeschmähten Herzens

schwört, wird er zu halten wissen; schon stehen vor seinem Geiste diese Chambres de l'Arsénal et du Domaine und die lange Reihe der hochverrätherischen Edeln landsflüchtig, besitzlos, in contumaciam verurtheilt — — Und sie, die er geliebt hat, als sein Herz noch weich und die Erinnerung einer heißen Jugend ihm noch näher war als jetzt — wie soll denn sie gestraft — wie soll denn sie unschädlich gemacht werden, wenn alle Verehrung, alle Huldigungen fruchtlos geblieben, wie alle frühere Tyrannei? Soll er auch gegen sie die Hand kehren — soll er alle Scheu von sich werfen, soll er es wagen, eine spanische Prinzessin vom Throne Frankreichs in's Exil, oder in den Kerker hinabzustürzen? Nein! Die Stimme der Politik, wie die des Herzens — ewig, auch jetzt noch: — spricht gegen den treulosen Rath des Zornes. Wenn er an ihr gerächt sein will, so muß er anders — so muß er furchtbarer — so muß er unerhört an ihr gerächt werden. Sie, die er geliebt hat, will ihn vernichten — ohne Veranlassung — ohne Grund! — Kaum vermag er es zu denken — viel weniger zu fassen! Auch sind in seinem Herzen alle Dämonen losgelassen; die mühsam verharschte Wunde bricht von Neuem auf; zu einem rasenden Entschluß, zu einer Tollkühnheit, die nur die riesenhafte Klugheit

dieses Menschen auszuführen sich vermessen darf, treibt ihn der fiebernde Pulsschlag seines Lebens. Hat dieser Mann ein Gewissen? Ja; aber er ist des Ungeheuren gewöhnt. Er hat eine Mission und ist abhängig von einem gekrönten Kinde! Um dieses Kind zu beherrschen, muß er heucheln und schmeicheln und sündigen — ewige Demüthigung seines Stolzes! — Und dennoch trägt er sie, um schrankenlos die Welt nach seinen Gedanken zu bewegen — ja, er thut mehr als das! — er ladet den Haß seiner Zeit auf seine Schultern — er verachtet die Warnungen der Geschichte früherer Machthaber, er schleudert von sich die Mahnungen seines Gewissens an das ewige Heil seiner Seele — ein Opfer seiner Mission! Wie sollte er, der ein Jahrhundert unter seinen Willen bannt um diesen Preis — — vor einem Weibe die Waffen strecken und verzweifeln.

Das spricht sein Stolz; das spricht der Schmerz, der vor sich selbst erschreckend, in Wuth und Erbitterung überschlägt; das spricht die langgeschmähte und und dennoch heimlich sich erwidert fühlende Leidenschaft, der es nicht länger ansteht, elend zu sein, um einer Laune willen. Zum letzten Mal sitzt sie zu Gericht mit der Vernunft! — Er will sie sehen, sie sprechen; sie beschwören, ihm ihre Seele zu entdecken,

und ihr verzeihen, wenn sie spricht! — Wo nicht, so schwört er sich von diesem Busen mit Gewalt den Schleier zu reißen, und der Hölle zu verfallen, ehe er es aufgiebt Meister dieser Frau zu werden, die seine Vernunft in Ketten zu schmieden beginnt.

Er hat es gesagt! — behüte der Himmel Anna von Oestreich: Leichtsinnig wie ein Kind hat sie mit ihrer eigenen — leichtsinniger noch mit einer fremden Leidenschaft gespielt! Der Funke fliegt in den Zunder — die Flammen wirbeln auf — sie legte die Miene an — sie lockte die Gluten heraus. — — Ueber die Feuersbrunst, die sie verschuldet, wird man dereinst Rechenschaft fordern von ihr — mag sie denn ihrer Gefahr stehen und die Folgen ihres Frevels tragen!!

## Zehntes Kapitel.

„Malum est error."
Spinoza.

Der Cardinal von Savoyen war in Begleitung Mazarin's als Friedensgeisel und Ueberbringer des Vertrages von Chierasco nach Paris gekommen und mit aller erdenklichen Auszeichnung empfangen worden. Ein großes Bankett wurde ihm zu Ehren vorbereitet, und Richelieu, der es zweckmäßig fand, nicht nur so viel Glanz als möglich zu entfalten, sondern die erlauchte Geisel auch so viel als möglich zu zeigen, hatte, da keines der königlichen Schlösser Räumlichkeiten für die Aufnahme aller Eingeladenen darbot, auch in Berücksichtigung der Jahreszeit den König vermocht, den Park von Versailles zum Empfange der Gäste einzurichten. Auch hatte er dem italienischen Frieden die Ehre eines Te deum bestimmt; er selbst wollte die Messe lesen und wie er dem Könige sagte, „den Leib Christi seinen Jüngern reichen zur Sühne für alle Sünden und Feindschaften." Und

nicht vergebens luden die Glocken von Notre-Dame die Bevölkerung von Paris zu diesem Gottesdienste ein, der, halb Dank-, halb Bußfeier, der Anordnung und den Gesinnungen des Ministers nur Ehre machen konnte. Der König und die Königin, Jeder mit zahlreichem Gefolge, trafen sich vor dem Portal der Kathedrale; die Königin warf einen scheuen Blick auf Ludwig XIII., den sie seit mehreren Tagen nicht gesehen und der ihre Verräthereien erfahren haben mußte; er reichte ihr den Arm, ohne sie anzusehen, und führte sie in die Kirche. Beide erschienen einfach, ohne Abzeichen ihrer Würde; auch die sie unmittelbar umgebenden Damen und Cavaliere waren schmucklos gekleidet; aber um sie her strahlte in blendendem Glanz die besternte Sphäre der Prinzen und Marschälle, der Häupter des Adels, des Klerus und der Diplomatie mit ihren Ludwigsorden und Michaelskreuzen. Und durch das hochbogige Gebäude rollte die pomphafte Triumphhymne, ein Tonmeer über dem Menschenmeer. — Te deum laudamus! wiederholten in geheimnißvoller Entzückung Tausende von Menschenherzen, wähnend, einen Friedensgruß aus den himmlischen Reichen, eine Ode von den goldbesaiteten Harfen der Seraphim zu vernehmen — in den durch die hohen Fenster einfallenden Sonnen-

strahlen einen Blick der Gnade aus dem schlummerlosen Auge Gottes zu sehen. Einem Auge nur, einer Seele lächelt dieser Sonnenblick nicht. Flüchtig, andachtlos umhertreibend, jagte von einem zum anderen der einzige unheilige Gedanke in diesen gebenedeiten Räumen. Die Königin Anna bewegte die Lippen zum Gebet, aber in ihrem Herzen sprach nichts, als eine vorwurfsvolle Lästerung, die von dem steinernen Gewölbe gleichsam abprallte und auf ihr zweifelndes kämpfendes Herz zurückfiel. Die Töne der Musik erstarben endlich in leisem, immer leiserem Murmeln; es hörte auf, und das ganze ungeheuere Gebäude, die ganze Versammlung lag in regungslosem Schweigen. In diesem Augenblick fuhr Anna von Oestreich zusammen; von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, erhob sie das Haupt. Auf den Stufen des Hochaltars, in die prachtvolle Cardinalstracht gekleidet, stand Richelieu's schlanke, anmuthige Gestalt; ein heller Sonnenstrahl fiel auf sein ruhiggütiges, bleiches Antlitz; seine Augen — Anna schauderte, als sie es wahrnahm — nicht hinauf zum Himmel, nicht auf das Bild des Gekreuzigten in seinen Händen, nicht auf das Meßbuch oder die Monstranz, nicht auf das Viaticum gerichtet — nein! — auf sie, auf ihr Antlitz, mit jenem tief-

sinnigen Lächeln, welches so oft ihre einsame Seele mit unheimlicher Zaubergewalt durchzuckt. Sie neigte das Haupt, und Thräne auf Thräne netzte die sammetne Decke, auf welcher sie kniete; sie faltete mit innerer Angst die Hände; sie lauschte mit erzwungener Aufmerksamkeit den heiligen Worten, die vom Altar her erschollen — sie hörte der Chorknaben klingende Glöckchen — sie athmete die von dem würzigen Rauch durchzogene Luft, welcher in dünnen durchsichtigen Säulen aus den Opfergefäßen emporstieg — sie starrte in das Lichtmeer der hohen duftenden Kerzen, welche in Fülle auf dem Hochaltar flammten, um nicht die Hand zu sehen, die ihr die geweihte Hostie reichte — aber jede ihrer mühsam geformten Anschauungen erblaßte vor derselben Vision dieser höllischen Versuchung, der sie nicht mehr zu entfliehen vermochte. Die Messe war vorbei; der König führte Annen an ihren Wagen, er selbst bestieg den seinigen mit dem Prinzen von Condé und dem Grafen von Soissons, während die Herzöge von Angoulême und Beaufort, die Cardinäle von Savoyen und Spada mit vielen Anderen den nunmehrigen Cardinal Herzog von Richelieu unmittelbar unter den schwarzen Tafeln umringten, welche der stolze Minister an die Stelle der zerbrochenen Wappenschilder der Elboeuf und

de la Vieuville gesetzt hatte. Nach einer Stunde brach der Hof nach Versailles auf, um sich zu dem am Abend stattfindenden Feste vorzubereiten. Richelieu selbst hatte sich in die Anordnungen desselben gemischt. Zelte aus allen Zeitaltern und Nationen, künstliche Beleuchtungen aller Art, Kränze, Draperien, Waffen, selbst jene Kanonen von la Rochelle mit der für Richelieu so charakteristischen Devise „Ultima ratio regum" — Alles, was ein wählerischer Geschmack nur mit einigem Vortheil ausbeuten kann, zierte den reizenden Park. Am Eingange bildeten eine Menge Kanonen, Mörser, aufgehäufte Stückkugeln und Fahnen, unter einer durch farbige Lampen zauberisch erhellten Rotunde von Bäumen, eine Art von kriegerischem Vorsaal zu einer langen Allee, die mit der größten Pracht ausgeschmückt war und den Hauptsaal darstellte. Zahllose Lampen schimmerten von dem grünlichen Gewölbe nieder, welches die sich vereinigenden Baumkronen bildeten, und beschienen zwei Reihen der glänzendsten, an die Stämme gelehnten Rüstungen zu Pferde. Längs der mit Teppichen belegten Allee liefen zwei Reihen Zelte mit Blumen und Bildsäulen verziert, theils Spieltische, theils Buffets enhaltend. Das größte, durch chinesische Lampen erhellt, war zum Tanzsaal eingerichtet; eine doppelte,

durch Rosengewinde verbundene Kolonnade theilte es in drei verschiedene Räume; an den Säulen strahlte eine Unzahl von Wachskerzen. Aus diesem großen gelangte man in mehrere kleinere Nebenzelte; eins derselben, von rothem Sammt mit weißen Lilien, enthielt einen kleinen Thronsessel und war der Königin zugeeignet. Draußen schloß sich die Perspektive in einem mit Fahnen geschmückten und mit Decken geschmackvoll behangenen Gerüst, welches die Büsten des königlichen Paares trug. Das schönste Wetter begünstigte das Fest; über der glänzenden Menge und den im Lampenlicht strahlenden Wipfeln der Bäume schimmerten in ihrer stillen Pracht die wandellosen Sterne. Es war eine wahre Zaubernacht. Der Cardinal Herzog blieb länger als gewöhnlich anwesend und war verbindlicher und leutseliger denn je. Der König bemühte sich auf seinen Befehl um die Prinzen von Soissons und Condé; die Königin Anna strengte sich gleichfalls an, heiter und liebenswürdig zu sein, aber umsonst. Der König vermied sie mit wahrhaft beleidigender Kälte. Dem Cardinal wich sie selbst ängstlich aus. Die Herzogin von Chevreuse suchte ihr Muth einzusprechen — Anna gebot ihr zu schweigen. Wovor zitterte sie denn? Gewiß nicht vor den Strafen des Ministers. Sie flüchtete sich

endlich, auf Stephanie gestützt, in das ihr zugeeignete Zelt; der Purpur fiel hinter ihr nieder. Hier war es still — hier war sie allein. „O Stephanie, Stephanie!“ brach sie aus — „das Maaß ist voll — das Leben wird mir unerträglich. Was ist die Welt — was ist all der bunte Tand, mit dem sie prunkt? Ein erbärmliches Puppenspiel — ein Körper ohne Seele!“

Ein tiefer Seufzer hinter den Vorhängen antwortete dieser leidenschaftlichen Klage.

„Komm mit!“ rief die Königin, den Arm um Stephaniens Hals werfend — „befreie mich von der Last dieser Juwelen und Prachtgewänder. Bekümmere Dich nicht um mich — kehre zum Feste zurück und entschuldige mich beim König, im Fall Du ihm begegnest. Ich will in die Kapelle — ich will zu beten versuchen.“

---

Es ist todte Mitternacht. Der letzte der zwölf Glockenschläge hallt noch schwach von dem Gewölbe der kleinen Schloßkapelle von Versailles. Sie ist still und einsam; kein menschliches Wesen sucht sie in der Stunde der Schatten. Leise und zitternd klagt der Nachtwind; durch ein schlechtgeschlossenes Fenster dringt er ein und streicht seufzend durch die Bogen-

gänge. Doch sieh! welcher Schatten gleitet dort hinter den schlanken Pfeilern? Hat das Grab einem seiner Insassen einen Ausflug auf die Oberfläche der Erde gestattet? Es ist nichts. Der blasse Strahl des mitternächtigen Mondes lugt durch zerrissenes leichtes Gewölk; er kämpft mit der Dunkelheit hinter den Pfeilern; er huscht über weiße Leichensteine und läßt sie in geisterhafter Helle erscheinen. Der Zugwind spielt mit halb verwelkten, einem Marienbilde dargebrachten Kränzen; die trübe Flamme der ewigen Lampe, die von der Altarkuppel herabhängt und mit dem Monde um die Herrschaft streitet, wirft ein unheimliches Licht auf das goldene Kruzifix, welches den Altar schmückt. Jetzt unterbricht ein Laut das dumpfe Schweigen: die mit kunstvollem Schnitzwerk gezierte Thür knarrt in ihren eisernen Angeln. Diesmal ist es kein Trugbild, es ist ein lebendes Wesen, das erscheint; ein schönes weibliches Wesen, welches vor dem Bilde des Heilandes und der heiligen Jungfrau versuchen will, den verlorenen Seelenfrieden aus dem Grabe zurückzurufen. In ein weißes Gewand gehüllt, das blonde Haar loose um das schöne Haupt gewunden, schreitet die Gestalt schwankenden Schrittes dem Altar zu. Auf den Stufen desselben sinkt sie nieder; ihre Hände umklammern das Kreuz des Er-

löſers; ihr Antlitz iſt mit flehender Angſt auf daſſelbe gerichtet, aber des Heilandes Geſicht iſt abgewandt und das trübe Lampenlicht ſtreicht ſcheu über die Züge der betenden Königin. Reines Mondlicht! haſt du dich zurückgezogen, um deine keuſchen Strahlen nicht an dem Anblick dieſes ſchönen Antlitzes zu entweihen, in deſſen tiefen Augen unheilige Wünſche brennen? Iſt in den Himmeln kein Erbarmen für dieſe königliche Elende, welche zur Stunde der Nacht aus dem heitern Tanz der Jugend zum Altar flieht, um ſich vor ihrem irrenden Herzen zu ſchützen? Dort knieet ſie! — Sie betet, ſie kämpft, ſie weint; ſie will zugleich mit ihren verbrecheriſchen Gedanken die Qualen ihres Gewiſſens verbannen. Es iſt vergebens. Sie ſteht auf und ſchaut mit feſtgefalteten Händen empor. „Ich bin Königin von Frankreich — ich bin Ludwig's XIII. Gemahlin — ich weiß, daß ich gegen die Pflichten ſtrebe, welche dieſe Titel mir auferlegen; aber der feſte Wille, mich zu beſiegen, erwirbt mir das Recht auf Deinen Beiſtand, großer Geiſt! — Reiß dieſe Wünſche aus meinem Herzen — treibe mich nicht zur Läſterung und Verzweiflung — gieb mir meinen Frieden wieder —" Und ſie drückt ihre Stirn auf den Marmor der letzten Altarſtufe — „gieb meiner Seele ihre Klarheit zurück, oder ich will ſagen,

daß Deine Erlösung nichts ist — daß wir Thoren sind, an einen Gott zu glauben, der unserer Tugend gegen die Versuchungen des Lebens nicht beistehen kann oder will." — Sie bleibt lange in ihrer büßenden Stellung; endlich erhebt sie sich ungestüm und streicht hastig ihr langes Haar aus dem Gesichte. — O ewige Mächte! sie sinkt zurück, sie starrt die Erscheinung an, die vor ihr auftaucht — — Nein, ihre Sinne betrügen sie nicht — das röthliche, düstere Licht der ewigen Lampe scheint auf das Antlitz des Cardinals von Richelieu. Der Königin versagt die Fassung; regungslos bleibt sie stehen; der Cardinal ergreift ihre Hand; sie läßt sie ihm — läßt sich widerstandslos von ihm zu einem Sitze führen.

„Um Ihrer Seligkeit willen," murmelt sie schaudernd nach einer Pause dumpfen Schweigens, „verlassen Sie mich."

„Ich will es!" erwidert er, ohne die Hand loszulassen, deren fieberhaftes Zittern ihm die Stürme verräth, die in diesem Herzen rasen — „ich will Sie verlassen, Madame. Daß eine Macht, die stärker war als ich, mich Ihnen nachgezogen, will ich hiermit bekennen —"

„So haben Sie gehört, was ich gesprochen?" rief

Anna wild, indem die Angst, sie könne sich verrathen haben, sie siedend übergoß.

„Ich habe es gehört — ja!" erwiderte Richelieu, vor ihr niedergeworfen; „zürnen Sie mir, wenn Sie können. Ich habe Sie vereinsamt in des Schmerzes harter und stummer Umarmung gesehen, hörte inmitten festlichen Glanzes Ihr unterdrücktes Schluchzen, das Klopfen Ihres Herzens, das Fallen Ihrer Thränen. Ich sah, daß Sie fühlen, sich sehnen, verschmachten in der geistigen Wüste, gleich mir; ich bin Ihnen gefolgt, um einmal ohne Zeugen Sie um Versöhnung anzuflehen; verdammen Sie es, wenn Sie können. Gebieten Sie auf einen Moment Schweigen dem Hasse, den Sie mir geschworen; gönnen Sie einen Blick dem glänzenden und einsamen Schicksal, welches die Welt ein großes nennt. Eine Zielscheibe rachsüchtiger Zänker, von Tausenden beneidet und gehaßt, muß ich ein Geschlecht beherrschen, welches ich verachte. O über diese Herrschaft! Die Vergnügungen der Menschheit ergötzen mich nicht; ihre Weisheit blendet mich nicht; ihre Streite sind mir eine erbarmungswürdige Thorheit — ein Federballspiel, unterhalten von den ungeschickten Händen unwissender Kinder. So ist ihre Religion, ihre Wissenschaft, ihre Politik. Und trotzdem sehne ich mich nach

Menschen! Einmal im Leben, ein einzig Mal nur, fand ich mein, aus zerstreut gefundenen Vollkommenheiten gebildetes Ideal verwirklicht."

Die Königin machte eine schwache Anstrengung sich zu erheben; der Cardinal hielt sie sanft zurück.

„O daß die Menschen sich nicht verstehen!" fuhr er mit düsterer Schwermuth fort. — „Ich hätte nichts im Leben begehrt, als furchtlos Ihnen meine Gedanken vertrauen zu dürfen! Hier fand ich meine kühnsten Träume von menschlicher Vollkommenheit verkörpert. Hier fand ich Schönheit, Leidenschaft, Erhebung — fand ich die Tragik eines unverstandenen Daseins, gleich dem meinen. Und dennoch verblendet, gleich den Uebrigen! — dennoch unfähig, mich zu verstehen, weil die Macht der Verleumdung den klaren Blick berückt! Und ich, der ich mich einst berauscht in einem großen, seligen Gedanken, habe erfahren und sehen müssen, was mich vernichtet — — Anna, Anna!" rief er schluchzend und außer sich — „Anna, auch Du kannst an mir zweifeln!"

„Herr Cardinal!" entgegnete Anna aufstehend und mühsam gefaßt — „lassen wir das! Es giebt in unser beider Leben Dinge, die Niemand zu verzeihen vermag; unsere Wege gehen auseinander."

„Nein, nein!" erwiderte Richelieu dringend —

„nicht so, Ew. Majestät: Ich habe Sie vor einer unbekannten Pein zu den Altären Gottes flüchten sehen. Ich bin Ihnen gefolgt: hier kniee ich vor Ihnen, mit Ihnen, flehend, mir endlich die Gründe dieses Hasses zu entschleiern, der Sie bis zu Anschlägen gegen mein Leben gebracht! Bei Ihrem Haupt, bei Ihrem Leben, Anna, ich habe diese Qualen satt. Ich nehme Gott zum Zeugen, daß Sie es sind, die meinen Handlungen den Stempel der Feindseligkeit aufgedrungen! Lassen Sie es Tag werden zwischen uns! Ich habe unerhört um Ihretwillen gelitten. Ich will Gerechtigkeit. Ich habe, als ich Ihre letzten — Verräthereien entdeckte, Ihnen eine Vergeltung geschworen — Lassen Sie sich warnen! treiben Sie mich nicht auf's Aeußerste! Es könnte sein, daß ich von Sinnen käme. Sie haben mich zu Grunde gerichtet; arm und elend bin ich auf der Höhe meiner Macht. Zum letzten Mal im Angesichte Gottes bitte ich. Noch ist es Zeit — fordern Sie nicht die Rache eines Lebens heraus!" — —

— Es war umsonst.

Von der Gewalt seiner Worte mehr abgestoßen, als angezogen, stürzte die Königin in den alten, wirren Taumel ihrer unklaren Empfindungen zurück. Ohne Seelengröße, wie sie war, verstummte ihre

Leidenschaftlichkeit, sobald eine höhere an sie herantrat, deren Flug sie nicht zu folgen vermochte. Was sie in diesem Augenblick vorherrschend empfand, war eigentlich eine Art heimlichen Vergnügens über die Qual, die Richelieu offenbar fühlte, und welche ihr, als der Urheberin derselben, eine Macht über ihn zuerkannte, von der sie in dieser Ausdehnung nie geträumt.

Sie wandte sich weg und sagte ziemlich kalt, obgleich mit großer Ueberwindung:

„Ich bin hierher gekommen, um mir Vergebung zu erbitten, Herr Cardinal, nicht, um Vergebung auszutheilen, — eine Handlung, zu der ich gänzlich unfähig, unwürdig bin.“

Sie wandte sich bei diesen Worten auf's Neue dem Altar zu und kniete in dem graziösen Bewußtsein ihrer Vortheile als Weib und Königin auf den Marmorstufen nieder, den Rücken gegen den Mann gekehrt, den Liebe mehr noch als Geburt zu ihrem Unterthan gemacht.

Ein zischendes Lachen des Schmerzes und des Hohnes flog über Richelieu's feine Lippen; die kleinen weißen Hände ballten sich krampfhaft.

„Verachten — anbeten — vernichten!“ schluchzte er, seiner Sinne nicht mehr mächtig — „und sie betet, betet — O!! Er soll sie nicht mehr schützen, dieser andächtige Schein! — Zur Hölle diese tugendhafte Schonung!“

Er kreuzte die Arme über einander und trat dicht hinter sie; das weiße Gewand flog anmuthig um ihre üppige Gestalt, und ihre blonden Flechten fielen entfesselt auf den weißen Nacken.

Der Cardinal blickte eine Minute lang auf das schöne Weib; er beugte sich ein wenig über sie und sah, daß sie nicht betete. Es war ein Schimmer von Kokettterie in ihrer Stellung; Anna von Oestreich wußte, wie viel Reiz die ewige Lampe in diesem Augenblick erleuchtete. Der Cardinal bemerkte es, und jener Wahnsinn, der oftmals mehr Methode als die Vernunft selber hat, faßte glühend seine von Wuth und Liebe verzehrte Seele.

„Der Himmel nicht, dessen Langmuth sie erschöpfen würde," murmelte er mit dämonischem Ausdruck — „der Teufel allein bricht diesen Eigensinn."

Er trat ihr um den letzten Schritt näher und sagte dann so ruhig er konnte:

„Ich habe Ew. Majestät die himmlische Gerechtigkeit anklagen, habe Sie vergebens um Barmherzigkeit rufen hören. Ist es denn möglich, daß Sie einen unerlaubten Wunsch genährt, eine Pflicht verletzt, einen strafbaren Gedanken zu bereuen haben? Bilden Sie sich nicht selbstquälerisch ein Schuldbewußtsein — vielleicht weil eine Gedankensünde, die spurlos an

unsern Gewissen vorübergeht, Ihren idealen Begriffen von Tugend widerstreitet?“

Erschreckt und getroffen, richtete die Königin sich auf. „Nicht so, Herr Cardinal: — nicht diesen bittern und schrecklichen Spott!“ rief sie plötzlich ernst und sehr bewegt.

Es war zu spät; der Cardinal hörte nicht mehr auf ihre Worte, achtete nicht mehr auf diesen Ausdruck, der ihm eine Viertelstunde früher zur Brücke schuldlosen Verständnisses geworden wäre. Er nahm seine Stellung an einem Punkte, wo der Schatten eines Pfeilers das matte Licht der Altarlampe verhüllte, weil er bis zum Unerträglichen die unbeschreibliche Verzerrung fühlte, welche in diesem Augenblick über seine sonst so anmuthigen Züge ging. „Sie hätten also gesündigt!“ murmelte er leise und abgebrochen. „Sie hätten Ihr Gewissen belastet, ohne der erhabenen Tröstungen zu genießen, welche das Geheimniß der Absolution für den, durch die unmittelbaren Inspirationen des Kirchengeistes über die wahre Natur der Sünde aufgeklärten Priester birgt. Ich hatte einst den göttlichen Traum, der ganzen, unter der Last eingebildeter Vergehen siechenden Menschheit dieses Allerheiligste der Kirche zu entschleiern; Sie sollten die erste sein, für die der Vorhang riß. Ich

bin davon zurückgekommen. Nicht Allen ist Alles zu verkünden! sagt schon Pythagoras. Allgemeine Vollkommenheit der Erkenntniß auf Erden gehört zu den Utopien, wie die Vollkommenheit des Glücks."

„Und warum das?" rief Anna unwillkürlich angezogen. „Wenn unsere Verbrechen nur Vorurtheile unserer verblendeten Geister sind. —"

„O! — nichts mehr davon!" unterbrach der Cardinal. „Sie haben mich von sich gestoßen — beharrlich, ohne Barmherzigkeit; ich sage Ihnen endlich Lebewohl, ohne Schmerz und ohne Reue. Wenn Sie's ertragen können — ich kann es auch. Und wenn Sie glauben, daß zwischen uns das Unverzeihliche geschehen, so will ich Ihnen beweisen, daß Ihre Meinung mindestens zur Hälfte irrig war. Trotz Allem was ich um Sie gelitten, danke ich Ew. Majestät Unendliches. Ich habe frohlockt, in einem Menschenherzen meine Gedanken, meine Qualen wiederzufinden. Ich, der ich Tage und Nächte hindurch nach Gnade gerungen, habe mein Herz beruhigt gefühlt, seitdem ich einen Engel vergebens beten gehört. Also, zum letzten Mal; Vergebung zwischen uns — auf immer —"

„Sie täuschen mich!" rief das gequälte Weib — „Sie lügen mir, wie Sie so oft gethan! Unter dieser

Maske verbirgt sich eine geheime, schreckliche Rache; ein Richelieu vergiebt so leichten Kaufes nicht.

„Sie glauben mir nicht!“ erwiderte Richelieu, indem eine seiner schönen Hände wie mit dem Ernst der Betheurung die nur leicht von dem weißen Gewand verhüllte Schulter der Königin streifte — „schlimm vielleicht, wenn Sie mir diesmal von all' den Malen glaubten, wo ich um eine Regung des Vertrauens von Ihnen mein Leben gelassen hätte. Doch wird die Zukunft Sie belehren, daß ich in dieser Minute Wahrheit sprach. Mögen Sie die Einsamkeit der Seele so gelassen ertragen lernen, wie ich; ich werde mich Ihnen hinfort mit keinem Blick, mit keinem Gedanken mehr nähern. Als Mensch spreche ich Sie hier von den Folgen eines ungerechten Hasses, als Priester von der Schuld einzelner Regungen los, durch welche Sie vielleicht, gleich mir, die Reinheit des Himmels beleidigt haben. Vergebung ist mein letztes Wort an Ew. Majestät. Leben Sie glücklich!“

Er beugte sich zu ihr nieder; über seine andere Hand, zwischen seine schlanken Finger glitt eine ihrer goldenen Flechten herab. In dem geheimnißvollen Dämmerschein der ewigen Lampe leuchtete wie in der Glorie siegreicher Erhebung sein feines weißes Gesicht

wie eines Engels Antlitz, und mit fürchterlicher Lust beobachtete er die Zuckungen des erdbefangenen heißen Herzens, das die ruhige Größe seiner Scheinentsagung mit hundert Dolchstichen zerriß.

Er legte leise und langsam die aufgelöste Flechte über ihren Arm und hauchte einen zögernden Kuß auf ihre blendende Stirn; die Königin sank mit einem lauten Aufschrei zu Boden.

Der Cardinal hielt inne. Von der Wahrheit jahrelanger, hoffnungsloser, ausbrechender Leidenschaft überwältigt, ließ er seine schauderhafte Rolle fallen; er streckte die Hände gegen sie aus:

„Du haßtest mich, weil Du mich nicht lieben wolltest — aus Tugend haßtest du mich! — Liebe — ist keine Sünde!"

Die Königin fühlte das Bewußtsein sie verlassen; ihr letzter Gedanke galt dem Orte, an welchem sie sich befand.

„Halten Sie ein — seien Sie barmherzig!" murmelte sie unhörbar mit abgewandtem Gesicht.

Der Cardinal umfaßte mit beiden Armen die schöne Gestalt Annens von Oestreich; sie leistete keinen Widerstand.

„Sei diese Stunde mein, und laß mich morgen sterben!" hauchte seine blasse brennende Lippe.

# Zweites Buch.

## Erstes Kapitel.

„J'eus beau vouloir étouffer le premier sentiment qui m'a fait vivre; mon coeur se révolte contre ma vaine raison."

Rousseau.

Wenn der vernunftstarke Mensch übermannt wird von der Gewalt der Leidenschaft, so geschieht es nicht nur auf dämonische, bis zum Grauenhaften gesteigerte, mit Wirkungen von unberechenbarer Tragweite verbundene Weise, sondern das Unnatürliche des ganzen Vorganges, grell je nach Maßgabe des stattgefundenen Kampfes, gestattet dem so aus seiner Bahn gerissenen Individuum nicht, ganz in den vorigen Zustand zurückzukehren; je tiefer der Rausch, desto veränderter wird der Mensch daraus erstehen. Der Cardinal von Richelieu erfuhr an sich eine solche Reaktion, als er aus dem Fiebertraum erwachte, der seine letzte That erzeugt, und er sich nachtwandlergleich am Rande schwindelnder Abgründe fand. Monde vergingen ihm in dem Zwiespalt zwischen

der schrecklichen Einsicht dessen, was er gethan, und den immer neuen, obschon heldenmüthig bekämpften Reizungen lang verhaltener Leidenschaft, die ihn mit ehernen Armen umklammerte. Elende Monde waren es — Zeiten des Kampfes und der Zerschmetterung — Zeiten des Ringens zwischen den Frostschauern der Reue und der Glut brennender Phantasieen. Er alterte unter der Wucht einer Schuld, die, wie vorauszusehen, Sünde nach Sünde ziehen mußte, und einer Furcht, die er sich nicht gestehen mochte. Um sich dagegen zu schützen, begrub er sich in tödtende Arbeiten, hielt er Gericht über alte Verbrechen, räumte er auf unter den Schuldigen, als ob die Erde für keinen mehr Raum habe außer ihm, und seine Reue sich ausbreiten und einzig werden müsse auf der ganzen Welt. Man bemerkte, daß er strenger, härter, bitterer ward. Die Königin suchte, wenn ähnliche Bewegungen sie erfaßten, Betäubung in einem Strudel von Lustbarkeiten; aber unmittelbarer an die Phantasieen einer nervösen Organisation verloren, war ihre Stimmung weicher, liebevoller, leidender vielleicht. Sie hatte sich hingegeben und bereute es noch nicht, weil sie sich nicht damit befaßt, darüber zu denken. Es war geschehen; — was frommt die verspätete Qual eines verletzten Gewissens,

während die Möglichkeit da war, dem gegen ihr Herz so hart verfahrenden Geschick von Zeit zu Zeit eine Stunde des Glückes zu entreißen? In diesen unseligen Tagen liebte sie den Mann, der es gewagt, im Angesichte aller Heiligen sie dem Himmel selber streitig zu machen. Es war der Eigensinn ihrer Natur, der sich hier auch noch geltend machte; eigensinnig bis zum Trotz, selbst ihrem Schöpfer gegenüber, wollte sie nicht beklagen, was nicht ungeschehen zu machen war. Mittlerweile setzte sie den Hof durch ihre Leutseligkeit gegen den Minister in Erstaunen; es fehlte nicht an allerlei Gerüchten, von denen das der Wahrheit am nächsten kommende noch das großmüthigste war. Der König hatte sich seit der bewußten Katastrophe, auf Veranlassung der Empörungen des Herzogs von Lothringen, Annen zum unsäglichen Trost, fast immer bei der Armee, im Lager von Metz und Nancy aufgehalten; seit einigen Tagen war er indeß zurückgekehrt und von einer Anwandlung von Eifersucht erfaßt, aufgereizt durch die dem Cardinal übelwollende Partei, bemühte er sich plötzlich um seine Gemahlin mit einem Eifer, der Jeden Wunder nahm, und sie nicht wenig beängstigte.

Indessen geht die Zeit immer ihren Gang fort und unter ihrem Hammerschlag entsteht oft in der-

selben Stunde die Tribüne eines Ballsaales und ein Schaffott. So hier. In St. Germain bereitete man ein Hoffest vor; in Ruel tagte eine zur Verurtheilung eines Staatsverbrechers eingesetzte Kommission. Das Hoffest galt der Gräfin von Lurique, welche von einer immer zunehmenden krankhaften Verstimmung beherrscht, ihre Entlassung aus dem Hofstaate der Königin Anna gefordert hatte, um auf dem Schlosse ihres Bruders ihre Entbindung abzuwarten. Die Kommission zu Ruel galt dem Marschall von Marillac. Die Bewegung war groß; eben waren die Verwandten des Angeklagten in den Vorhof gedrungen. Sie verweigerten sich abweisen zu lassen und erklärten warten zu wollen, bis der Minister sie empfangen könne.

Der Cardinal hatte sich in das Zimmer seiner Nichte begeben, um auf eine Viertelstunde dem Pater Joseph zu entgehen, der jede Minute erwartet wurde. Er hatte die Hand der Comballet gefaßt und drückte dieselbe sanft an seine Stirn, ohne zu sprechen. Am Fenster lehnte der Abbé Boisrobert, Richelieu's privilegirter Spaßmacher, welcher in letzter Zeit eifrig, jedoch erfolglos versucht hatte, die Melancholie seines Gebieters zu verscheuchen. Keine der drei Personen achtete auf die andere. So versunken

war der Cardinal, daß er ein wiederholtes und heftiges Klopfen nicht bemerkte. Der Abbé öffnete und erblickte Châteauneuf, den Siegelbewahrer, der im Gerichtshof zu Ruel den Vorsitz führte.

„Was wollen Sie?“ fuhr Richelieu auf, indem er die Hand der Comballet losließ. „Ich habe allein sein wollen.“

„Châteauneuf ne le sera pas long temps!“ sagte der Abbé; „bientôt à sa place il n'y aura que pierres.“ (Pierre.)*)

Der Siegelbewahrer näherte sich demüthig. „Gnädiger Herr,“ flüsterte er mit vielsagendem Blick — „ich komme zu fragen, ob Sie dem Gerichtshofe noch einen letzten Befehl zu geben haben. Die Verwandten des Marschalls sind gekommen, um Gnade zu erflehen, und in Brüssel soll man ihn zu rächen entschlossen sein.“

Der Cardinal runzelte die Stirn. „Ich verstehe Sie nicht!“ sagte er laut und gleichgültig. „Das Schicksal Herrn von Marillac's ist nicht mehr in meiner Hand; die Verhandlungen mögen ihren Gang fortgehen.“

---

*) Der Name des Nachfolgers des Herrn von Châteauneuf war Pierre, Graf von Séguier.

Châteauneuf zögerte. „Der König," erwiderte er etwas kleinlaut, „übersandte mir so eben einige Depeschen, mit dem Befehl, sie Ihnen zu überreichen. Ich benutzte eine Pause während des Verfahrens, um Ihren letzten Entschluß zu hören."

Der Cardinal machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Mars est mort; il n'est plus que poudre," sang der Abbé am Fenster mit melancholischer und eintöniger Stimme.

Der Spaßmacher kannte seinen Herrn. Der Marschall von Marillac war todt, obschon noch nicht verurtheilt. Es war nicht der Gedanke an ihn, der die Stirn des Ministers umwölkte; Marillac gehörte in diesem Augenblick bereits in die Vergangenheit Richelieu's. Die Sterne hätten eben so leicht aus ihrer Bahn weichen, als Richelieu in einem, durch politische Nothwendigkeit diktirten Entschlusse wanken können. Hergestellt werden mußte die innere und äußere Einheit der Monarchie. Entschlossen, den Staatsverbrechern höchsten Ranges ein furchtbares Beispiel zu geben, sah der Cardinal in dem Marschall von Marillac nichts mehr, als eine überflüssige Zahl, die einen Bruch in seine Rechnung brachte; — sie mußte fort.

Mit einer Handbewegung entließ er Châteauneuf;

dann stand er auf und schritt geräuschlos aus dem Zimmer. Man verstand, daß er allein sein wolle, und es folgte ihm Niemand.

Er stieg die Treppe hinab, um in seinen jenseits des Schloßhofes belegenen Garten zu gelangen. Auf den letzten Stufen begegnete ihm der Kapuziner, sein Vertrauter.

„Gnädiger Herr, ich erwarte Sie —"

„Gleich, Joseph, gleich!" erwiderte er freundlich.

Schneller und leiser noch als gewöhnlich, glitt er längs der Schloßhofmauern hin, um ungesehen das Gartenportal zu erreichen. Es schien ihm gelungen zu sein. Er stand in seinem Park unter den mit frischem Blüthenschnee geschmückten Räumen, welche still selig ihre frischen Wipfel im Sonnenschein wiegten. Er lehnte das Haupt an einen der jüngsten Stämme und schloß die Augen. In dem Duft des Frühlings vergaß er manche Sorgen und manche heimliche Qualen.

Wenn der Staatsmann den Menschen in ihm bisweilen unterdrücken gemußt, so hat er ihn nie vernichtet; ein Zug von Sanftmuth bricht überall hervor. Seine oft bemerkte Liebe für die Natur, die Zuflucht, die er stets in seinen schwersten Stunden bei ihr sucht, wirft auf seine Seele ein wunderbares

Schlaglicht. Von den Menschen, die ihn täuschen, flüchtet er zu der Natur, die ohne Falsch. Die Bäume und Blumen verrathen und verschwören sich nicht; Richelieu hat geliebt, wo er es durfte.

Aber man hatte ihn doch gesehen. Die Verwandten des Marschalls von Marillac waren in dem Augenblick, wo er im Gartenportal verschwand, in den Schloßhof gedrungen. Hinter ihnen her wälzte sich eine Woge von Dienern und anderen Neugierigen. Es war keine Zeit zu verlieren. Die Herren von Vandy und Brecourt, von mehreren Damen begleitet, drangen in den Garten. Die Verzweiflung wagt viel.

Ein Schrei um Gnade zu seinen Füßen weckte den Minister aus seinem kurzen Ruhetraum. Er begriff augenblicklich. Unwillig trat er einen Schritt zurück. „Gehen Sie zum König — er ist gütig!" sagte er kalt zu den Bittenden.

— — Er dachte an andere Dinge — —

Es war vergebens hier zu flehen. Ohne Zeit für eine heimliche Verwünschung wandten die Abgewiesenen sich weg, um dahin zu eilen, wo mindestens noch der Schein einer Hoffnung war. Ueber die Störung verdrießlich, ballte Richelieu eine seiner feinen Hände. Er trat etwas heftig bis vor das Portal,

und sämmtliche Anwesende stoben bei dieser Bewegung auseinander. Ein Einziger blieb stehen; der Cardinal trat auf ihn zu und sagte kurz: „Ich kann's nicht ändern, und will's auch nicht."

Der Angeredete war Olivier de Broc, welcher auf Richelieu's Befehl der Königin Mutter nach Brüssel gefolgt, jetzt aber auf einige Tage nach Paris zurückgekehrt war, um auf's Genaueste über den Stand der dortigen Angelegenheiten zu berichten und mehrere geheime Aufträge für den französischen Gesandten daselbst zu empfangen.

Auf einen Wink des Cardinals folgte er ihm in den Garten. „de Broc!" sagte Richelieu mit Güte, „Sie haben mir in Flandern gute Dienste geleistet und meine ganze Erkenntlichkeit erworben."

de Broc verbeugte sich; der Cardinal fuhr fort: „Ich habe die von Ihnen an Joseph ausgelieferten Papiere bis jetzt erst flüchtig durchsehen können; Sie wissen, welche traurige Arbeit wir hier haben; ich werde aber heut Abend Alles in Ordnung bringen und muß Sie folglich bitten, erst morgen abzureisen."

„Wie Ew. Eminenz befehlen!" entgegnete de Broc. „Es ist bei dieser Verzögerung durchaus keine Gefahr, denn was die beabsichtigten Verbindungen der Königin Mutter mit den Empörern von Calais betrifft, so

sind dieselben, wegen ihrer beginnenden Uneinigkeit mit Monsieur, ohnehin nicht so schnell anzuknüpfen."

„In der That!" sagte Richelieu spottend, „wie sollten sie einig sein, da beide nie gewußt, was sie eigentlich wollen? Und ist es Ihnen wirklich gelungen, Herr von Broc, das Vertrauen der Königin Maria von Medicis wieder zu gewinnen?"

„So ziemlich, Ew. Eminenz; für Damen in gewissen Jahren haben reuevolle Huldigungen ihre Reize."

Richelieu runzelte die Brauen.

„Dennoch," fuhr de Broc fort, „möchte ich Ew. Eminenz bitten, mir einen Beistand mitzugeben, wozu ich, wenn ich meine Ansicht äußern darf, den Grafen von Lurique sehr geeignet finde. Die Königin Mutter spricht oft von ihm. Bring' ich ihn mit, so bürgt seine Anwesenheit mir dort am Besten für die Erhaltung des Vertrauens in meine Gesinnungen."

„Den Grafen!" wiederholte Richelieu kopfschüttelnd — „ich kann, das heißt, der König kann ihn nicht entbehren; Sie müssen sehen, wie Sie ohne ihn fertig werden."

„Das muß ich allerdings; indeß begreifen Ew. Eminenz, daß es für mich ziemlich schwer ist, eine Person, gegen die ich öffentlich und heimlich zu handeln

gezwungen bin, ohne alle Hülfe im Glauben an meine Ergebenheit zu erhalten — ja, daß es unmöglich wäre, wenn die Königin Maria nicht in gewissen Dingen ihre Verblendungen hätte — — Von der Redlichkeit des Grafen von Lurique hat man aber dort so hohe Begriffe, daß man um seinetwillen seinen Freunden und Begleitern wenigstens nicht mißtraut —"

„Und er ist mir doch ergeben! —" warf Richelieu hin.

„Eben deswegen!" fiel de Broc ein — „es giebt den Leuten zu denken, daß ein so guter Mann und ein so großer Freund des Königs Ihr eifrigster Anhänger ist. Und dann —" (de Broc sah sich vorsichtig um) — „und dann möchte es sogar besser für Ew. Eminenz sein, den Grafen aus der unmittelbaren Nähe des Hofes zu entfernen. In Staatsaktionen hat man seine Einmischung nicht zu fürchten; aber bei Familienangelegenheiten dürfte er zur Unzeit dienstbeflissen sein."

„Was meinen Sie?" erwiderte Richelieu — „ich verstehe Sie nicht. Reden Sie deutlicher."

„Der Graf von Lurique ist aus angestammter Zärtlichkeit für seinen Herrscher sehr besorgt um das häusliche Glück desselben."

„Wie jeder treue Unterthan!“ ergänzte Richelieu mit leisem Schwanken in der Stimme.

„Und ohne Zweifel auch wie Ew. Eminenz!“ warf Olivier hin — — „Man spricht davon am Hofe zu Brüssel.“

„Und was spricht man in Brüssel?“ rief Richelieu ungeduldig. „Ist eine neue Kabale im Werke? Es würde mich wundern, Herr von Broc, wenn Sie mir entweder leere Andeutungen machten, oder mir etwas wirklich Wissenswerthes verschwiegen.“

„Das erstere wird unter keiner Bedingung — das letztere nie geschehen, wenn ich frei reden darf!“ versetzte de Broc. „Was man in Brüssel spricht, hätten Ew. Eminenz übrigens, wenn Sie gewollt, auch in Paris hören können. Man erzählt sich, daß Se. Majestät seit einiger Zeit eine noch nie beobachtete Neigung für seine Gemahlin zu fassen angefangen, daß aber die Königin jeder Annäherung bis jetzt eben so kalt als beharrlich ausgewichen sei“ —

„Ich sehe Sie kommen — weiter!“ sagte der Cardinal gedankenvoll.

„Daß eine ganze Partei am Hofe es sich zur Aufgabe gemacht habe, die Neigung des Königs anzustacheln, und daß diese Leute, merkwürdig genug, sämmtlich Ihre Gegner seien“ —

„Merkwürdig! — Sie finden das merkwürdig!“ warf Richelieu hin.

„Daß“ — fuhr Olivier fort — „die Königin Anna sehr lau in ihren Beziehungen zu Spanien geworden sei —“

„Wirklich?“ rief Richelieu höhnisch — „sagt man das wirklich in Brüssel?“

„Daß“ — flüsterte Jener — „diese Lauheit Ihr Werk sei; daß Sie ein Mittel gefunden, die Königin Anna, ihr selber unbewußt, zu Ihrem Werkzeug zu machen“ —

Der Cardinal wurde sehr blaß und antwortete nicht.

„Es sind Voraussetzungen,“ sagte Olivier sich zurückziehend, „welche die Majestät der Königin beleidigen.“

„Reden Sie!“ rief der Cardinal gebieterisch mit unterdrückter Spannung.

de Broc trat näher:

„Man glaubt die Königin-Infantin unter dem Einfluß eines Mannes, den sie liebe“ —

Ein Seufzer der Wuth rang sich aus der Brust des Ministers.

„Und der sich Ew. Eminenz mit Leib und Seele verkauft habe.“

Die Augen des Cardinals sprühten Flammen.

„Den Namen dieses Mannes!“ rief er mit der ganzen Kraft seiner eisernen Natur.

„Man nennt einen jungen italienischen Abbé, dessen Züge denen des Herzogs von Buckingham gleichen — Giulio Mazarini.“

„Verdammniß — Entweihung — Lästerung!“ hauchte der Cardinal.

de Broc wandte sich weg und ging, den Minister seiner Aufregung überlassend, einen kurzen Baumgang hinab.

„Es mag dies Gerücht so wahr oder so falsch sein, wie es will“ — sagte er zurückkehrend — „die Resultate sind dieselben.“

Der Cardinal blickte fragend in das kluge Gesicht seines Agenten.

„Die Königin Anna hat, trotz Herrn von Mirabel, welcher jetzt in Flandern weilt, um Monsieur in einer den Spaniern günstigen Stimmung zu erhalten, — der Himmel weiß, aus welchen Gründen — ihre Verbindungen mit dem Kabinet von San Lorenzo aufgegeben.“

„Ah!“ äußerte Richelieu — „und welche Beweise haben Sie dafür?“

„Ich will nur von dem letzten reden, den ich per-

sönlich erhielt!“ entgegnete de Broc. „Unter meinen Papieren befand sich ein Brief der Königin Mutter mit einer Einlage des Königs von Spanien an die Königin von Frankreich, die Kontingente betreffend, welche Jener zur Unterstützung der beabsichtigten Empörungen in Lothringen, der Picardie und dem Languedoc stellen sollte. — Er war einem der Secretaire unseres Gesandten anvertraut“ —

„Und ist übergeben worden?“ unterbrach hastig der Cardinal.

„Der Brief gelangte durch den Secretair in meine Hände und durch mich in die des Pater Joseph, dem ich auf Befehl Ew. Eminenz meine sämmtlichen Papiere überliefern mußte —“

„Von diesem Briefe,“ rief der Cardinal, „hat Joseph nichts gegen mich erwähnt“ —

„Hier ist er!“ sagte de Broc, indem er ein mit grüner Seide umwundenes und fest versiegeltes Schreiben aus der Brusttasche seines Wammses zog. „Auf dringendes Anliegen des Pater Joseph, der ohne Zweifel die Gesinnung Ihrer Majestät prüfen wollte, hat mein Sekretair diesen Brief der Königin Anna insgeheim eingehändigt. Ihre Majestät hat, wie Ew. Eminenz sehen, denselben unerbrochen zurückgegeben.“

Er verneigte sich und reichte Richelieu den Brief. Aus den Augen des Cardinals brach es wie heller Sonnenschein.

„Die Macht der Vernunft" — sagte er mühsam gefaßt, „hat Ihre Majestät gelehrt, daß es unwürdig ist, sich gegen sein Vaterland zu verschwören; die Gnade Gottes wird sie in ihren Schutz nehmen und vor Verleumdungen bewahren."

Er ging zwei Minuten lang auf und ab und kehrte dann gelassen zu de Broc zurück.

„Gehaben Sie sich wohl, de Broc!" sagte er fast heiter; „was kann ich für Sie thun?"

de Broc war sich bewußt, dem Cardinal etwas Willkommenes gesagt zu haben und auf die Gewährung einer größeren Gnade als die, welche er zu erbitten gesonnen war, hoffen zu dürfen.

„Ew. Eminenz haben mir stets mehr Ehre erwiesen, als ich verdient:" sagte er ehrerbietig; „darf ich indessen einen besondern Wunsch äußern, so werde ich nicht zögern, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen."

„Was ist's?" fragte Richelieu scheinbar fast mit Theilnahme.

Ueber das kluge und aufgeweckte Gesicht de Broc's ging eine peinlich zurückgekämpfte Verfinsterung.

„Ich wünschte," sagte er nach einer Pause kurz und schnell — „meine Schwester Stephanie zu vermählen."

„Es wird nicht an Bewerbern für eine so schöne Hand fehlen," erwiderte Richelieu. „In wie fern kann ich dazu beitragen? Haben Sie gewählt, und giebt es Hindernisse vielleicht in Bezug auf Vermögensrücksichten zu überwinden? Reden Sie frei; ich danke Ihnen viel."

„Wie groß die Hindernisse sein werden, weiß ich selbst noch nicht zu sagen!" erwiderte de Broc finster; „es kommt mir einzig auf die Billigung und die Zusage Ew. Eminenz an, mich bei dieser Vermählung unterstützen zu wollen; gewählt habe ich allerdings."

„Und wen, mein Herr Gesandter?"

„Den Freund des Grafen von Soissons," erwiderte de Broc mit Betonung; „den Vicegrafen Charles Lagieres von la Chapelle Gaugain."

Der Cardinal lächelte ein wenig.

„Ich habe nichts dagegen!" sagte er, und will mich gern verpflichten, zur Vermittelung dieser Heirath die Hand zu bieten; „es scheint mir keine besondere Schwierigkeit hier obzuwalten, und soll es von meiner Seite an keinem Beweise der Theilnahme fehlen."

Der Cardinal grüßte zum Abschied; de Broc ver-

ließ den Minister, und dieser begab sich in sein Arbeitszimmer zurück. Er hatte den Pater Joseph warten lassen und fand ihn in sehr übler Laune. Er empfing von ihm ein Paket Mazarini's mit dem Entwurf der Uebertragungsakte von Pignerol und den darauf bezüglichen Correspondenzen des Herzogs von Savoyen und des Gouverneurs von Mailand, und Pater Joseph bemerkte trockner und mürrischer denn je, daß die Erwerbung Pignerol's für soviel vergossenes Blut nur eine schwache Entschädigung abgebe.

„Was weiter?“ fragte der Cardinal lakonisch, indem er zerstreut in den Briefen blätterte.

Der Pater überreichte ihm die auf die flandrischen Angelegenheiten bezüglichen Papiere. Der Cardinal durchsah sie aufmerksamen Blicks, „dieser Broc,“ sagte er, „ist eine Perle von einem Agenten.“

„Dann,“ fuhr Joseph fort, „ist hier ein Paket abscheulicher Schmähschriften, die unsere Leute unter dem Portal von Notre-Dame, von dem Thor St. Honoré bis zur Bastille von St. Antoine ausgestreut gefunden haben. Man ist zu nachsichtig gegen die Urheber dieser Nichtswürdigkeiten. Die Druckereien des Pont Michel müßten geschlossen und die Verbreiter exemplarisch bestraft werden.“

„Laß es bis auf einen bessern Tag!" erwiderte der Cardinal.

Pater Joseph blickte, indem er die bereit gehaltenen Schmähschriften wegschaffte, bei diesem Worte unwillkürlich nach der Uhr. Es schlug gerade vier. In diesem Augenblick fiel auf dem Greveplatz das Haupt des jüngst verurtheilten Marillac, und Richelieu's Abneigung, in der Stunde, wo ein Marschall von Frankreich unter der Hand des Henkers blutete, Schmähschriften zu lesen, war ihm leider nicht unverständlich.

Eine Frage des Ministers riß ihn aus seinen Gedanken. „Wie verließest Du St. Germain?"

„Der König," anwortete er, „bereitete sich vor auf die Jagd zu gehen; die Königin hat mir ein Billet für Sie zustellen lassen."

„Und Du wartest, bis ich es Dir abfrage!" rief Richelieu hastig aufstehend. Wenn Du nicht Deinen Verstand besser brauchen kannst, so wirst Du meiner Treu nächstens bei mir in Ungnade fallen."

Er nahm den Brief, las ihn und ging stumm im Zimmer auf und ab. Der Pater Joseph konnte nichts weniger leiden, als seines Gebieters gelegentliche Anfälle von Zurückhaltung, oder, wie er es nannte, von Sentimentalität. Gewohnt, selbst Richelieu zu

beherrschen, betrachtete er sich gewissermaßen als Seelenarzt desselben. Er wollte keine verwundbare Stelle an ihn dulden, und hatte, wenn er eine solche entdeckte, den Muth, sie mit Schwert und Feuer anzugreifen.

„Wird die Königin bei dem morgenden Feste tanzen?“ fragte er nachlässig.

„Ich glaube, ja!“ erwiderte Richelieu mit einem Seufzer. Es entstand eine Pause.

„Ein Wort im Vertrauen!“ rief der Pater, der selten die Geduld hatte, auf Umwege zu einem Thema zu kommen, das zu besprechen er für nöthig fand — „ich kann an die Königin Anna nicht denken, ohne daß mir die Haare zu Berge steigen. Der Boden, auf dem Sie stehen, ist unterwühlt. Jeder Schritt, jeder kommende Tag droht Ihnen mit Todesgefahr! Sie haben den König zurückkommen lassen und denken noch immer nicht daran, ihn wieder zu entfernen?“

„Wer sagt Dir, daß ich nicht daran denke?“ entgegnete Richelieu aufgeregt. Wer hat Dich geheißen, Dich in die Angelegenheiten der Königin zu mischen?“

„Eminenz,“ erwiderte Joseph gelassen — „Sie haben mir Ihre Beziehungen zu der Königin wahrscheinlich nicht aus bloßer Lust, einen Vertrauten zu

haben, sondern deßhalb enthüllt, weil Sie glaubten, sich mit Nutzen meiner bedienen zu können. Ich habe Ihnen nicht verhehlt, daß es der dümmste Streich war, den Ew. Eminenz machen konnten, sich zum Liebhaber der Königin Anna aufzuwerfen.“ —

„Und habe ich nicht erreicht, was ich gewollt?“ rief der Minister erregt. „Haben ihre spanischen Kabalen nicht aufgehört? Sie liebt mich.“ —

„Und haben die Kabalen aufgehört, weil sie sich nicht mehr dabei betheiligt?“ unterbrach Joseph. „Ich möchte wissen, ob Ludwig XIII. geneigt sein möchte, dem Vater eines Bastards —“

Der Cardinal sprang mit einer Bewegung des Zornes auf; der Kapuziner ließ sich nicht stören. Er war der einzige Mann, der vor Ludwig's XIII. allmächtigem Minister nie gezittert hat.

„Ich möchte wissen,“ fuhr er fort, „ob wohl der König geneigt wäre, dem Manne seine Gunst zu bewahren, der ihm beweist, daß, wenn Frankreichs Thron ohne Erben bleibt, es seine Schuld, nicht die seiner Gemahlin ist.“

Der Cardinal erwiderte nichts, sondern überließ sich einem der in seinem Leben so seltenen Ausbrüche leidenschaftlichen Zorns, von denen nur Joseph und die Comballet Zeugen gewesen sind. Er zerbrach zwei

Standuhren und zerriß mit einem Messer die golddurchwirkten Tapeten, welche die Wände bekleideten. Nur langsam beruhigte er sich. „Ich werde," sagte er endlich mit mühsam errungener Fassung, „die politische Stellung der Königin binnen Kurzem in einer Weise gestalten, die Dich mit Allem, was vergangen ist, aussöhnen soll. Mittlerweile ist es schon viel gewonnen, zu Hause einen Verräther weniger zu haben."

„Aber die Folgen — die Folgen einer möglichen Entdeckung?" rief Joseph mit Heftigkeit.

Der Cardinal blieb einige Minuten lang abgewandt; er erlitt in diesen Augenblicken eine Allen unbekannte Qual. Es war zu viel für seinen rasenden Stolz, einem Untergebenen die Maßregeln zu entschleiern, durch welche er die Folgen eines Vergehens, das er bereute, aufzuheben suchte. Gewaltsam drängte er indessen dieses Gefühl zurück und setzte sich Joseph gegenüber.

„Der König ist zurückgekommen," sagte er; „das ist mir fürchterlich; nicht meiner Gefahr, sondern des Bewußtseins wegen, ihm gegenüber ein Schuldiger geworden zu sein. Im Uebrigen", fügte er etwas verächtlich hinzu, „schmeichelt Deine Angst meinem Herzen mehr, als meinem Urtheile. Da ist Calais,

welches sich bereits für den Herzog von Orleans bewaffnet — das kann den König mindestens einen Monat lang beschäftigen. Unterdessen wird Lothringen wohl auf's Neue so weit gediehen sein, um ihm ebenfalls eine Zeitlang zu thun zu geben; der Herzog verletzt ja schon jetzt den Vertrag von Vic. Giebt es dann keine Armee weiter zu befehligen, obgleich ich glaube, daß es uns niemals an Rebellen mangeln wird, so schicke ich ihn seiner Gesundheit halber nach Italien. Du siehst, daß ich eben so viel denke als Du, ohne darum eben so viel Lärm zu schlagen."

„Und wenn ich's begreifen könnte," fiel Joseph ein, „weßhalb Sie, statt mit Todesgefahr aus der Sache ein Geheimniß zu machen, nicht die Gelegenheit benutzten, dem Könige einen Dauphin unterzuschieben" —

„Unmöglich!" hauchte Richelieu unhörbar — „ich hätte sie ihm wieder überliefern müssen, und ich liebe sie."

Der Cardinal sank bei diesen Worten in seinen Lehnstuhl zurück; sein Gesicht war todtblaß und seine Augen waren geschlossen. Es schien, als ob die Anstrengung, welche die letzten Worte ihn gekostet, seine Kräfte völlig erschöpft habe. Joseph, welcher die Tiefe der Demüthigung verstand, die sich unter dem

hochfahrenden Ton seines Gebieters verbarg, nahm, obschon entschlossen, seine Sache bis auf's Aeußerste zu verfolgen, einen etwas milderen Ton an.

„Ew. Eminenz zeigen sich, wie immer, als das Musterbild der Ueberlegung!“ sagte er mit einer Unterwürfigkeit, die dem Cardinal eher widerlich als angenehm war — „aber es ist noch nichts gewonnen, den König zu täuschen, wenn man nicht auch den Hof zu täuschen weiß. Ein einziger Verräther genügt dazu.“

„Man wird in Rücksicht auf die vielen Kabalen den Hofstaat vermindern!“ erwiderte Richelieu langsam und widerstrebend. „Die Feste werden aufhören; die Königin wird die inneren Gemächer des Louvre nicht verlassen. Man wird darin einen neuen Beweis meiner Tyrannei erblicken; ich habe also nichts zu befürchten.“

Der Pater Joseph stemmte beide Hände in die Seiten und ließ sie dann langsam an seiner Kutte herabgleiten. „Und wenn man obendrein dem Hof ein Märchen aufbände — seine Gedanken ganz mit einem willkommenen Scandal erfüllte — eine kleine, leicht zu bewerkstelligende Mystifikation vorbereitete — — Es kommt hier ja doch nur darauf an, jeden Beweis unmöglich zu machen“ —

Richelieu bezeigte seine Zustimmung durch eine leise Bewegung des Kopfes.

„Das Fräulein von Broc,“ fuhr Joseph fort, „hat oft den Wunsch geäußert, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Der ganze Hof weiß, daß die Königin es niemals zugeben gewollt. Der ganze Hof glaubt andererseits an die Liaison der Broc mit dem Grafen von Soissons“ —

„Was kümmert mich das?“ fuhr Richelieu auf. „Ich bitte Dich, mich zu verschonen. Ich habe de Broc versprochen, das Fräulein zu verheirathen. Er hat sein Auge auf Charles Lagieres geworfen, und ich billige diese Wahl, weil ihre Einwirkung auf einen jungen Menschen, den ich in seiner Stellung zum Könige zu erhalten entschlossen bin, nur vortheilhaft sein kann.“

„Gewiß!“ fiel Joseph ein; „de Broc hat mir das auch gesagt; hätten Sie mich nur ausreden lassen, so würden Sie sehen, daß ich nichts Besseres beabsichtige. Was ich vorschlage, ist nur, dem Fräulein die Erlaubniß zu geben, sich bis zu dem, zu ihrer Vermählung festzusetzenden Zeitpunkt in ein Kloster zurückziehen zu dürfen. Um die Vermuthungen des Hofes bei dieser so plötzlichen Gewährung ihrer Wünsche vorher zu wissen, bedarf es eben keiner

besonderen prophetischen Begabung. Um die Verläumdungen niederzuschlagen, könnte die Königin Anna ihr vor dem versammelten Hofe versprechen, sie im Laufe des Sommers in ihrem Kloster zu besuchen" —

„Du bist ein wahrer Höllenbrand — schweig!" rief der Cardinal, indem er mit der Hand so heftig gegen die Fensterscheibe schlug, daß dieselbe klirrend zersprang. „Gieb Deinen Rath, wenn ich Dich frage — sonst nicht!"

„Ich weiß so sicher, daß er hier anschlagen wird," lachte Joseph, „daß ich wohl wagen darf, auch ungeheißen fortzufahren. Es wird einige Mühe kosten, den Grafen von Soissons in seiner Rolle zu erhalten, den Argwohn dieses de Broc zu beschwichtigen, den jungen Vicomte an den Traualtar zu bringen; indessen sind das Kleinigkeiten. Ihr Doktor Cytoir ist Ihnen hoffentlich doch ganz ergeben?"

„Wenigstens ergeben genug," knirschte Richelieu, „um, wenn ich's verlange, einen Schurken, wie Dich, in's Jenseits zu schicken."

Der Pater Joseph schüttelte mit einem übergewichtigen Lächeln den Kopf und zog die Schelle.

„Se. Eminenz brauchen ein niederschlagendes Pulver!" sagte er mit vieler Ruhe.

Auf seinen Befehl brachte der sofort erscheinende Diener Wasser, Zucker und kühlende Arznei. Der Cardinal rang nach Ermannung. Die Ruhe dieses hartgesottenen Kapuziners erschien ihm wie ein Spottlied auf seine eigenen Schmerzen und Aufregungen.

„Reue ist Schwachheit, wo sie unnütz ist" — sagte er zu sich selbst.

Er wandte sich zu Joseph, welcher mit Sorgfalt den für ihn bestimmten beruhigenden Trank mischte.

„Was willst Du?" fragte er mit dem Ausdruck der Abspannung.

„Ich will Ihr Bestes!" erwiderte Joseph barsch.

Der Cardinal stürzte die Arznei hinunter. „Was willst Du von mir?" — wiederholte er noch immer matt — „ich habe Dich nicht verstanden."

„Verstanden haben Sie mich wohl!" antwortete Joseph kurz. „Die Königin Anna muß aus Paris, so wie der König hinaus muß, und das sobald als möglich. Schicken Sie den König fort — ganz gut! — schicken Sie ihn nach Calais oder nach Italien, oder wohin Sie wollen; entfernen Sie zugleich jene überlästige Partei, welche es sich zur Aufgabe stellt, die längst erloschene Liebe des Königs zu seiner Gemahlin wieder anzufachen, und lassen Sie unterdeß die Königin, gleichviel ob mit, ob ohne

Zustimmung des Königs, gleichviel auch unter welchem Vorwand die Einsamkeit suchen. Ermannen Sie sich, gnädiger Herr! Fassen Sie endlich einen Entschluß, um sich vor einem Verdacht zu schützen, der, wenn er einmal Wurzel faßt, Sie stürzen muß."

„Und sie" — rief Richelieu.

„Sie wird vielleicht dem Argwohn nicht entgehen können! gleichviel auch, sobald man jeden Beweis unmöglich macht."

Der Cardinal verbarg das Gesicht in die Hände; endlich ergriff er eine Feder und schrieb einige hastige Zeilen. „Dein Rath ist gut!" sagte er mit erzwungener Ruhe — „er soll befolgt werden."

Nachdem er geendet, fügte er hinzu:

„Gieb diesen für die Königin bestimmten Brief dem Fräulein von Broc, wann und wo Du kannst und sobald es Dir möglich ist."

Der Kapuziner nahm den Brief mit einer Geberde lebhafter Zufriedenheit.

„Noch eins!" sagte er wieder umkehrend — „Ihr Herr Agent in Flandern ist ein Mensch von einer ganz gefährlichen Klugheit; ich rathe Ihnen, ihm nicht zu viel zu vertrauen."

Mit diesen Worten wandte er dem Minister den Rücken und schlug die Thür hinter sich zu.

Der Cardinal ließ den Kopf in die Hände zurücksinken. Vor seinem inneren Blick schwebten Marillac und der Greveplatz und Anna von Oestreichs liebliches Antlitz in buntem und schrecklichem Gewirre.

„O mein Gott, mein Gott!“ — murmelte er — „weit, weit bin ich gekommen!“

Plötzlich aber erhob er sich mit dem Ausdruck der Entschlossenheit.

„Joseph hat Recht!“ sagte er — „der König muß fort; ich will noch heute mit ihm reden.“

---

## Zweites Kapitel.

„Trägt
Mein wundes Herz nicht Fesseln?“
Freiligrath.

Während das eben mitgetheilte Gespräch zwischen dem Kapuziner und seinem Gebieter stattfand, hatte de Broc sich zu seiner Schwester begeben. Er fand sie mit ihrem Putz zu dem morgenden Hoffeste beschäftigt und mußte sich gestehen, daß der Graf von Soissons, wenn er die in Frankreich so selten blaßblonde Schönheit Stephanie's allen Uebrigen vorzog, nur seinen feinen und verwöhnten Geschmack beweise. Indessen war er nicht gekommen, um für das Verhältniß, dessen man seine Schwester zeihte, Entschuldigungsgründe aufzufinden. Er legte sein ohnehin finsteres Gesicht in noch finsterere Falten, und sagte, indem er ohne sonderliche Sanftmuth einen Sessel zum Kamine zog, daß er sie um einen Augenblick Gehör bitte.

„Ich reise morgen früh nach Brüssel zurück!“ sagte er, ohne sie anzusehen, „und bin gekommen, um Dir Lebewohl zu sagen. Zugleich möchte ich Dich auf verschiedene ernste Punkte aufmerksam machen, die Du inmitten der Zerstreuungen des Hoflebens gänzlich außer Acht gelassen zu haben scheinst.“

„Was meinst Du?“ fragte Stephanie, indem sie schüchtern die klugen kalten Augen ihres Bruders suchte — „hab' ich gefehlt“ —

„Ich bitte Dich, nach Dingen, die Du weißt, nicht erst zu fragen!“ unterbrach de Broc; ich hasse die Umschweife. Du hast mir, indem Du dem Hofe Gelegenheit gabst, Dich für die Maitresse des Grafen von Soissons zu halten, eine sonderbare Ueberraschung bereitet. Der alte Vicomte Lagieres hat mir die Geschichte einer Jagd zu Fontainebleau erzählt, die allein schon das schlimmste Gerede rechtfertigt, und ohne vorschnell zu sein, bin ich, bei St. Denis und dem heiligen Ludwig, sehr geneigt, die Meinung des Hofes zu theilen.“

„Olivier!“ rief Stephanie. Sie war unfähig, ein anderes Wort hervorzubringen.

„Glaube nicht, daß ich Dir zürne, liebes Kind!“ begann de Broc auf's Neue — „ich zürne nur mir selber. Ich habe Deiner Tugend und Frömmigkeit

— mehr noch — ich habe Deiner Klugheit vertraut. Das erste kann ich mir allenfalls vergeben; das zweite ist unverzeihlich" —

„O mein Gott, mein Gott!" rief Stephanie — „Du hast mein Flehen und mein Gebet gehört" —

„Liebes gutes Kind!" fiel de Broc halb wüthend, halb spöttisch ein — „bete, wenn Du allein bist, nicht wenn Andere es sehen. Weßhalb wird am Hofe so viel Aufhebens von Deinem Verhältniß zu Soissons gemacht? Etwa, weil man sich selbst für moralischer hielte, als Dich? Gewiß nicht. Nur zu lange warst Du untadelhaft — so sehr, daß Deine Tugend denjenigen lästig fiel, die Dir die Gunst der Königin, vielleicht auch die des Grafen mißgönnten, über dessen Beständigkeit der Hof sich ja beinahe aus den Angeln heben will. Eine Chevreuse — eine du Fargis! — cela va sans dire! von den üppigen Nächten einer Courtisane spricht man nicht. Daß aber die beneidete Favorite — daß die fromme Stephanie — die Heilige von St. Germain fallen konnte, ist ein zu großer Triumph für unsere galanten Damen, um ihn nicht in alle Welt hinaus zu posaunen. Endlich wird doch die Königin einer Vertrauten überdrüssig werden, die das Stichblatt und der Skandal des Tages ist. Und," fügte er mit einer Tragik hinzu, die etwas von der

Komödie an sich hatte — „wenn eine Broc das sein kann, Stephanie, was bleibt dann dem, dessen einziger Träum, dessen einzige Liebe die Ehre seines Namens ist? Die alten Römer ertränkten die Schande ihrer Schwestern und Töchter in ihrem Blute. Was soll mir Genugthuung für die Entwürfe geben, die ich auf Deine fleckenlose Tugend gebaut?"

Die arme Stephanie, ganz benommen von der Beredtsamkeit ihres sonst so schweigsamen Bruders, hörte thränenden Auges und höchst bestürzt auf diese Raisonnements, die sie nur halb verstand. Ohne sich die Mühe zu geben, in ihren Zügen zu lesen, fuhr Olivier mit kalter Strenge fort:

„Der Mensch von edler Geburt hat Pflichten — nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen die Todten, die ihm einen fleckenlosen Namen hinterließen. Du hast vergessen, daß Du einem dieser altadeligen, provençalischen Geschlechter entstammest, die an Gold und Einfluß reich, Jahrhunderte lang die schönsten Perlen in der Krone Frankreichs waren. Eine Glanzthat bezeichnet das Leben oder den Tod jedes Deiner Ahnen. Mit Regimentern eigenen Aufgebots halfen die Broc's bei Marignano Mailand erobern; um seinen gefangenen König zu befreien, starb ein Broc auf dem Schlachtfelde von Pavia bei einem mörde-

rischen Ausfalle gegen eine überlegene Macht; ein Anderer war der Erste auf jenem Zuge nach Neapel, den die Verrätherei des Andrea Doria scheitern machte, und als endlich der Friede von Crespy den treulosen Kriegen um Burgund und Italien ein Ende machte, kehrten die Broc's ruhmgekrönt in die Provence zurück — freilich nur, um dort zu darben und zu sterben" —

„Und weßhalb das?" warf Stephanie hin, froh, das Gespräch von sich selber abgelenkt zu sehen. ‚Was brachte uns zu dieser vergleichsweisen Dürf‚tigkeit, die uns zwang, am Hofe von Paris Beschützer zu suchen?"

„Ich will Dir's sagen!" entgegnete Olivier mit spöttischem und bitterm Ausdruck. „Die Schätze der Broc's waren mit dem Blute vieler tapferen, durch sie geworbenen Schaaren in den Staub geflossen, und auf seinen wilden Zügen nach dem Herzen Frankreichs hatte Karl V. ihre Schlösser zerstört und ihre Besitzungen verwüstet. Aus alter Eifersucht zu stolz, um sich den Guisen von der Ligue anzuschließen, folgten sie bei Ivry dem schwarzen Federbusche Heinrich's von Navarra. Aber unter Lully's engherziger Verwaltung waren ihre breiten Narben unwillkommene Mahner an die ohnehin so schwache Dankbarkeit der Krone; fremd in der Sphäre der neuen Politik und

noch immer stolz, kehrten sie in die Provence zurück, um ungestört von ihrer alten Herrlichkeit zu träumen. Ich bin der letzte unseres braven Stammes, ohne anderen Besitz als unsere stolzen Traditionen, mein Verlangen, dieselben wieder in's Leben zu rufen, und etwas mehr Klugheit als meine Väter, deren selbstvergessene, Alles opfernde Großmuth ich noch mehr bemitleide, als ich die schnöde Selbstsucht des Thrones verachten muß. Und so sei Dir gesagt, daß ich aus unserer Geschichte das von unserem Vater mit dem Mantel angestammter Treue bedeckte Kapitel von dem Undank der Könige aufzunehmen und den Glanz unseres Geschlechtes wieder herzustellen entschlossen bin, sei es auch auf Kosten des Königthums. Du magst nun urtheilen, zu welcher Raserei der Fleck mich bringt, durch welchen Du die Ehre meines Namens verdunkelst."

„Und hast denn Du ihn immer rein erhalten?" rief Stephanie, etwas empört über die Wiederholung einer grundlosen Beschuldigung. „Man spricht von Deiner Vergangenheit wahrlich nicht vortheilhaft, und nur weil Dich der Cardinal beschützt, verschont man Dich mit offenen Angriffen."

„Was ich gethan, liegt hinter mir! wo ich meinen Namen hätte entehren können, da trug ich ihn nicht!"

sagte de Broc mit hochmüthigem Achselzucken. „Und wenn Du selbst jetzt mich einem Minister schmeicheln, mich selbst jetzt noch nicht die meinem Vorsatz angemessene Rolle spielen siehst, so darfst Du nicht vergessen, daß dem Schwachen nur eine Waffe gegeben ward."

„Du willst es mit List erringen!" rief Stephanie — „aber wie? — O, ich weiß — ich weiß Olivier! Man sagt, Du seiest Hugenott — — Nur für Dich bebe und bete ich" —

„Höre!" unterbrach de Broc — „man hat Dir Etwas gesagt — — das wußte ich längst. Ich will nicht forschen, wer es gethan, aber — gleichviel ob es wahr, ob es falsch ist — ich mache Dich bei Deinem Leben verantwortlich, nie davon zu sprechen. Ich habe Pläne — große, bedeutsame Pläne, die ein unüberlegtes Wort von Dir für immer vernichten könnten. Du bist in diese Pläne weit verwebt. Du hast vielleicht ebenfalls den Grund zu Deiner künftigen Größe legen wollen; hast vielleicht gehofft, Dich zur Gräfin von Soissons aufzuschwingen. Das aber Stephanie, das ist ein eitler Traum —"

„Olivier!" unterbrach Stephanie fest — „ich habe weder dergleichen thörichte Gedanken, noch mit dem Grafen von Soissons ein Verhältniß, dessen ich mich

zu schämen brauchte. Ich habe diesem Worte nichts hinzuzufügen und muß erwarten, ob Du mir glauben willst oder nicht. Wenn Du es von Ihrer Majestät erlangen kannst, daß ich diesem verderbten Hof, den ich nie gesehen zu haben wünschte, den Rücken kehren und in ein Kloster gehen darf" —

„Klöster sind nichts als Kirchhöfe für heimliche Jugendsünden!" fiel de Broc achselzuckend ein, „und die Vergessenheit, in die Du freilich bald genug versinken würdest, hätten wir doch etwas zu theuer erkauft. Nein! die Verleumder verstummen zu machen, ist hier das einzig Nothwendige, und ich besinne mich," fügte er hinzu, indem er nicht ohne Anstrengung seine Stirn glättete, „daß ich durch meine Heftigkeit mehr verderben, als ich gut zu machen im Stande sein möchte. Laß dieses Weinen, Stephanie! Ich will ja glauben, daß Du unschuldig bist, würde auch, wenn der Graf von Soissons seine vielleicht verschmähten Leidenschaften nicht so schonungslos an Deinem Rufe rächte, um seinetwillen kein Wort verloren haben. Ich habe es nur mit Deiner Stellung am Hofe zu thun, die glänzend ist, sobald man sie klug benutzt; erlaube mir also, mein gutes Kind, für Dich zu handeln. Da ich leider von Dir Abschied nehmen muß, ohne vorher mit Monsieur le Comte

ein Wörtchen reden zu können, so sehe ich mich gezwungen, Dir, noch ehe es zu spät ist, einen anderen Beschützer zu suchen. Du siehst denselben in Herrn von Lagieres, mit dessen Sohn Du Dich — ich kann nicht genau sagen, wann — vermählen wirst."

„Mit Herrn von Lagieres!" hauchte Stephanie vor Ueberraschung erröthend — „mit Herrn von Lagieres, der mich haßt und wo er kann beleidigt?"

„Es kommt mir ungelegen," fuhr de Broc fort, ohne auf die Worte seiner Schwester zu achten, „daß der alte Lagieres, um die Gräfin Lurique nach Gaugain zu begleiten, den Hof gerade jetzt verlassen muß; sobald ich aber zurückkehre, wirst Du mit diesem Charles vermählt. Er ist jung, schön, der Liebling des Königs, bekannt als Kavalier von Ehre — sogar der Vertraute des Grafen von Soissons. Freiwillig oder gezwungen — gleichviel! — er wählt Dich zu seiner Braut — und alle Lästerzungen verstummen. Der Cardinal, nicht böse darüber, seine glühendste Verehrerin dem Günstling des Königs vermählt zu sehen, begünstigt diese Heirath. Herr von Lagieres wird in Kurzem die glänzendsten Chargen bekleiden, und auf den Thürmen von Gaugain werden die Wappen der Broc's neben denen der Lagieres stolzer wehen, als sie es bis jetzt auf unseren eigenen

Mauern gethan — Wie — Du erröthest ja wohl gar? Sollte dies Bild nicht ohne Reize für Dich sein? — Lebe wohl, Stephanie; auf Wiedersehen!

de Broc öffnete die Thür.

Stephanie sprang auf.

„Ich schwöre Dir, daß ich mich nicht vermähle!“ rief sie mit Entschlossenheit.

Olivier kehrte um und blickte kalt prüfend in das unschuldige und schwärmerische Gesicht seiner Schwester.

„Du liebst den Himmel nicht allein!“ sagte er achselzuckend und sich wegwendend. „Desto besser für meinen Entschluß. Ich schwöre Dir, Du wirst Dich vermählen!“

## Drittes Kapitel.

„Il y a quelquefois des coeurs roturiers, qui naissent dans les maisons nobles; l'honneur ne leur est rien pourceque l'utile leur est tout.
Mémoires de Bois d'Annemets.

Di genio al padre assai dissimile fu.
Vittorio Siri.

Von seiner Schwester begab sich Olivier zu seinem Freunde George Lagieres, Vicomte von la Chapelle Gaugain; einer der letzten der meist im vierzehnten Jahrhunderte ausgestorbenen Vicegrafen, die große Theile einer Grafschaft als unmittelbares, mit Gerichtsbarkeit und Militairgewalt über die zu ihrem Bezirk gehörigen Städte verbundenes Lehen besaßen.

„Sie kommen mir sehr gelegen!" sagte Lagieres — „ich war Willens, Sie noch heute aufzusuchen, denn ich bedarf Ihrer, de Broc!"

„Ich weiß!" erwiderte de Broc — „Sie wollen Geld von mir, wie immer. Indessen" —

„Ich kenne Ihre Einleitungen!" unterbrach Lagieres — „Ich weiß, daß Richelieu Ihre Reisen nach

Flandern glänzend bezahlt. Geben Sie mir eine Anweisung auf das Drittheil dessen, was Sie von ihm zu erwarten haben!"

„de Lagieres!" erwiderte Broc nach kurzer Pause — „ich bin gekommen, um ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden. Ich verhehle mir nicht, daß ich von Ihnen abhängig bin. Sie wissen um die genauesten Umstände meines früheren Lebens. Sie haben Beweise aller meiner Vergehen. Unter dem Regiment dieses Ministers, dessen Rache eben so weit in die Vergangenheit als in die Zukunft reicht, können Sie mich morgen auf den Block bringen. Ich kann Ihnen nicht wehren, auf diesen Vortheil zu pochen, kann Ihnen aber beweisen, daß Sie ein Narr sind, wenn Sie es thun. Sie wissen, daß ich bis jetzt nur von meinen, durch mich aus der Klemme gezogenen Mitverschworenen lebe, und wenn Sie fortfahren, mich jede Stunde Sicherheit mit neuen Summen erkaufen zu lassen, so werden Sie mich zu Grunde richten, aber sich selbst mit mir! Wenn es nun eben so unklug als ungerecht ist, meine Schwäche in dieser Weise auszubeuten — sollte es nicht rathsam sein, uns, ohne unsere Interessen zu trennen, endlich in gewisser Beziehung auseinander zu setzen?"

„Wenn Sie es zu machen wissen — weßhalb

nicht?" erwiderte Lagieres. „Wir sind sehr gute Freunde, und glücklich, wenn wir uns dienen können."

„Ueberdies," warf Olivier etwas verächtlich hin, bleibt ja mein Leben als Pfand meiner Treue in Ihrer Hand, falls Sie meine Vorschläge annehmen sollten."

„Lassen Sie hören!"

„Ich habe Ihr Schloß von la Chapelle Gaugain mit allen dazu gehörigen Besitzungen, nach einer Schätzung des Parlaments, erwerben wollen; habe mich erboten, die Amortisationssteuer zu tragen, Ihnen ein Drittheil der Kaufsumme baar zu zahlen und Ihnen die Hälfte der Einkünfte zu lassen, bis Alles berichtigt sei — Beweis, wie viel mir daran liegt, Ihr Schloß zu besitzen. Sie haben es nicht gewollt, und ich ehre Ihre Gründe. Sie wollen der Vicegraf von Gaugain bleiben — Sie haben Familienstolz so gut wie ich. Wie aber, wenn ich nicht einen Theil Ihrer furchtbaren Schulden, ja, Ihrer täglichen Bedürfnisse gedeckt hätte? — wie, wenn Sie mich in die Unmöglichkeit versetzen, es ferner zu thun? Sie sind ohne mich verloren, weil Sie nichts anzufangen wissen."

„Morbleu," rief Lagieres — „es ist einige Wahrheit in dem, was Sie sagen."

„Hören Sie also," fuhr Olivier fort. „Wenn Sie mir Ihre Besitzungen nicht in gewissem Sinne überlassen, vermag ich weder Sie noch mich vor schließlichem Untergange zu retten. Unmöglichkeiten sind gebieterisch. Räumen Sie mir die Herrschaft über Gaugain ein, und ich verspreche Ihnen alles, was Sie wollen. Alle Titel, alle Vorrechte, der Aufenthalt auf dem Schlosse, Alles soll Ihnen unbenommen bleiben. Ich will es eigentlich nur für Sie verwalten. Ich verlange nur, daß nichts auf und mit demselben geschehe, ohne meine Zustimmung. Sie sollen alle Genüsse, ich nur das Recht erhalten, nach freier Entschließung dort zu handeln. Ich baue auf Ihre Thürme und Mauern einen politischen Plan, und Hunderttausende würde ich von diesen Fluren ärndten, welche Sie unbenutzt in den Händen von Frohnbauern lassen, die keinen Pachtzins entrichten."

„de Broc!" sagte Lagieres nach einer Pause, „ich fürchte, das sind faule Vorschläge. Welche sind Ihre Pläne? Wozu diese Heimlichkeit? — Sie sind Hugenott; ich müßte mich sehr irren, wenn Ihr so sehnlicher Wunsch, Gaugain zu beherrschen, nicht mit Ihrer Religion in Verbindung stünde. Sie wollen mich auf gute Art zu Ihrem Mitschuldigen machen;

aber mein Gewissen wird es nicht zugeben; verlassen Sie sich darauf!"

„So habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen, als daß ich außer Stande bin, meinen Verpflichtungen gegen Sie nachzukommen, und daß Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht, mich Richelieu anzeigen können."

Er machte Miene zu gehen, de Lagieres hielt ihn zurück. „Olivier," sagte er zögernd — „ich hätte gern meinem Sohn diese Besitzungen, wie verwildert sie auch sein mögen, ungeschmälert bewahrt —"

„Ich habe nichts verlangt, als eine Mitbeherrschung, die nicht zu Ihrem Vortheil gewesen wäre. Lassen Sie mich gehen."

„Wozu die Verstellung?" rief Lagieres — „Sie wissen, daß ich Sie nicht gehen lassen kann."

„In der That," entgegnete Olivier ärgerlich, „mit Ihnen ist nicht auszukommen, und es ist eine größere Strafe als sich sagen läßt, von einem Menschen abzuhängen, der nicht den elendesten Entschluß fassen kann."

„Ich will mich ja besinnen —"

„Hier ist nichts zu besinnen — Entweder, oder!"

„Ich will mit Charles reden" —

„Mit diesem jungen Menschen, der an nichts als seine Krause und seine Vorstecknadel denkt?“

„Er ist aber doch mein Sohn, und seine Rechte sind es, um die es sich handelt!“

„Hören Sie, Lagieres!“ sagte de Broc — „Ihr einfältiges Mißtrauen verdient wirklich nicht, daß man sich soviel Mühe giebt es zu beseitigen; das Schicksal, welches unsere beiden Familien dazu trieb, sich jede auf ihre Weise für die Könige von Frankreich zu Grunde zu richten, wies uns auf einen Weg; mich dünkt um so viel Umstände zu machen, kennen wir einander zu lange. Bedarf es indeß noch einer Bürgschaft meiner Ehrlichkeit, so bin ich bereit sie zu geben. Ich habe meine Schwester, die ich wie eine Tochter liebe. In ihr und Ihrem Sohne würden wir unsere Interessen bleibend vereinigen, wenn wir sie mit einander verheirathen wollten.

„Das läßt sich hören!“ rief Lagieres, „wenn nur nicht die Geschichte mit Monsieur le Comte“ —

„Sie ist nicht wahr!“ erwiderte Olivier gebieterisch — „verlassen Sie sich darauf!“

„Nun dann,“ meinte Lagieres — „Ihre Schwester ist schön und Gott sei Dank eine gute Katholikin —“

„Und meine Rechte auf Gaugain,“ ergänzte Broc,

„erkaufe ich nur, um sie auf meine Schwester zu vererben!“

„Und wenn es Ihnen einfiele, selbst zu heirathen, Olivier?“

„Es würde dadurch in diesem Verhältniß nichts geändert werden!“

„Morbleu!“ rief Lagieres, indem er der Thüre zuging, „Sie sind ein verteufelt feiner Bursche; Sie wissen Einem zu beweisen, daß Schnee schwarz ist; Ihr Vorschlag klingt nicht übel. „Wir wollen“ — er unterbrach sich — „nein! — doch ja! — wir wollen darüber reden, Olivier! Wir werden sehen — wir werden sehen!“

de Broc zuckte ungeduldig die Achseln.

„Ich will mit Charles reden,“ sagte Lagieres; „mich dünkt, das ist nicht mehr wie gerecht.“

„So thun Sie es,“ antwortete Olivier kalt, und schreiben Sie mir seine Entscheidung nach Brüssel.

Lagieres versprach es, und begab sich in's Louvre, um seinen Sohn aufzusuchen. Er traf ihn mit Ballspielen beschäftigt in der großen Galerie. Er winkte ihn heraus und begann mit ihm zu sprechen, so bald er aber de Broc's erwähnte, kam Charles aus aller Laune.

„Nun“, sagte Lagieres, „was hast Du wieder gegen

ihn? Woher nimmst Du das Recht, de Broc beständig zu schmähen? de Broc ist jung —

„Und falsch wie eine Schlange —"

„Ist jung, und erwirbt durch seine Klugheit das Vertrauen des Cardinals, während Du nichts zu thun weißt, als dem Könige Dummheiten vorzuschwatzen."

„Ich danke Gott, daß ich die Klugheit de Broc's nicht besitze!" rief der junge Charles. „Wir wollen sehen, wer von uns beiden seinen Namen mit mehr Ehre zu Grabe tragen wird."

„Und Du solltest Dich schämen!" brach Lagieres los — „Du bist ein Mensch, der weder Ehre noch Respekt kennt. Du pochst auf Dein Mädchengesicht, ruinirst Dich durch Dein leichtfertiges Leben, läufst diesem liederlichen Grafen von Soissons nach, statt Dich vernünftigen Leuten anzuschließen —"

„Die alte Leier!" rief Charles, der sich bis jetzt bemüht hatte, seine Ungeduld und Langeweile unter dem Schein graziöser Nachlässigkeit zu verbergen. „Dieser Broc ward mir zur Strafe für meine Sünde in den Weg geworfen."

„Du solltest ihn Dir zum Muster nehmen!" fuhr Lagieres fort, „und von ihm lernen, wie man Ansehen und Vermögen seiner Familie wieder herzustellen ver-

sucht, wenn dieselben unglücklicher Weise gelitten. Du weißt doch, daß wir nichts besitzen, was nicht —"

„Was nicht de Broc allmälich und gemächlich schluckt!" fiel ihm Charles in die Rede.

„Sei still und bringe mich nicht in Wuth," erwiderte Lagieres; „Du bist im Stande zu verlangen, daß ich mit de Broc brechen soll, weil er vielleicht das Unglück gehabt hat, Dir bei einem albernen Liebeshandel in den Weg zu kommen."

„Ich kann einen Menschen hassen, aber nicht verachten, weil er mein Nebenbuhler ist —" entgegnete Charles; „de Broc aber ist ein falscher, heimtückischer Verräther. Die Rolle, welche er in Angers gespielt —"

„Genug, genug!" rief Lagieres — „Du bist außerordentlich gut unterrichtet, und ich möchte wissen, wo Du alle diese Weisheit aufgegriffen hast. Trotz Allem ist aber de Broc ein wahrerer Edelmann als Du, der Du an nichts als an Dein Vergnügen denkest und demselben alle ernsteren Interessen opferst."

Ein Ausdruck von Wehmuth flog über Charles' reizende Züge, als er mit einem Blick, in welchem, ihm selber unbewußt Mitleid und Verachtung verschmolzen, unwillkürlich seinen Vater in's Auge faßte.

Was hatte denn dieser gethan, um von sich den ihm gemachten Vorwurf abzuwenden? Das ganze Leben seines Vaters — ein Leben, dessen vielversprechende Verhältnisse an einer unbezwinglichen, geistigen und sittlichen Trivialität gescheitert waren, ging mit Blitzesschnelle an ihm vorüber.

Aber, obschon er in sehr ungezwungenem Ton mit seinem Vater zu reden pflegte, verhinderte ihn doch die anerzogene Ehrfurcht, die Vorwürfe desselben auf ihn selbst zurückzukehren.

„Was wollen Sie, lieber Vater?" sagte er — „Ehrgeiz habe ich so wenig als Kraft. In ein paar Jahren sterben mit mir die Lagieres, und Niemand soll sagen, daß der Letzte derselben kein Kavalier gewesen. Erlauben Sie mir, mich um das Uebrige nicht zu bekümmern. Wenn ich dazu versucht wäre — Parbleu! — es möchten wenig erfreuliche Dinge zu meiner Kenntniß gelangen."

„Das sind lauter Thorheiten!" rief Lagieres in einem Tone, der zwischen Rührung und Aerger schwankte. „Weil Du, um anziehend zu sein, den Damen so lange vorgeredet hast, daß Du jung sterben mußt, so glaubst Du es jetzt selbst allen Ernstes. Du bist zwei und zwanzig Jahre alt, und wirst gesund werden, sobald Du Dich bequemst, etwas ver-

nünftiger zu leben. Du mußt nun aber auch in Bezug auf de Broc Gründe hören. Ich sage Dir, daß wir de Broc sehr viel verdanken —"

„Verdanken!" wiederholte Charles — „Und wer zum Teufel hat de Broc unsere Dankbarkeit verdienen heißen?"

„Nun, Charles!" erwiderte Lagieres zögernd, „es fehlte wahrlich nicht viel, daß wir aufgehört hätten, Herren von Gaugain zu sein. de Broc will mit der Verwaltung der Grafschaft zugleich alle unsere Schulden übernehmen, Du weißt nicht, welche Verpflichtungen ich schon seit Jahren gegen ihn habe. Er rettet uns Vermögen und Reputation gegen Bedingungen, die nur zu billig sind."

„Schein! Betrug und Lüge — Alles Lüge!" rief Charles. — „Durch Kunststücke aller Art will er Ihnen die Besitzung aus den Händen winden, und ich zweifle nicht, daß es ihm gelingen wird."

Jetzt riß de Lagieres völlig die Geduld. „Du schweigst!" befahl er mit Heftigkeit. „Ehe Du Dir die Freiheit nimmst, einen Mann zu schmähen, erwirb Dir das Recht dazu. Wir könnten uns eine bessere Stellung wünschen, aber in der unsrigen müssen wir Gott danken, daß wir de Broc noch haben. Und damit Du siehst, wie voreilig Du anderen Leuten die

Redlichkeit absprichst, will ich Dich vielleicht vor der Zeit in das Geheimniß seiner Gesinnung einweihen. Wenn de Broc sich einige Rechte auf unsere Erblehen erwirbt, so hat er schriftlich und eidlich versprochen, dieselben nur auf seine Schwester zu übertragen. Und Dir, Du nichtsnutziger und undankbarer Mensch, bestimmt er die Hand des Fräulein Stephanie —"

„Mir die Hand der Broc? — ich die Broc heirathen?" rief Charles mit einem beinahe stupiden Erstaunen.

„Du siehst, daß Broc mit uns so ehrlich spielt, wie man verlangen kann!" ergänzte Lagieres, der die Empfindungen seines Sohnes nicht ganz verstanden hatte.

„Ich die Broc heirathen?" brach Charles aus — „sind Sie bei Sinnen, Vater? die Maitresse des Grafen von Soissons, diese Tugendschminke, deren bloßer Anblick mir Kopfschmerz verursacht?"

„Ich glaube, daß in Deinem Kopfe alle Schrauben los sind!" rief Lagieres ängstlich. „Das Mädchen ist schön wie ein Engel, und jenes Gerücht ist eine alberne Verleumdung, an die Du wilder Geselle Dich am wenigsten stoßen dürftest!"

„Der Graf von Soissons rühmt sich öffentlich ihrer Gunst!" unterbrach Charles mit einem Blick

der Verachtung. „Seit dem göttlichen Skandal von Fontainebleau zweifelt kein Mensch daran, daß er die Wahrheit rede.“

„Genug,“ rief Lagieres ärgerlich, — „hier helfen keine Widerreden, und ich rathe Dir, Dich gutwillig in eine Sache zu finden, zu der man widrigenfalls Macht haben wird, Dich zu zwingen, weil, wie ich höre, Se. Eminenz selber diesen Plan begünstigt. Gehab' Dich wohl!“

Mit diesen Worten wandte er seinem Sohn den Rücken, und der arme Charles, der den Ernst seines Vaters noch nicht zu verachten gelernt hatte, entfernte sich mit viel schwererem Herzen, als er gekommen.

---

## Viertes Kapitel.

„Die wahre Tugend ist des Handelns ewige Unschuld, die sich so erweist, daß sie Niemand schadet, als sich selbst."

Göthe.

Stephanie war nach der zwischen ihr und ihrem Bruder stattgehabten Erklärung unter dem Vorwande leichten Unwohlseins zwei Tage lang in ihrem Zimmer eingeschlossen geblieben. Sie hatte sich überlegt, ob es ihr möglich sei, sich mit dem Gedanken an die ihr angedrohte Heirath mit Herrn von Lagieres auszusöhnen, und war zu einem verneinenden Ergebniß eigenthümlicher Art gekommen.

Sie haßte Herrn von Lagieres nicht. Es störte sie auch nicht besonders, daß er für einen Leichtsinnigen und Wüstling galt; sie war an seines Gleichen gewöhnt. Stephanie war fromm; aber ihre Religiosität, obgleich aufrichtig, war gleich Allem, was sie umgab, gefärbt von der Frivolität des Zeitalters.

Mangel an natürlicher Wärme machte es ihr leicht, den gewöhnlichen Verführungen des Hoflebens zu widerstehen, und sie gefiel sich in ihrer Tadellosigkeit. Sie hatte nie an Liebe gedacht; aber bei ihren Gebeten hatte ein Ideal ihr vorgeschwebt, dem sie huldigte, ohne es eigentlich zu wissen. Die Züge des Christusbildes, mit welchem Poussin und Philipp von Champaigne die Decke ihres Zimmers geschmückt — die Annens von Oestreich — die des Cardinals von Richelieu — von Allen war etwas darin.

Durch ihre Heirath mit Charles von Lagieres sollte sie die unverdienten Verleumdungen eines neidischen Hofes verstummen machen; aber sie scheute sich davor, des Märtyrerthums, mit welchem sie vor ihrem Gewissen und ihrem Ideal auf unschuldige Weise kokettirte, so alltäglicher Weise enthoben zu werden. In eine Stellung gebracht, wo sie gesehen werden mußte, fühlte sie, daß sie dieselbe nicht anders, als mit Glanz verlassen dürfe, und wollte sich lieber unschuldig verleumdet, als so leichten Kaufes gerechtfertigt sehen. In einsamen Stunden hatte sie bisweilen von Entsagung und erhabenen Opfern geträumt; ihre Frömmigkeit blickte, unabhängig von der tadellosen Güte ihres Herzens, oftmals verstohlen in den Spiegel.

Das erste Wort blieb das letzte: „Ich werde mich nicht vermählen!“

Indessen wußte sie, was es hieß, wenn ihr Bruder einen Entschluß faßte. Anna von Oestreich mußte also die Schutzwehr ihres Widerstandes sein. Stephanie erhob sich demzufolge von ihrem Betschemel, um sich der Königin zu vertrauen. Sie wußte, daß Anna von Oestreich mit ihr fühlen würde, denn auch sie ward verfolgt — auch sie ward verleumdet.

Während sie noch darüber sann, fiel ihr ein, daß die Physiognomie des Hofes sich seit kurzer Zeit merklich verändert hatte. Der König, die Königin, der Cardinal sogar — Alle waren anders geworden.

Täuschte sie sich, oder nicht? Alles schien stiller, trauriger, argwöhnischer, und doch milder. Ein grauer Flor, Symbol langer Trauer, umhüllte die Zeit mit ihren Wunden, ihren Verbrechen, ihren Gewaltthaten und ihren Trophäen.

In Gedanken versunken, schritt sie den Corridor hinab, der zu den Gemächern der Königin führte. Plötzlich fühlte sie ihren Arm von hinten erfaßt. Der Pater Joseph stand neben ihr; Stephanie verneigte sich ehrerbietig.

„Fräulein Broc!“ sagte er in seiner gewöhnlichen rauhen Weise — „Se. Eminenz sendet Ihnen einen

Brief, den Sie ohne Zeugen Ihrer Majestät der Königin übergeben werden."

Stephanie nahm den Brief.

„Von Sr. Eminenz!" äußerte sie ein wenig überrascht.

„Von Sr. Eminenz!" wiederholte Joseph; „und glauben Sie mir, an diesem Briefe wird es sich ausweisen, wie aufrichtig Ihre Ergebenheit für uns und wie fest Ihr Charakter ist."

Der Kapuziner verschwand, sobald er dies gesagt; Stephanie blickte erstaunt bald auf die Thür, durch die er sich entfernt, bald auf den Brief in ihren Händen. An letzterem blieben ihre Augen haften und malten bewußtlos das Wappen der Richelieu's nach, welches, in rothem Wachs ausgeprägt, das Schreiben verschloß. Wie in einem Traum wurden ihre Augen feucht, und sie berührte die feinen Schriftzüge mit den Lippen.

Da war es ihr, als ob sich unter ihren Füßen ein weiter Abgrund öffne. Durch ihre Seele fuhr ein plötzliches, unbegreifliches, unsägliches Weh, und es bemächtigte sich ihrer ein Gefühl des Grauens vor diesen Buchstaben, die Feuerflammen gleich, noch auf ihren Lippen brannten. Es kam ihr vor, als ob sie in ihrer Hand ein entsetzliches Geheimniß bewahre.

Mit Anstrengung raffte sie sich endlich auf und begab sich in die Gemächer Annens von Oestreich.

Die Königin, von einer ziemlichen Anzahl ihrer Hofleute umgeben, saß mit dem König am Schachbrett. Sie trug ein grünes Atlaskleid mit weiten Aermeln und ein reich mit Hermelin besetztes spanisches Mäntelchen, das ihre Gestalt anmuthig verhüllte. Ihre blonden Haare waren in dicken Flechten um den Kopf gewunden; ihr Teint erschien Stephanien von auffallender, fast durchsichtiger Weiße.

Als sie ihre Vertraute eintreten sah, stand sie vom Schachbrett auf.

„Sire," sagte sie, sich entfernend, — „wenn ich mit Ihnen spiele, verliere ich immer."

Der König erhob sich halb erstaunt und halb verlegen. Er wandte sich ohne zu sprechen zu Charles, der hinter seinem Stuhle stand und durch den Eintritt Stephaniens nicht angenehmer überrascht worden war, als Ludwig XIII. selbst.

„Ich sehe," sagte der junge Günstling mehr traurig als schalkhaft — „daß Ew. Majestät auf Fräulein Broc eifersüchtiger sind, als ich."

„Diese Broc's wissen ihren Weg zu machen!" bemerkte ein lothringischer Edelmann, welcher nach Paris gekommen war, um die beabsichtigte Heirath

des Cardinals Franz von Lothringen mit der Frau von Comballet zu vermitteln.

„Morbleu!“ rief Ludwig, sich vor die Stirn schlagend — „das erinnert mich ja an den Herrn Agenten unseres Ministers, der mir ein Handschreiben meiner Mutter aus Brüssel mitgebracht, das ich bis heut zu lesen vergessen.“

Er zog bei diesen Worten ein Pergament aus der Brusttasche seines Wammses, und besah es mit einer Unentschlossenheit, an welcher Aerger und ein Rest kindlichen Gefühls gleichen Antheil hatten.

Hier trat der Graf von Soissons zu der Gruppe.

„Vicomte!“ fragte er leise zu Charles gewandt — „ist es wahr, daß Sie das Fräulein von Broc heirathen?“

„Noch nicht, obschon ihr Bruder ein diplomatisches Genie ist!“ erwiderte Charles in leichtfertigem Tone.

„Warum von ihm allein reden?“ warf ein Page sehr naseweis dazwischen. „Die Schwester ist in derselben Schule zugelernt. Noch vor einer halben Stunde sah ich sie in einem der Korridore mit dem Pater Joseph sprechen. Die große Eminenz soll eine Depesche vom Abbate Mazarini bekommen haben und“ —

Hier wandte sich Ludwig XIII. so ungestüm um,

daß der Sprecher fürbaß verstummte. Der König erröthete tief, aber flüchtig, that zwei Schritte gegen die Thür, durch welche seine Gemahlin sich entfernt hatte, blieb jedoch stehen und blickte unruhig und ärgerlich umher. Es war der Name Mazarini's, der ihn verstimmt hatte.

An etwas mußte er sich für die Pein dieses Augenblicks rächen. Er hatte noch immer die Depesche Mariens von Medici in der Hand.

„Ich lese keine Briefe von meiner Mutter mehr!" rief er, das Schreiben in das Kaminfeuer werfend.

Die Königin Mutter hatte noch immer eine Partei am Hofe. Man sah sich unter bedeutungsvollem Schweigen an. Der Triumph des Cardinals schien vollkommen.

Der König kreuzte die Arme auf der Brust. „Nach Versailles!" rief er verdrießlich.

In wenigen Minuten war der Saal leer. Während des ganzen übrigen Tages fand Stephanie keine Gelegenheit, der Königin das ihr anvertraute Papier zu übereichen. Die Hofdamen bemerkten Unruhe und Traurigkeit an ihr; sie hatten auch schon von ihrer halben Verlobung gehört; nichts desto weniger wurde geflüstert und gespottet.

Spät am Abend, als die Königin sich zur Ruhe

gelegt und ihr Gefolge entlassen hatte, machte Stephanie von ihrem Vorrechte Gebrauch, ihre Gebieterin in ihrem Schlafgemache aufzusuchen.

Als Anna das junge Mädchen eintreten sah, welches sie zwei Tage lang schmerzlich vermißt hatte, richtete sie sich auf und breitete ihr die Arme entgegen. Ohne ein Wort zu sagen, sank Stephanie hinein. Es war ein rührender und gewiß Gott wohlgefälliger Anblick, die Umarmung dieser beiden schönen Frauen — die eine so unschuldig — die andere so beklagenswerth.

„O wenn ich Dich verlieren müßte, Du treues Herz!" murmelte Anna von Oestreich.

„Niemals, niemals, so wahr die heilige Jungfrau sich meiner Seele erbarmen möge!" hauchte das junge Mädchen.

Es war ein Eid, von welchem Stephanie noch nicht ahnte, wie viel es sie kosten würde, ihn zu halten. Freilich würde sie ihn geleistet haben, auch wenn sie es gewußt hätte.

„Ich habe einen Brief für Ew. Majestät!" sagte sie nach einer Pause.

Die Königin streckte die Hand aus.

„Von Sr. Eminenz!" ergänzte Stephanie, indem sie das Blatt aus dem Busen zog.

„Von Sr. Eminenz!“ wiederholte Anna erblassend.

„Sie glauben noch immer, daß Richelieu Sie haßt?“ warf Stephanie hin.

„Mich hassen?“ wiederholte Anna fröstelnd, indem sie das Siegel löste.

Stephanie blickte sie aufmerksam an. Die Königin las und warf sich mit einer Bewegung heftigen Schmerzes in die Kissen zurück.

„Zu viel — zu viel!“ hauchte sie erglühend, mit geschlossenen Augen.

Stephanie warf sich neben dem Lager auf die Kniee und bedeckte mit tausend Küssen die Hände ihrer Gebieterin.

„Ist es wahr — ist es wahr?“ fragte sie, ohne zu wissen, was sie sprach.

Sie dachte an das Geschwätz, welches den Namen Mazarini's, des jungen Diplomaten, dessen schöne Züge Anna von Oestreich bei seiner Anwesenheit am Hofe mehrmals wohlgefällig betrachtet hatte, mit dem der Herrscherin von Frankreich zu paaren gewagt hatte.

„Kennst Du den Inhalt dieses Briefes?“ brachte die Königin hervor.

„Wie sollte ich ihn kennen?“

Anna von Oestreich kämpfte einen entsetzlichen Kampf.

„Lies!" sagte sie endlich mit erstickter Stimme.

Stephanie erbebte und nahm das verhängnißvolle Blatt. Ihre brennenden Augen irrten über die hastigen und wankenden Schriftzüge. Der Brief enthielt nur wenige Worte, und diese wenigen waren zum großen Theil für den Fremden unverständlich; aber er verrieth genug für Stephanie's reines Mädchengemüth; in ihrer Seele dämmerte ein furchtbarer Tag.

Mit einem Schrei des Entsetzens, des Abscheus und des Mitleids sank sie — die nicht am wenigsten bei diesem Briefe Betheiligte — ohnmächtig am Bette der Königin nieder.

---

## Fünftes Kapitel.

„Nous n'étions plus au temps où l'on formât le bec pour parler au roi."

Mémoires de Richelieu.

Der König hatte unterdessen, seiner, in dem Zimmer seiner Gemahlin geäußerten Absicht getreu, nach Versailles auf die Jagd gehen wollen, traf aber am Eingang seines Schlafgemaches den Leibarzt Séguin, welcher ihm dringend zuredete, das Jagen für heute aufzugeben. Der König ließ ohne viel Widerstreben den aus bloßem Verdrusse gefaßten Vorsatz fahren, winkte dem Arzt, ihm zu folgen, entließ seine Suite und warf sich, in seinem Schlafgemache angekommen, in einen großen vergoldeten Armstuhl vor dem Kamin, in welchem trotz der schönen Jahreszeit ein Feuer braunte. Geplagt wie immer von Unruhe und Langerweile, sagte er, daß er eigentlich den Cardinal sprechen wolle, ihn aber nicht sprechen möge; schickte erst nach Lurique, dann nach Lagieres und St. Si-

mon, verwickelte sich mit dem Doktor in ein langes Gespräch über seine eigene, wie über die Gesundheit Charles' und seiner, theils unter dem Stuhle liegenden, theils im Zimmer umherschnopernden Hunde, und erschrak nicht wenig, als ihm plötzlich wider alles Erwarten der Cardinal gemeldet ward. Er erschrak nicht etwa aus einem besonderen Grunde, sondern weil der bloße Gedanke an die langen und ernsthaften Konferenzen mit seinem Minister ihm stets ein Gefühl der Angst einflößten. Indessen wagte er nicht ihn abzuweisen. Da er einmal da war, versprach er sich, ihn, was er schon längst gewollt, über das sonderbare Gerücht in Betreff Mazarin's und seiner Gemahlin einmal gründlich zu befragen und überredete sich, sein Kommen als einen glücklichen Zufall anzusehen. Nichts destoweniger hatte er Mühe, beim Eintritt des Ministers eine unangenehme Regung zu unterdrücken, und mit einer Hast, welche seine Angst vor einem ernsten Gespräch bekundete, rief er ihm entgegen:

„Ach, mein lieber Cardinal, kommen Sie doch, um zu hören, was Meister Séguin sagt. Er meint, der Feldzug nach Lothringen habe diesen armen Charles ruinirt, und will ihm durchaus nicht gestatten, am Hofe zu bleiben."

„Ich sage," entgegnete der Arzt mit schüchterner

Miene, indem er den fragenden Blick des Cardinals auffing, „daß Herr von Lagieres mindestens auf drei Monate den Hof verlassen und einsam in einem besseren Klima leben muß, falls ihm daran liegt, seine Gesundheit jemals wieder zu erlangen."

Dem Cardinal konnte kein Thema erwünschter kommen. Er hatte längst den Plan gehabt, den König nach Italien zu schicken, und deshalb den Meister Séguin veranlaßt, dem Könige seinen oft schwankenden Gesundheitszustand in seiner ganzen Bedenklichkeit zu schildern, so wie von einer Reise nach Italien als einzigem Rettungsmittel zu sprechen. Jetzt, seit der Rückkehr aus Lothringen, war, durch mehr als einen Grund zur förmlichen Nothwendigkeit geworden, derselbe Gedanke wieder aufgetaucht. Während Gaston von Orleans in Trier nur die spanischen Subsidien erwartete, um in's Languedoc einzufallen, schweiften Richelieu's Augen oft mit Besorgniß über die blasse Stirn und die eingefallenen Wangen seines Gebieters. Nicht mit Unrecht war es bemerkt worden, daß er die ihm ergebenen Armeen fortwährend auf dem Kriegsfuße erhielt, um im Fall des Todes Ludwig's XIII. dem Thronfolger mit den Waffen in der Hand einen Vertrag aufdringen zu können. Mit welcher Sorgfalt mußte

er nicht da die trübe Flamme nähren, an der sein großes Gestirn sich entzündet hatte, und mit der es in Nacht zurücksank! Und wie krank war nicht der König! Seine Seele — eine schwärende Wunde; sein Leben ein fortwährender Verdruß, selten von einem Blitz militairischen Ehrgeizes oder kränklicher Liebe erhellt! Konnte man nicht hoffen, auf dies müde Dasein günstig zu wirken, indem man es auf kurze Zeit unter den blendenden Himmel Italiens verpflanzte? Hing nicht andererseits von der völligen Entfernung des Königs in diesem Augenblick für Richelieu Tod und Leben ab? Es handelte sich um einen Versuch; die Beredsamkeit des Cardinals hatte ja schon Kühneres unternommen. „Sire," sagte er, indem er seine Augen von dem eingefallenen und hektischen Gesicht Charles' von Lagieres auf das noch abgezehrtere Ludwig's XIII. richtete — „ich glaube, daß Herr Séguin nur zu sehr Recht hat. Ja, wenn ich Arzt sein dürfte, wüßte ich wohl, was ich nicht nur Herrn von Lagieres, sondern ihnen selber vorschreiben würde."

Er seufzte bei diesen Worten tief auf, senkte den Blick zur Erde, und erhob ihn nicht wieder, obgleich er bemerkte, daß der König ihn mit dem sehnlichen Wunsche seinen Augen zu begegnen, mehrere Minuten lang fixirte.

„Ich sehe also, daß ich allein bleiben werde!“ äußerte Letzterer im Tone der Niedergeschlagenheit. „Lurique will zu seiner Frau in's Languedoc, Charles soll nach Italien — es kommt mir vor, als ob ich schon ganz verlassen sei. Und —“ fügte er etwas gezwungen hinzu — „wäre nicht unser viel geliebter Vetter, der Cardinal von Richelieu“ —

„Und Ew. Majestät glauben, daß ich Sie verlassen würde?“ rief Charles mit einer dem Könige sehr willkommenen Lebhaftigkeit. „Ich bin gesund und übrigens ganz gleichgültig dagegen, ob ich ein paar Jahre früher oder später sterbe.“

„Still, Herr von Lagieres!“ unterbrach der Cardinal mit strenger Miene — „es ist sehr sündhaft, das göttliche Gnadengeschenk des Lebens zu mißachten; es ist meine Sache mit, Sie zu erhalten, da Sie das Glück haben, dem Könige zu gefallen. Ich werde Ihnen meinen Arzt Cytoir schicken, damit er sich mit Herrn Séguin über Ihren Zustand berathe; da ist auch der Abbé Boisrobert, der mir zuweilen Gesellschaft leistet und sich auf Pulsschlag und Herzklopfen versteht. Ueberdies habe ich viel mit Ihnen zu reden. Sire“ — fügte er dann plötzlich hinzu, „ich wollte Sie um die Ehre bitten, Ihnen einige Worte unter vier Augen sagen zu dürfen.“

Der König erschrak ein wenig bei diesem schnellen Ueberfall; seine Schwäche machte, daß er erröthete. Da ihn indessen dem Minister gegenüber stets der Muth verließ, so winkte er mit der Hand, um die Anwesenden zu entlassen.

Der König fürchtete sich vor dieser Unterredung aus dem Grunde, weil er sich geweigert hatte, seine Einwilligung zur Vermählung des Cardinals von Lothringen mit der Frau von Comballet zu geben. Er erwartete, daß der beleidigte Oheim ihm eine schlimme Stunde bereiten werde und war deshalb gerührt und erstaunt, als der Cardinal nach einem Augenblick des Schweigens nur die Worte hervorbrachte:

„Sire — — Sie sind krank!"

„Mein lieber Cardinal!" erwiderte Jener, indem er sich liebreich gegen den Minister neigte — „Sie haben Recht; meine Kräfte schwinden täglich mehr, und meine Feinde gönnen mir nicht einmal, daß ich den kurzen Weg bis zu meiner Gruft in St. Denis in Ruhe zurücklege! Das kränkt mich, Richelieu, das kränkt mich mehr, als ich zu sagen vermag. Ich werde mit Kummer in die Grube fahren!"

Der Cardinal schwieg. Durch einige Thränen ermuthigt, welche er über seine Wangen rinnen sah,

fuhr der König fort, seinen Schmerzen in bittern und eintönigen Klagen Luft zu machen. „Das Reich in Aufruhr — die Spanier unter Waffen — meine Mutter eine Verrätherin — mein Bruder ein Rebell! Und er soll meine Krone erben! Wo soll das Alles hinaus? O mein armes Frankreich! Ich werde in St. Denis schlafen und nicht einmal Sie zu schützen im Stande sein!"

Es war dem Cardinal nicht unlieb, den König so weich zu finden; dieser fuhr fort:

„Sie wissen es nicht, und Niemand weiß es ja! — es ist der Kummer, Richelieu, welcher mich tödtet! Meine Mutter, meine eigne Mutter eine Majestätsverbrecherin — mein Bruder ein Rebell, der meinen Tod nicht erwarten kann" — —

„In der That," sagte der Cardinal langsam — „man müßte Mittel und Wege finden, dem Herzog von Orleans den Fall des Todes Ew. Majestät weniger lockend erscheinen zu lassen. Man müßte ihm die Gewißheit geben, am Fuß des Thrones, falls derselbe auf ungesetzlichem Wege frei würde, einen Rächer zu finden; ja, ihm die Möglichkeit zeigen, seine im Grunde längst verwirkten Rechte bestritten zu sehen, falls Gott Ew. Majestät vor der Zeit abriefe. Das Furchtgespenst einer offenbaren Allianz

aller Ihrer Ergebenen würde vielleicht am wirksamsten zwischen Monsieur und die Politik von San Lorenzo treten.*) Doch es ist frevelhaft, diesen Punkt zu berühren! Ihre Sonne, Sire, wird noch lange Ihr schönes Frankreich bestrahlen. Indessen sind Ew. Majestät krank. Mein Arzt Cytoir und Ihr Meister Séguin haben mir mit schwerem Herzen vertraut, daß Sie sich Ihren Sorgen und Grübeleien, ja auf kurze Zeit den Regierungsgeschäften überhaupt entschlagen müssen, wenn Sie jemals ganz genesen wollen."

Ludwig richtete einen verstohlenen Blick auf seinen Minister; verschiedene Empfindungen schienen in ihm zu kämpfen.

„Es ist wahr," sagte er langsam und widerstrebend — „ich kann mich ihnen ja entschlagen, wenn auch das Languedoc in Flammen steht; in Frankreich ist der König überflüssig."

„Sire," erwiderte Richelieu nach einer Minute des Schweigens mit gewohnter Ueberlegenheit — „soll ich aus dieser sonderbaren Aeußerung schließen, daß Ihnen Ihr Minister überflüssig geworden?"

*) Siehe Richelieu's Memoiren. Ein von ihm wiederholt geäußerter Gedanke. Man vermuthet mit Recht, daß er mit einer Aenderung der Thronfolge umging.

Der König wurmelte in weinerlichem Ton einige unverständliche Worte. Der Cardinal kam endlich zu dem Schlusse, daß er, um seinen Zweck zu erreichen, dem Könige imponiren müsse.

„Wünschen Ew. Majestät meine Meinung zu hören, oder nicht?" fragte er kurz, indem er Miene machte, das Zimmer zu verlassen.

„Natürlich wünsche ich es!" rief Ludwig hastig. „Sie müssen mich falsch verstanden haben, mein lieber Cardinal; ich habe nie an Ihnen gezweifelt."

„Und Ew. Majestät halten es für unmöglich, auf kurze Zeit nur nach Italien zu gehen, um sich zu stärken?"

„Und wenn mein Bruder in's Languedoc einfällt, wer soll dann die Armee befehligen?"

„Der Marschall von Schomberg ist erprobt — man kann ihm schon etwas vertrauen; überdies ist Monsieur's Unternehmung noch nicht reif; der Herzog von Montmorency regt sich auch — es ist ein Complott, das zu Tage muß; hoffentlich ist es das letzte. Ueberlassen Sie mir, es zu entdecken; der Triumph, es zu zerstören, soll Ihnen ungeschmälert bleiben. Glauben Sie denn an die Möglichkeit, Sire, in Ihrem jetzigen Zustande eine Armee befehligen zu können?

Schon dieser Zug nach Lothringen hat Ihnen zu viel gethan."

„Und wer war Schuld, daß ich ihn machen mußte?" warf Ludwig hin. — „Wer hinderte mich, im letzten Februar Lothringen zu unterwerfen?"

„Ich, Sire!" erwiderte der Cardinal mit Hoheit — „ich, — Niemand anders. Ich glaubte Ihnen bewiesen zu haben, daß die Idee der Propaganda für jetzt unserer Politik fremd bleiben müsse. Ich glaubte Sie mit mir einverstanden, als ich Ihnen zeigte, wie schlecht eine Eroberung ohne Schwertstreich sich neben den glänzenden Waffenthaten des Königs von Schweden ausnehmen werde. Wer zollte mir Beifall, als ich sagte, daß Frankreichs Größe diesmal in der Mäßigung zu zeigen sei?"

Der König antwortete nicht, sondern blickte schmollend vor sich hin.

„Ich habe Ihnen oft gesagt" — nahm Richelieu auf's Neue das Wort — „daß ein Tag kommen wird, wo wir an die Erweiterung unserer Grenzen denken werden. Schon sehen Sie meine Anstrengungen dahin gerichtet, nach allen Seiten feste Grenzplätze und somit Schlüssel zu allen benachbarten Reichen zu erlangen. Für den Augenblick können wir nicht weiter gehen, wenn wir uns nicht unseres größten

Vortheils, des Rufs politischer Umsicht und Mäßigung berauben wollen. Der Argwohn und die Ungeduld Ew. Majestät betrüben und überraschen mich. Der verstorbene Graf von Verua hatte sehr Recht, indem er sagte, daß es leicht sein würde, Fürsten zu dienen, wenn sie dahin zu bringen wären, sich in der rechten Weise dienen zu lassen."

„Es ist schon gut!" sagte der König langsam, indem er mit der Miene eines Schülers, der seinem Lehrer Recht zu geben gezwungen ist, sich dem Cardinal näherte. „Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze, und wie viel mir daran liegt, von Ihnen geliebt zu sein."

„Und dennoch, Sire," rief Richelieu — „sehe ich Sie oft genug den Einflüsterungen meiner Feinde Ihr Ohr leihen. Wer, denken Sie, wird künftig Ergebenheit genug besitzen, Ihnen zu dienen, wenn Ihre Abneigung der endliche Preis einer zu großen Treue ist? Ein Fürst muß seinen vertrauten Diener die Freiheit geben, ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen. Zu Zeiten Tiber's verschloß man die Lippen mit dem Finger; aber Augustus dankte denen, welche ihm halfen, sich zu bessern. Ew. Majestät sind sehr gut, tugendhaft, verschwiegen, muthig; aber mit derselben Wahrheit kann man behaupten, daß Sie äußerst

heftig, argwöhnisch, eifersüchtig und verschiedenen Launen unterworfen sind, welche abzulegen Ihnen weniger Mühe kosten würde, als es mich schmerzt, sie Ihnen zu nennen. Was Ihre Heftigkeit betrifft, so ist große Hoffnung zur Besserung vorhanden; Ihr argwöhnisches Wesen dagegen geht so weit, daß es genügt, zwei Menschen auf die unschuldigste Weise mit einander reden zu sehen, um Ihren Verdacht zu erregen. Mit den Staatsgeschäften verträgt sich das nicht, weil es im Gegentheil nothwendig ist, mit Jedermann freundlich zu sein, um Unzufriedenheiten vorzubeugen und Geheimnisse zu erfahren. Ihre Eifersucht, wenn Ihre Diener sich Geschäften unterziehen, die Sie selbst weder übernehmen können noch wollen, überschreitet alle Grenzen der Vernunft. Sie sind nicht nur mißtrauisch gegen die Ihrem Range Nahestehenden, sondern gegen Ihre eigenen Creaturen, die nur durch Sie Licht und Leben empfangen. Das heißt zu Ihrem Nachtheil gegen Ihren eigenen Schatten zu Felde ziehen, und man hat Anlaß zu fürchten, daß bei so vielen Schwierigkeiten sich künftig Niemand finden wird, der Ihnen seine Kräfte zu widmen geneigt sein möchte. Ew. Majestät sollten diese Art der Eifersucht als eine Thorheit einsehen und wie die Sünde fliehen. Denn, um aufrichtig zu sein — ent-

weder müssen sie selbst mit Eifer und Kraft Ihren Geschäften obliegen, oder sich entschließen, sie einem Andern, der die erforderlichen Fähigkeiten besitzt, zu übertragen. Im entgegengesetzten Falle werden Sie sich zu Grunde richten. Viele nun denken, und nicht mit Unrecht, daß Ew. Majestät sich von Natur nicht gern mit Geschäften befassen, und bei solchen, welche Ausdauer erfordern, leicht die Geduld verlieren. Man muß stark sein durch Vernunft, nicht durch Leidenschaft.

Es giebt Leute, welche in ihrem Handeln den Fieberkranken gleichen; so lange die ungesunde Hitze in ihren Köpfen glüht, fallen sie mit Eifer über die Ausführung eines Vorsatzes her; sobald aber dieselbe verflogen, sind sie schwach in Worten wie in Thaten. Ew. Majestät z. B. achten im Ganzen so wenig auf die Staatsgeschäfte und tadeln so voreilig Alles, was Andere dafür thun, daß man weder in Ihrer Gegenwart, noch in Ihrer Abwesenheit ohne Gefahr etwas zu unternehmen im Stande ist. Dazu kommt, daß Ew. Majestät den Fehler haben, den schon Cäsar an den Galliern rügte: Sie vergessen die größten Wohlthaten und die größten Beleidigungen in derselben Stunde, und man kann daher weder eine dauernde Dankbarkeit für geleistete Dienste, noch ein

kräftiges Ahnden notorischer Staatsverbrechen von Ihnen erwarten.“*)

Der Cardinal sprach Alles dieses mit sanfter Stimme und dem Ton der tiefsten Unterwürfigkeit. Der König stützte den Ellbogen auf's Knie und hörte andächtig und mit der größten Geduld seinem Minister zu, der wenigstens zwei Stunden lang in derselben Weise fortredete, ohne sich zu unterbrechen. Als er zu Ende war, stand der König auf, reichte ihm die Hand und versprach Alles zu thun, was er von ihm verlange. Der Cardinal kniete nach seiner Gewohnheit vor ihm nieder, versicherte ihn ewiger Treue und unverbrüchlicher Leidenschaft für sein Wohl und seine Ehre, und fragte ihn, ob er noch argwöhnisch sein würde, wenn er, der Cardinal, es unternähme, auf kurze Zeit allein zu regieren?

Der König schüttelte den Kopf, sprechen konnte er nicht, er hatte ein Gefühl, als ob ihn etwas erstické. Der Cardinal gewahrte, daß seine Predigt gegen den Argwohn bereits gefruchtet hatte, und daß der König

*) Ich habe mich nicht enthalten können, hier einen wörtlichen Auszug dieser Rede zu geben, welche deutlich zeigt, in welcher Weise Richelieu sich des Königs bemächtigt hatte — eines der merkwürdigsten Documente menschlichen Stolzes, welche die Geschichte uns überliefert hat.

kein Wort mehr wagte, durch welches er Gefahr lief, den Minister zu erzürnen. Den Vortheil benutzend, den diese Stimmung ihm gab, beschloß der Cardinal, das Ergebniß der Furcht in die Wirkung einer Ueberzeugung zu verwandeln.

„Lassen Ew. Majestät uns ohne Rückhalt reden!“ sagte er, indem er seinen niedrigen Sessel ganz nahe zu dem des Königs zog. „Der Kummer, der Ew. Majestät darniederdrückt, ist freilich gerechtfertigt; es ist entsetzlich, die hartnäckigsten Feinde des Reiches gerade in den nächsten Gliedern Ihrer Familie zu finden. Da Sie dies Unglück aber unverschuldet trifft, so müssen Sie sich dagegen steifen, und Personen, die Ihre Güte mißachten, auch Ihres Schmerzes nicht mehr würdigen. Untersuchen wir lieber, woher die Keckheit stammt, mit der besagte Individuen ohne Aufhören Ihren Zorn herausfordern. Es ist bei dem Herzog von Orleans das Bewußtsein, für Ihren Thron bestimmt zu sein — eine Aussicht, deren Verwirklichung Ihre schwache Gesundheit und Ihre Kinderlosigkeit ihm in die nächste Nähe zu rücken scheint. Sich selbst die Kraft der Jugend und Frankreich einen Dauphin zu geben — das sind die Lebensfragen, über welche hinaus die höchste Staatsweisheit Ihnen nichts ersinnen kann. Heben Sie

durch zweckmäßiges Verfahren die Schwäche Ihres Körpers auf, bringen Sie der Heiligen von Loretto ein Opfer für die Erhörung des zweiten Wunsches und kehren Sie dann zu Frankreich und Ihrer Gemahlin zurück —"

Der Cardinal brach ab — er war sehr bleich; ein plötzlicher andauernder Krampfhusten befiel ihn zur äußersten Bestürzung des Königs. Indessen erholte er sich ziemlich schnell und fuhr, zwar noch sehr blaß, doch scheinbar ohne Bewegung fort:

„Die Königin Anna beklagt sich über Ew. Majestät, und das mit Recht; denn nicht genug, sie zu vernachlässigen, lassen Sie auch ihre Ehre durch Gerüchte antasten, die die Würde des Thrones selber beleidigen. Dadurch, daß Sie denselben Aufmerksamkeit schenken, ohne ihre Urheber zu bestrafen, und Verdruß darüber an den Tag legen, ohne ihren Grund zu untersuchen, machen Sie sie fast zur Wahrheit in den Augen des Volkes. Jene Leute, welche, ohne Sie auf diesen Punkt hinzuführen, Sie zu einer Annäherung treiben, die allerdings schwierig geworden sein mag, müssen Sie als falsche, im Solde des Herzogs von Orleans stehende Rathgeber kennen und schätzen lernen, weil Ihre Art und Weise die Königin jedenfalls eher abschrecken, als versöhnen wird."

„So halten Sie auf Ehre und Gewissen jene Gerüchte für durchaus erlogen?“ fiel der König ein. „Das ist's, was ich Sie fragen wollte, Herr Cardinal —“

„Ich!“ rief der Cardinal mit hellem Erstaunen. „Gehen Sie hin, Sire, und wagen Sie die Königin-Infantin darüber zur Rede zu setzen, im Fall Sie sie nicht für erlogen halten.“

Der König ward blutroth und bückte sich, um seine Lieblingsdogge zu streicheln, in Wahrheit aber, um seine Verwirrung zu verbergen. Der Cardinal bemerkte es; auch er erröthete flüchtig. Doch nahm er sich zusammen. „Ew. Majestät wissen, daß ich mich nicht mit den Familiensachen befasse!“ sagte er nach kurzer Pause; „ich will aber auf indirektem Wege während Ihrer Abwesenheit thun, was ich kann, um Ihnen das Herz der Königin-Infantin wieder zuzuwenden. Einstweilen drängt sich die Sorge für Ihre Gesundheit in den Vordergrund, und ich rathe Ihnen, sobald als möglich nach Italien abzureisen. Vielleicht führen die Verhältnisse Sie ohnehin schnell genug wieder heim. Durch Mazarin's Vermittelung habe ich mehrere, auf ganz Italien lautende Pässe, die wir nur auszufüllen brauchen. Herr von Lagieres wird nebst Herrn von Lurique Ew. Majestät

begleiten. Sie sehen, daß für Alles gesorgt ist, und daß es nur noch Ihrer Entscheidung bedarf, um hier den Ausschlag zu geben."

Der König erhob sich langsam. „Hätten Sie, wie ich es einmal wünschte, für meine Gesundheit täglich eine Messe in der Notre-Dame lesen lassen, so würde ich jetzt nicht gezwungen sein, während mein Reich an zwei Enden in Aufruhr steht, in einem fremden Lande müßig zu verweilen."

Der Cardinal hatte also gesiegt, wie immer. Am nächsten Tage begab sich der König mit kleinem Gefolge nach Chambord, um, wie es hieß, der Jagd und seiner Erholung einige Zeit zu widmen, und bereitete sich vor, nur von wenigen Getreuen begleitet, im strengsten Incognito nach Italien abzureisen.

Obwohl sehr eingeschüchtert durch seine Unterredung mit dem Cardinal, hielt er es doch für seine Pflicht, von seiner Gemahlin Abschied zu nehmen. Da seine Reise ein Geheimniß bleiben sollte, begab er sich, nur von seinem Minister begleitet, zu Annen an einem Abend, wo sie, über Unwohlsein klagend, alle ihre Damen, bis auf die unvermeidliche Stephanie entfernt hatte. Der König theilte ihr, linkischer und verlegener denn je, die Absicht mit, in Italien seine schwankende Gesundheit wieder herzu-

stellen, und bat sie — Alles auf Vorschrift des Cardinals — seiner freundlich zu gedenken und für den Erfolg seines Vorhabens zu beten.

„O Sire," sagte Anna, sich überrascht stellend — „das werde ich ganz gewiß thun; in Ihrer geheiligten Person habe ich ja das Verdienst, für ganz Frankreich zu beten, und Ihr Entschluß paßt ganz vortrefflich zu dem, welchen ich vor einigen Tagen gefaßt habe. Ich möchte nämlich, wenn Sie es mir gestatten und Se. Eminenz es passend findet, Ihre Abwesenheit, während deren mich nichts bei Hofe fesselt, benutzen, um mich einmal ganz von dem Treiben desselben zurückzuziehen. Mein Beichtvater hat mir gesagt, daß die ewigen Zerstreuungen das Heil meiner Seele gefährden; ich sehne mich wirklich nach Ruhe und habe das Gelübde gethan, einige Monate mit frommen Uebungen in einem Kloster zuzubringen."

Der König sah seine Gemahlin ziemlich erstaunt und mit getheilten Gefühlen an. Es kam ihm an wie Mißtrauen, zumal sie während ihrer Rede die Augen gesenkt hatte und blaß geworden war; dann aber fiel ihm ein, daß Mazarin auf's Neue bei Hofe erwartet wurde, und trotz Richelieu war ihm gerade so viel von seinem Vorurtheil geblieben, um es gern zu sehen, daß seine Gemahlin die Nähe des gefähr-

lichen Mannes mied. Er sagte steif, daß er sie in einem so löblichen Vorsatz nicht stören würde; fragte sie dann, was sie an Gefolge mitzunehmen wünsche, und fügte, als Anna sagte, daß sie, um wirklich allein zu sein, vielleicht nur in Begleitung des Fräulein von Broc fortgehen werde, gegen Stephanie gewandt, mit der Ernsthaftigkeit einer Domkirche hinzu:

„Da meine Gemahlin Sie nicht entbehren kann, Fräulein Broc, so büßen Sie nur recht fleißig Ihre Sünden ab — Sie sollen ja Manches zu bereuen haben."

Die arme Stephanie ward so verlegen, daß sie in Thränen ausbrach, und Richelieu, der einsah, daß von Ludwig's Ungeschicklichkeit nichts zu hoffen war, benutzte die Bestürzung der Königin, um den Abschied der königlichen Gatten zu beschleunigen. Was gesagt werden mußte, war ja gesagt; er hatte die angenehme Aussicht, in wenigen Tagen freies Feld zu bekommen, und entließ den König so beruhigt, als die Umstände es gestatteten und wie es Ludwig XIII. zu seiner unaussprechlichen Erleichterung selbst geworden zu sein schien.

# Sechstes Kapitel.

„Bella Italia, amate sponde
Pur vi torno a riveder.
Trema in petto e si confonde
L'alma oppressa dal piacer."
Monti.

Parthenope, du Zaubervolle, die du ruhst unter dem Saphirblau des Himmels, der einst die griechischen Auswanderer, deine Gründer, die heitere Welt ihres Vaterlandes vergessen machte — Parthenope, hingehaucht wie von einem der Liebesseufzer, die der Nachtwind über den blauen Golf hinweg zu dem schönen Ufer, das dich trägt, hinüberflüstert — zu dir flüchtet sich der Mensch aus der Qual des Lebens, um einmal mit dem Lazzaroni, der ihm sein „Vedi Napoli e poi muori!" entgegenruft, sich der Seligkeit des Daseins bewußt zu werden — zu dir flüchtet sich der Dichter, der sich müde gedacht unter der Wucht der Geschichte, um die selbstsüchtigen Leidenschaften und die Wirrsale der Politik und die Be-

rechnungen, nach denen ein überlegener Geist die Geschicke der Staaten lenkt, auf eine kurze Weile zu verträumen. Reizendes Neapel — reizende fedelissima, die du wenigstens deßhalb so genannt zu werden verdienst, weil du ewig dir selber treu und gleich bist in der Fülle deines unvergänglichen Jugendreizes — wer liebte dich nicht? wer, der dich noch nicht gesehen, fühlte nicht eine geheime Sehnsucht, sich einmal mit dir in jenen würzigen Wellen zu spiegeln, welche in den Zeiten ausonischen Glanzes und Verfalles die Glieder von Roms prachtliebenden Patriziern umspülten? Der Unglückliche, dessen Auge durch die hellen Sonnenstrahlen beleidigt wird, dessen Verzweiflung sich sonst vor der Fröhlichkeit fürchtet, die über die Oberfläche der frühlingsgrünen Erde in jedem Lichtstrahl, jedem spielenden Lüftchen hinwegtändelt — dich mag er furchtlos betrachten, denn du berauschest und betäubst und begräbst in dem großen Entzücken die kleinen Schmerzen einer kleinmüthigen Seele. Bleibt uns denn ein Gedanke für das, was du selber zu dulden gehabt, schöne Unsterbliche, deren blühendes Leben so viele barbarische Jahrhunderte zu vernichten gesucht? Italien ist ewig; es ist schön auch in den Lumpen des Bettlermantels, auch in der Kette der Tyrannei — auch mit der blutenden Todeswunde im

Herzen. Aus dem vernichtenden Walten des Klerus, aus dem entmarkten Scheinleben des Adels, gegenüber dem quälenden Gespenst einer großen Vergangenheit, hat es das wundervolle Naturell gerettet, welches unaufhaltsam seine Blüthen treibt. Wie oftmals auch der Mensch den Fluch der Geschichte auf dieses schöne Gestade herabgerufen — noch immer sinkt der Abend in Glanz und Glorie auf den blauen Golf von Neapel herab.

So war es heut; kein Lüftchen kräuselte die Oberfläche des Wassers. Blau und glatt, in einer einzigen Richtung von den schrägen Sonnenstrahlen wie von einer goldenen Straße durchschnitten, eingefaßt von dem himmelschönen neapolitanischen Ufer, schien es die Decke des Brautbettes der Natur zu sein. Wolkenlos und blendend wölbte sich über ihm der italienische Himmel; tief am Horizonte trug er die weichsten Tinten; eine glänzende gelbe Wolke, bizarr geformt und von dem verschwimmenden Sonnenlicht gefärbt, schwebte über dem Wasser und spiegelte sich darin, fast wie eine weibliche Figur; einer Najade gleich, deren goldene Locken auf den silbernen Wellen schaukeln. Die Umrisse der Stadt, die, ein verzogenes Lieblingskind des Himmels und der Erde, in traumähnlicher Schönheit in den Arm des Posilipp ge-

schmiegt, nimmer müde wird, in den Segnungen zu schwelgen, die der reiche Himmel auf sie herabschüttet, waren den Blicken der sie etwa vom Golf aus Betrachtenden durch den Lichtschleier entzogen, mit dem die Strahlen des sinkenden Taggestirns sie umwoben. Ruhend in Sonnenglanz, wonneberauscht, schien sie zu schlummern, von Licht und Liebe träumend, unbekümmert um die gefahrdrohende Nähe des Vesuv, als ob sie wisse, daß der grimme Beschützer innerlich doch nur für sie erglüht, und eifersüchtig sie, den Liebling, — zwar oft gestraft und mißhandelt, doch immer Liebling — bewacht.

Ein Boot glitt über die Oberfläche der Bai. Drei bis vier Fahrleute lenkten es abwechselnd; das müßige Italien hat und bedarf vieler Hände für die leichteste Arbeit. Zwei derselben saßen schweigend auf der Bank, die Ruder handhabend, deren taktmäßiges Fallen, monotones aber nicht unliebliches Geplätscher, das einzige Geräusch war, welches die Stille der entschlummernden Natur unterbrach. Ein Dritter ruhte auf den Planken der Barke zu den Füßen eines seiner Gefährten; er drehte einen Rosenkranz in den Händen und murmelte mechanisch seine Gebete, während seine Augen andächtig an dem immer dunkler werdenden Blau des Himmels hingen. Vier andere

Männer saßen in der Barke; zwei von ihnen waren jung, und gleich einem älteren Gefährten, welcher die Gegend mit tiefer und frommer Freude betrachtete, augenscheinlich von hohem Range. Der eine lag, anscheinend ermüdet, in träger Nachlässigkeit an der Rücklehne seiner Bank; sein Auge haftete ausdrucks-los an dem Frangenwerk, welches die Himmeldecke der Barke zierte; der andere, der jüngste von Allen, lehnte über Bord und furchte das Wasser mit einer langgestielten Schilfblume, die er irgendwo ihrem heimatlichen Ufer entrissen. Selten nur blickte er auf — vielleicht um der Beobachtung seiner Empfindungen zu entgehen. Es war heiß, trotz des hereinbrechenden Abends; der kühle Wind, der sich von Zeit zu Zeit erhob, kämpfte noch vergebens mit den Gluten des scheidenden Tages. Der vierte der Reisenden, der in einiger Entfernung von den Uebrigen, zu denen er anscheinend eine untergeordnete Stellung einnahm, Platz genommen hatte, blickte ungeduldig bald auf seine ermatteten Gefährten, bald auf die saumseligen Ruderknechte, die mit ächt südlicher Trägheit ihre Arbeit verrichteten. Der knieende Bootsmann hatte jetzt seinen Rosenkranz abgezählt und stand auf, um einen seiner Gefährten abzulösen, welcher, dem jungen Edelmanne gleich, über Bord lehnte und nach Sorrento

hinüberschaute, wo sich hier und da bereits die Fenster erhellten.

„Amico" — sagte jetzt der letzterwähnte Reisende — „es beginnt zu dunkeln; wird unsere Ueberfahrt bald beendet sein?"

„Bald!" antwortete der Mann lakonisch, indem er finster auf die Gruppe der Reisenden blickte. Er fühlte etwas von patriotischem Unwillen. Er hatte noch nie einen Fremden über den Golf gefahren, der eine so frevelhafte Gleichgültigkeit gegen die Schönheit desselben an den Tag gelegt.

„Die Signori sind müde!" erwiderte Jener — „beeilt Euch; es wird Euch ein zweites Goldstück einbringen."

Der Mann murmelte einen Dank, stemmte die Arme an und ruderte kräftig darauf los. Der, welcher bis jetzt seine Stelle eingenommen hatte, stand auf, blickte gen Neapel und näherte sich demjenigen der Reisenden, welcher im Anschauen der Gegend versunken war. „Ist das nicht herrlich?" fragte er, indem er mit dem Finger einen Kreis am Horizonte beschrieb. „Signore ist ein Franzose — ist denn sein Frankreich auch so schön?"

„Charles" — sagte der Angeredete, indem er sich zu seinem jungen Nachbar wandte, der eben das

Haupt aufrichtete und gedankenlos die erste Strophe eines französisches Volksliedes summte — „Charles, was meinen Sie? dieser Italiener fragt, ob Frankreich wohl so schön sei, wie Italien?“

Charles von Lagieres antwortete nicht. Er schlug die Augen auf, schloß sie dann wie geblendet und ließ die Arme, die er ein wenig erhoben, matt herabsinken, während das Lied auf seinen Lippen erstarb, wie er's begonnen hatte.

„Neapel ist ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel!“ rief der begeisterte Südländer in der phantastischen Weise seiner Landsleute, „kann man den Himmel ohne Anbetung betreten? Der hier“ — fügte er mit einem mitleidigen Blick auf seinen durch das Versprechen eines Goldstücks angefeuerten, mit allen Kräften rudernden Kollegen hinzu, — „der hier hat Weib und Kind — der denkt an den Erwerb; aber wir, die wir frei sind, — nicht gegen alles Gold der Welt vertauschten wir das Glück, Neapolitaner zu sein.“

„Ihr habt Recht!“ erwiderte Graf Lurique in ziemlich fließendem Italienisch, welches von dem Neapolitaner jedoch nur mit Mühe verstanden wurde — „Euer Vaterland ist schön, werth eines besseren Schicksals, wie es werth ist, Gegenstand der An-

betung aller Menschen zu sein. Doch jene beiden Männer sind krank und hierher gekommen, um unter diesem milden Himmel gesund zu werden. Glaubt mir — der Franzose ist weniger gleichgültig gegen Euer schönes Land, als Ihr gehässig seid gegen ihn."

„Wir hassen die Francesi nicht!" rief der Mann mit einiger Lebhaftigkeit. „Nicht wahr Signore Cericotto? Die Francesi sind ein gutes Volk — popol gagliardo e non tiranno!"

Der Mann, an den diese Worte gerichtet waren, saß drüben auf der Bank und führte die Ruder, wie es schien, zum Vergnügen. Nach seinem Aeußern zu urtheilen, gehörte er einer besseren Klasse der Gesellschaft an. Auf die Anrede des Bootsmannes erwiderte er nichts, sondern begnügte sich damit, sämmtliche in der Barke Befindliche mit düstern und geringschätzigen Blicken zu streifen.

„Er will es nicht sagen!" murmelte der Sprecher von vorhin, „denn es sind schwere Zeiten; man muß seine Worte wahren. Aber auch er haßt die Francesi nicht — wir Alle hassen sie nicht."

Die Barke stieß an's Land. Eine Herberge lag hart am Ufer. Ein Kavalier mit drei Dienern, welche voraus gesegelt waren, um die Ankunft der

Reisenden vorzubereiten, eilte zur Thür hinaus auf den Kai, um die Aussteigenden zu unterstützen.

„Wer sind die Fremden?" fragte Cericotto kurz und herrisch den Bootsmann, der ihn vorhin vergeblich angeredet.

„Es sind vornehme Franzosen, die ihrer Gesundheit halber Italien bereisen!" erwiderte der Gefragte. „Die Namen weiß ich nicht."

„Mich dünkt, es reisen jetzt viel Franzosen nach Neapel!" entgegnete Cericotto mit sarkastischem Lächeln. „Meint Ihr nicht auch? — Nun, wohl bekomm's dem Grafen von Monterey!"*)

Der junge Mann wandte sich, um sich zu entfernen.

„Signore Giuseppe!" rief der Bootsführer ihm nach.

Cericotto stand still. Der Bootsführer, ein Mann von etwa fünf und vierzig Jahren, mit klugem und offenem Gesicht, näherte sich ihm mit dem Ausdruck des Wohlwollens, und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was wollt Ihr!" fragte Cericotto kurz.

Der Bootsmann sah ihm gerade und scharf in's Gesicht. „Ihr führt zuweilen recht wunderbare Reden!" sagte er mit Gelassenheit, — „und da dürft

---

*) Der damalige Vicekönig von Neapel, Schwager des spanischen Premierministers, des Grafen von Olivarez.

Ihr nicht erstaunen, wenn noch wunderbarere über Euch geführt werden. Was kümmert das Euch, wie viel Franzosen nach Neapel kommen!“

„Mich? — nichts — gar nichts, Tommaso!“ rief Cericotto. „Ich fürchte nur, daß unser Vicekönig, der erlauchte Graf von Monterey, nicht gern an Frankreich erinnert wird.“

„Ihr seid ein Aufrührer, Cericotto!“ erwiderte Tommaso, indem er den hübschen Kopf schüttelte — „man weiß das wohl. Ihr steckt bis über die Ohren in Unzufriedenheit, Ihr besucht geheime Zusammenkünfte, habt einen Anhang, Verbindungen, die sich bis Rom, vielleicht noch weiter erstrecken — — Ich warne Euch als Freund. Die Spanier sind unsere angestammten Herren“ —

„Usurpatoren!“ murmelte Cericotto zwischen den Zähnen. „Und wenn es Jemand unternähme, das Joch zu brechen — Ihr würdet wohl feig genug sein, ihm die Hände zu binden?“

„Wolltet Ihr das?“ warf Tommaso hin. „Wie alt seid Ihr, Giuseppe?“

„O, man ist stark, wenn man den Himmel zum Verbündeten hat!“ rief Cericotto. „Habt Ihr vergessen, durch wie viel Zeichen und Wunder der Himmel das Regiment des Monterey verfluchte? Gedenkt

Ihr nicht mehr des Kometen, der Mißgeburt der Villa del Vomerno, des Aschenregens, der Erdbeben und Feuerströme, die unser schönes Neapel zu verschlingen und zu begraben drohten? Habt Ihr die Seufzer und Thränen des Volkes vergessen, als die letzten Summen zu jenen ungerechten Kriegen eingetrieben wurden, die den Norden Italiens zerreißen? Habt Ihr nie davon gehört, was der heilige Vater zu der Tyrannei spricht, mit welcher die spanische Krone uns zu erdrücken strebt? Was ist der Graf von Monterey? — der Schwager des Herzogs von Olivarez — der feile Günstling eines Ministers, den eine Laune stürzen kann —"

„Hört!" unterbrach Tommaso den sich Ereifernden — „Eure Staatsweisheit fürchte ich — nicht für den Vicekönig — nicht für die Krone Spaniens — aber für Euch, Giuseppe. Laßt Euch warnen. Tommaso ist nicht so blind, daß er nicht die Gedanken derer, die ihm lieb sind, durchschauen könnte. Denkt Ihr, man wisse nicht, woher Eure Wuth gegen den Vicekönig stammt? Denkt Ihr, daß die Geschichte Eurer wahnsinnigen Liebe für die schöne Buhle des Monterey nicht bekannt ist, so weit eine Fischerbarke von Sorrento fahren mag? Ihr werdet Carlotta Andarini nicht gewinnen, und schade wäre es, wenn

ein braver Bursch, wie Ihr, sich um ein Paar schöner und falscher Augen willen in thörichte und strafbare Unternehmungen einlassen wollte."

Der junge Italiener fuhr auf und preßte die Hände an die Stirn, dann schüttelte er heftig den Arm des Bootsmannes. „Gehabt Euch wohl, Tommaso, und betet einen Rosenkranz für mich!" rief er aus. „Noch ist Carlotta Andarini nicht für mich verloren; ist sie es erst, nun dann — — dann mag das Schicksal über mich verhängen, was es will — es wird mich Alles gleichgültig finden. Lebt wohl!"

## Siebentes Kapitel.

„Das Herz erleichtert, merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen.“
Göthe.

Und in dies Paradies, welches man nur sehen und nicht beschreiben kann, blickten jetzt die von ewiger Müdigkeit umflorten Augen Ludwig's XIII. von Frankreich. Unter dem Vorwande der Sorge für seine Gesundheit hatte der Cardinal von Richelieu ihn vermocht, sich nach Italien zu begeben, und in Italien war er unter dem bescheidenen Namen eines französischen Edeln, während Frankreich ihn in den Forsten von Chambord oder Fontainebleau der Jagd, oder in St. Germain der Falkenzucht obliegend glaubte. Denn Richelieu hatte diese Reise als strenges Geheimniß bewahrt; er hatte sich die mit derselben verbundene Gefahr nicht verhehlt; er hatte mehr als einmal gezittert, den König allein in das Land eines heimlichen Feindes zu schicken, zu einer Zeit obendrein,

in welcher auf's Neue die Flamme der Empörung auf dem heimathlichen Heerde auszubrechen drohte. Und dennoch hatte er fort gemußt! Kurze Zeit noch hatte der Cardinal von ihm befreit sein wollen! — dazu der König selbst so kränklich — so erholungsbedürftig! Ja, er hatte fort gemußt! — es war das Endergebniß einer jener dunkeln Eingebungen, denen man folgt, als ob man einer Nothwendigkeit gehorche. Und verband der Cardinal nicht auch einen politischen Zweck mit dieser Reise? Hatte er etwa den Plan aufgegeben, die spanische Macht in Italien zu brechen, nachdem er bereits das Uebergewicht derselben mit so viel Geschick beeinträchtigt? War es nicht klug, die ermattenden Lebensgeister Ludwig's XIII. durch den Anblick des gelobten Landes zu entflammen, welches der Spanier ihm unrechtmäßig vorenthielt, und dessen Wiedereroberung man, wenn nicht heut, doch sicher eines Tages unternehmen wollte? Und welche Vorsichtsmaßregeln hatte der Cardinal nicht angewandt, um allen möglichen Ereignissen vorzubeugen? Hielt er doch sämmtliche Fürsten Italiens, theils durch Neigung, theils durch Furcht gefesselt, in seiner Hand! Hatte doch Urban VIII. auf seinen bloßen Wunsch (!) eine beträchtliche Anzahl von Truppen an die neapolitanische Grenze rücken lassen und damit

das Signal zu einer neuen Tyrannei des Vicekönigs gegeben, welcher, arm an Soldaten, und ärmer an Geld, einen förmlichen Heerbann ausrufen ließ, um den Papst in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweisen. War es nicht ein Triumph, Ludwig XIII. zu zeigen, wie jene furchtbare Macht in Italien ohne Schwertstreich zum Wanken gebracht — wie das Interesse Frankreichs mit dem der geistlichen wie der weltlichen Macht verwebt — wie die Stimmung unter den eigenen Unterthanen Spaniens feindlich war gegen die herrschende Gewalt und sich noch immer den Erinnerungen an die Anjous zuneigte, jenem edlen französischen Königsgeschlecht, welches mit Glanz und Milde zugleich Neapel regiert hatte?

Sei dem wie ihm wolle — der König von Frankreich hatte gethan, was sein Minister gewollt. Die geistige Ueberlegenheit wird früh oder spät auch in den Dingen der Wirklichkeit maßgebend; man unterwirft sich ihr, sobald man sie erkennt. Ludwig XIII. hätte nie gewagt, Richelieu's Gründen andere Gründe entgegenzusetzen, aus Furcht sich in seinen Augen eine Blöße zu geben; aber er war ungern gefolgt, und ein Gedanke, den er sich nicht zu gestehen wagte, und der ihn trotzdem nicht verlassen wollte, hatte ihn nach Italien begleitet. Von Allem, was er nach

Richelieu's Wunsch sehen sollte, sah er nichts. Schweigend und abgespannt, ließ er seine Begleiter thun und machen, was sie wollten. „Weßhalb bin ich hier?" fragte er sich. Es war das erste Mal, daß ihm der Gedanke an die Möglichkeit kam, Richelieu könne sein Vertrauen verrathen.

Seine Begleiter — nämlich Lurique, Lagieres, ein dem Cardinal ergebener Verwandter St. Simon's und der Arzt Séguin, hatten viel von der Ungeduld zu leiden, mit welcher er das ihm auferlegte Incognito ertrug. Schmerzlich, als ob er Alles verloren, vermißte er den Pomp und die Scheinhuldigungen, mit denen er in Frankreich seine Nichtigkeit vor sich selbst verhüllte. Er sah sich verbannt und verlassen; dennoch wagte er nicht, irgend Jemandem diese heimliche Qual zu gestehen, aus Furcht, durch Aussprechen eines vielleicht ungegründeten Verdachtes die neidischen Schicksalsgötter auf seine verwundbare Stelle aufmerksam zu machen.

Und in dies Paradies, an dessen himmlischem Panorama das kalte Herz des Königs von Frankreich ungerührt vorbeizog, blickte auch das junge Auge Charles von Lagieres. Hinter ihm lagen alle verhaßten Verhältnisse und Verpflichtungen — hinter ihm lag der Hof mit seinen Intriguen; seinen Ge-

nüssen und Berauschungen. Wie Jemand, der aus einer verpesteten Luft, die er, ohne sich ihres zerstörenden Giftes bewußt zu werden, von Jugend auf eingeathmet hat, in eine reine Atmosphäre versetzt wird, so fühlte Charles von Lagieres beim Anblick dieser himmlischen Natur. Denn trotz aller Ausschweifungen, die dieser arme, aber liebenswürdige Verwahrloste aus Uebermuth und langer Weile durchgemacht, war seine Natur nicht verdorben. Weich und schmiegsam wie er war, verließ ihn nie jene reizende Gutmüthigkeit, welche auch nicht das kleinste fremde Leiden mit Gleichmuth betrachten konnte, und stets, soviel es in seiner Macht lag, Trost und Hülfe spendete. Er war wie eine weiße welkende Rose; die Sonnenstrahlen hatten sie todt geküßt, die Würmer hatten den Kelch zernagt, aber sie duftete noch immer. Wie oft hatte er selbst in Paris, in Augenblicken der Vertraulichkeit mit seiner jungen Tante, ja selbst mit dem Könige sein verlorenes Dasein und die zersplitterte Kraft seiner Jugend mit bitterem Lächeln beklagt! — Aber er wußte ja, daß sein Leben kurz sein müsse, und hielt es nicht der Mühe werth, Vernunft und Tugend zu erstreben. Er hatte den unbegrenzten Leichtsinn eines Menschen, der sich aufgegeben hat. Auf dem Kai vor der Herberge von Sorrento stand er und blickte

über die Balustrade hinweg auf das Meer. Wo war denn seine Heimath? — Wenn er hier hätte sterben können, nachdem er hier vergessen haben würde, wie er bis dahin gelebt! Wenn er hier die wenigen noch übrigen Jahre eines bereits erschöpften Daseins hätte verträumen dürfen, um nur nicht mehr daran erinnert zu werden, wie jedes Gefühl und jedes Glück entweiht war, noch ehe er es in seiner Reinheit gekannt! Hatte doch das brennende Verlangen, diesen schwermüthig seligen Traum festzuhalten, ihm auf der ganzen Reise die Lippen geschlossen, von denen sonst Scherz auf Scherz in munterer Rede zu perlen pflegte! In dumpfes Hinbrüten befangen, hatte der König es nicht bemerkt; desto ängstlicher beobachtete ihn Séguin, und Charles war froh wie ein befreiter Gefangener, wenn es ihm auf Augenblicke gelang, den ärztlichen Späherblicken zu entgehen. Er stand und träumte noch immer, als plötzlich der Graf von Lurique zu ihm trat. Lagieres erschrak ein wenig. Wie alle entschieden Leichtsinnigen, schämte er sich, wenn ein Gefühl ihn überraschte, und hatte sich's deßhalb während der ganzen Reise zur Aufgabe gemacht, über lange Weile zu klagen. Auch langweilte er sich wirklich; mindestens ärgerte ihn die Wehmuth, die ihn so oft beschlich. Es ruht wie ein Fluch auf

Solchen, deren besseres Selbst in künstlichen Erregungen beinahe untergegangen ist, daß jede wahre Empfindung sie drückt und peinigt. Was half die Sehnsucht nach einem reineren Leben ihm, der ihr nicht folgen durfte? — es war ja das Klügste, sie sich absichtlich zu verhüllen — sie wegzuleugnen — sie im Nothfalle wegzuspotten, bevor sie unbezwinglich ward.

Der Graf von Lurique war meist zu angelegentlich mit dem Könige beschäftigt gewesen, um viel auf seinen jungen Verwandten, dessen Gemüthsstimmungen ihm ohnehin des Studiums nicht werth schienen, Obacht zu geben; er wunderte sich daher nicht wenig, als er ihn in der Stellung eines Träumenden am Kai erblickte und beim Aufblick desselben helle Thränen gewahrte, die im Mondlicht auf seiner Wange schimmerten.

„Sie schwärmen, Charles?“ — rief er aus — „wissen Sie wohl, daß Sie lange nicht heiter genug sind, seit wir Italien betreten haben? Ich glaubte, als ich Sie beim Abendessen vermißte, daß Sie vielleicht schon mit einer schönen Tochter Sorrento's Bekanntschaft geschlossen hätten. Der König hat nach Ihnen gefragt.“

„Ich glaubte Se. Majestät bereits schlafend; was soll's?" erwiderte Lagieres.

„Still!" unterbrach de Lurique, indem er auf die längs dem Kai patrouillirenden spanischen Wachen deutete — „er fragte, wo Sie wären; hat aber nicht weiter nach Ihnen verlangt."

„Sie finden mich hier mit eifersüchtigen Blicken das Meer betrachtend, welches der Neapolitaner mit Recht die Geliebte des Himmels nennt!" sagte Lagieres seufzend, indem er auf einen Moment die Augen schloß. „Ihr Golf von Neapel ist himmlisch, zu schön — bei der heiligen Jungfrau! für einen Schauplatz spanischer Tyrannei. Blicken Sie doch dort hinüber, auf das mondbeleuchtete Amphitheater der Stadt! Können Sie sich vorstellen, daß jene lichten Umrisse etwas Anderes sind, als eine durch Feenspruch heraufbeschworene Fata morgana? Können Sie sich vorstellen, daß es dahinter Menschen, gleich uns, mit Lastern und Gebrechen — daß es dort Politik und Intrigue und Tyrannei und Unglück giebt? Mein Gott, mein Gott, was ist es doch um diese Welt!"

„Träume ich?" rief Lurique, indem er den jungen Mann mit großen Augen ansah. „Ich sagte wohl schon aus Scherz, die lange Weile würde Sie solid machen; aber es geschehen Zeichen und Wunder —

Sie scheinen, aller Natur zuwider, aus langer Weile zum Dichter und Philosophen zu werden."

„Wollte Gott, ich wäre Dichter!" rief Lagieres mit Selbstvergessenheit; „der Himmel weiß, mir ist bisweilen, als wäre ich ursprünglich zu einem solchen bestimmt gewesen! O mein Leben, mein Leben, Lurique! Sie gehen nach Frankreich zurück — Sie erwartet eine Thätigkeit — eine geliebte Gattin — ein anderes bis jetzt noch ungekanntes Glück" —

„Und Sie" — fiel Lurique ein.

„Nur kein Wort von dem, was mich erwartet!" rief Charles hastig und heftig. „Wissen Sie, Lurique," sagte er dann plötzlich, gewaltsam in seinen leichtfertigen Ton zurückgehend — „daß Sie mir mein Leben verdorben haben? Josephine mein zu nennen, war der Ehrgeiz meiner Jugend."

Lurique erwiderte nichts; er seufzte und dachte an die fortwährende Melancholie seiner Gattin, welche, wie George Lagieres ihm schrieb, selbst die Geburt einer Tochter nicht zu zerstreuen vermocht hatte. Mit Anstrengung riß er sich endlich aus seinen traurigen Gedanken.

„Wissen Sie, Charles," sagte er zerstreut — „ich finde Sie recht verändert."

„Auch bin ich es!" erwiderte Charles; „dieses

Italien und die beschauliche Lebensweise auf unserer Reise bringt mich von Sinnen. Sobald wir wieder in Paris sind, will ich dankbar ein Te deum singen, sollte ich auch nur zu dem Schmerz heimkehren, alle meine Geliebten treulos zu finden."

Lurique war über den ironischen, fast bittern Ton betroffen, in welchem diese Worte geäußert wurden. „Ich fürchte," sagte er nach einer Pause des Nachdenkens, „daß Sie in Paris nicht mehr Befriedigung finden werden, als hier."

„Und woraus schließen Sie das, Herr Graf?" —

„Charles!" fuhr Lurique fort — „wenn Sie, Ihrer bisherigen Lebensweise überdrüssig, die tolle Jugendlust ausgetobt zu haben meinen, versuchen Sie es doch mit einem ernsteren Lebenszweck. — Setzen Sie sich ein anderes Ziel, als das Vergnügen."

„Und welches?" — entgegnete Charles, indem ein wehmüthiges Lächeln um seine Lippen spielte. „Um für weit hinausliegende Zwecke zu arbeiten, bin ich nicht geschaffen. Der Augenblick ist meine Welt. Meine Kräfte, die kaum mich selber aufrecht erhalten können — wozu sollen sie dienen, und wem? Dem Staat? — der Kirche? — Richelieu? — Nein! — ich möchte gern glücklich sein; zu welchem andern Zweck soll ich mein Leben verwenden? Mir ward ein kurzer Sommer-

tag gegeben; was soll ich denn in dieser Spanne Zeit mit Kraft, Muth und Geduld zum Streben? Was braucht die Ephemere mehr als ein Paar leichter Schwingen, um, hin- und herflatternd, so viel Licht und Blumenduft zu saugen, als möglich? Ich kann die ernsten Gedanken auf die Länge noch weniger ertragen, als jenen Strudel falscher Freuden, die meinen Geist entmannt und meinen Körper zu Grunde gerichtet haben. Es ist zu spät, daran zu denken!"

„Mein Gott," erwiderte der Graf — „die Jugend läßt Jeden eine Zeitlang die Grenze der Mäßigung überschreiten; weßhalb wollten Sie in der Krisis Ihres erwachenden Bewußtseins verzagen?"

„Es ist zu spät!" wiederholte Lagieres, sich aufrichtend und seinen reizenden Kopf schüttelnd — „doch was ist daran gelegen? Ich werde heiter sein, so lange ich frei und jung bin — und ist's vorbei — nun wohl, — wer fragt darnach? — Ich habe Niemanden, der mich liebte!"

„Sie sind erregt!" sagte Lurique freundlich; „legen Sie sich zur Ruhe; die große Hitze macht Sie krank!"

„Ich kann nicht schlafen!" erwiderte Lagieres; „ich bin erschöpft, aber nicht ermüdet. Lassen Sie mich dieses milden Abends noch ein wenig genießen; ich bitte Sie darum."

Lurique entfernte sich. In Träumerei versunken, spazierte Charles den Kai hinunter.

Der Abend war kühl und reizend; einige Sternbilder waren sichtbar und spiegelten sich in dem glatten Golf, über welchen einzelne Barken, mit brennenden Fackeln versehen, langsam dahinglitten. Aus den Fenstern der malerisch am Rande des Golfs hingestreuten Häuser Sorrento's drangen die kleinen Lichtstrahlen; in weiter Ferne flammte es düsterroth über dem Vesuv durch den Schleier der einbrechenden Nacht. Schon war Lagieres, ohne es zu wissen, über die Grenze des Städtchens hinaus; einzelne Erhebungen, an denen der vulkanische Boden so reich ist, traten bis hart an das Ufer heran. An einem dieser Hügel war eine Gruppe von Fischern gelagert; der Schein eines großen Feuers, an dem sie ihr Abendbrot bereiteten, beleuchtete malerisch die bunten Gestalten; die Böte schaukelten am Strande; die Netze waren am Ufer ausgespannt. Wahrscheinlich gehörten diese armen Fischer zu jener obdachlosen Menschenklasse, welche einen so großen Theil der Bevölkerung Campaniens ausmacht. Bei dem Feuerschein ließen sich Männer, Weiber und Kinder unterscheiden; vielleicht diente ihnen die schützende Wand der etwas überhängenden Erhöhung statt einer Hütte. Lagieres stand

still, um das Gemälde zu betrachten. In Folge seines momentanen Trübsinns doppelt empfänglich für den Reiz dieser nachtumwobenen Göttergegend, blieb er im Anschauen verloren, ohne zu bemerken, daß unfern von ihm noch eine Gruppe von Beschauern gefesselt stand, bis er, eben Willens, seinen Rückweg anzutreten, durch den Ton von Stimmen aufmerksam gemacht, fast unmittelbar hinter und neben sich mehrere Männer gewahrte, die ihre Anwesenheit durch vernehmliche Wechselreden kundgaben.

„Hundert gegen eins, Marco, Ihre Bilder werden dadurch, daß Sie hier stehen und Betrachtungen anstellen, nicht um ein Haar breit besser."

„Der Abend ist so herrlich!" nahm ein Anderer das Wort; „der Golf ist spiegelglatt, kein Lüftchen bewegt die Oberfläche. Geben wir einem dieser guten Leute ein paar Silbermünzen, und er rudert uns nach Hause."

„Und geben wir Cericotto ein paar Zannetten, so singt er uns etwas dazu!" lachte ein Dritter. „Nun, Cericotto? Sie stehen da, wie angewurzelt. Denken Sie, daß der Herzog von Alkala all diese saubere Münze mitgenommen? Sehen Sie!" — und der Sprecher streute eine Handvoll jenes werthlosen Papiergeldes, welches unter dem Herzog von Alkala

beinahe einen Aufstand in Neapel hervorrief, mit lautem Gelächter auf den Boden.

Alles lachte. Die Spaßvögel, die den Patriotismus Cericotto's auf so spöttische Weise herausgefordert, verwechselten den jungen Italiener in der Dunkelheit mit Lagieres, welcher, er wußte selbst nicht wie, plötzlich unter sie gerathen war.

„Schweigt!" rief hier Cericotto, von hinten herantretend. „Sammelt Euer Geld wieder auf, und laßt uns umkehren."

„Da sind Sie? Und wer zum Teufel ist denn Jener?" rief der Sprecher von vorhin, indem er mit der Hand auf Lagieres deutete.

„Ein Franzose, der heut Abend nach Sorrento gekommen ist!" — erwiderte Cericotto gleichgültig, indem er Charles etwas näher in's Auge faßte.

„Ein Fremder!" rief jetzt der, welcher vorhin mit dem Namen Marco angeredet worden war, „zu dieser Stunde, und unbewaffnet! der denkt gewiß, daß es keine Banditen mehr um Neapel giebt! Ach, der gute Herzog von Alkala! — er konnte sie nicht alle ausrotten!"

Mit einem: „Salute, Signore!" vertrat er Lagieres den Weg.

„Sind Sie unbewaffnet!" fragte Cericotto, indem er sich dem jungen Franzosen näherte.

Charles glaubte im ersten Augenblicke nicht anders, als unter eine Bande italienischer Bravo's gerathen zu sein. Er war in der That ohne Degen.

„Ich möchte Ihnen eine Waffe anbieten!" sagte Cericotto, „damit Sie sich gegen unsere Räuber und im Nothfall gegen einen spanischen Häscher vertheidigen können."

Lagieres verstand das Italienische nicht, wenn es so schnell gesprochen wurde. Marco begriff seine Verlegenheit und trat zu ihm.

„Signore ist fremd und unbewaffnet!" sagte er langsam und deutlich. „Die Wege um Sorrento sind Nachts nicht so sicher, daß ein Fremder sich allein und ohne Waffen hinauswagen dürfte."

„Sie sind gütig!" erwiderte Charles, der zu verstehen anfing, daß er für diese Fremden ein Gegenstand des Wohlwollens geworden sei — „ich war unvorsichtig; indessen muß ich jetzt meiner Gefahr stehen."

„Ei, Signore brauchen sich nur uns anzuvertrauen — wir führen gute Dolche bei uns!" sagte der Italiener.

Lagieres hatte nichts dagegen einzuwenden; er war zu angeregt, um ein, beiläufig gesagt, ganz überflüssiges Mißtrauen in diese plötzliche Freundschaft zu setzen. Der Vorschlag, nach Sorrento zurück zu segeln, ward wieder aufgenommen und fand allgemeinen Beifall. Ein Fischer war leicht geneigt, die Arbeit des Ruderns zu übernehmen; ein junges Weib begleitete ihn. Die Italiener stiegen mit Lagieres in das Boot, welches bald langsam über den glatten Spiegel hinwegglitt. Fern dampfte der Vesuv wie ein Opfergefäß in dem weiten Tempel der Natur. Der kräftige Bootsmann ruderte mit beiden Armen, zu seinen Füßen lag sein junges Weib; neben ihm saßen zwei Männer mit Fackeln, deren greller Schein die Scene beleuchtete; ihnen gegenüber befanden sich Lagieres und die beiden anderen Italiener, welche lebhaft sprachen. Die beiden neben dem Fischer Befindlichen schwiegen: das Auge des Einen schweifte über das Meer hinweg mit jener zur Gewohnheit gewordenen Begeisterung, welche dem Künstler eigen ist; der andere — Cericotto nämlich — saß stumm und finster da; sein brütendes schwarzes Auge war auf die Frau geheftet, welche mit südlich-wollüstiger Träumerei auf die dunkeln Züge ihres Gatten blickte.

„Marco!“ murmelte Cericotto, zu seinem Nachbar

gewandt — „Marco — dieses Weib hat Aehnlichkeit mit ihr!“

„Das finde ich nicht!“ erwiderte der Angeredete, indem er die Fackel erhob, um das Weib besser zu sehen. Indem er aber das Auge aufschlug, fiel es auf Lagieres, dessen Gesicht eben hell von dem rothflackernden Schein beleuchtet ward. Der eigenthümliche Reiz des jugendlichen Antlitzes, dessen Ausdruck zwischen Schwermuth und Lustigkeit, zwischen Ueberdruß und kindlicher Grazie schwankte, ergriff die Phantasie des Mannes. Mit der ganzen Lebhaftigkeit des Südländers sprang er auf und näherte sich Lagieres.

„Signore — ich muß Sie um etwas bitten!“ rief er aus — „verzeihen Sie mir — aber ich bin Maler! — Wenn Sie morgen eine Stunde für einen armen Künstler erübrigen können, so lassen Sie mich eine Skizze Ihres Gesichtes entwerfen!“

„Warum nicht?“ entgegnete Lagieres, indem ein Lächeln, nicht ohne Koketterie, seine Züge noch reizender machte. „Es ist ein geringer Dank für die Güte, mit der Sie sich meiner Wehrlosigkeit angenommen.“

Charles hatte seine gute Laune wieder gewonnen; den ganzen Rückweg über war er der Heiterste von

der Gesellschaft. Alle, selbst Cericotto nicht ausgenommen, betrachteten ihn mit Wohlgefallen, und die neuen Freunde trennten sich bei ihrer Ankunft in Sorrento, gegenseitig mit einander äußerst zufrieden.

---

## Achtes Kapitel.

„Quel enchantement que cette première lueur d'intelligence avec ce qu'on aime! — mystère d'imagination, plus passager que le bonheur même, mais plus céleste encore que lui.

de Staël.

Der König wollte in Sorrento Nachrichten aus Frankreich erwarten; Charles hatte also Freiheit und Zeit in Fülle. Er wirkte sich ohne Mühe die Erlaubniß aus, zu dem Maler gehen zu dürfen, und begab sich in das Atelier seines neuen Freundes, der ihn mit liebenswürdiger Freundlichkeit empfing.

Marco war ein Mann in der Blüthe der Jahre; die Züge schön, wie fast bei allen Neapolitanern, die Stirn groß und gedankenvoll; das Auge bis zur Sanftmuth ruhig. Man fühlte im ersten Augenblick des Zusammenseins mit diesem Manne ein Vertrauen, welches an Hingebung grenzte.

„Mich wundert," sagte Lagieres, „daß Sie Werth darauf legen, ein Männergesicht zu zeichnen. Neapel

und seine Umgegend ist zu reich an den schönsten Männern, als daß es Ihnen jemals an Modellen fehlen könnte; dagegen finde ich Frauenschönheit im Ganzen selten."

„Es würde schwer halten, in Neapel einen Mann zu finden, der Ihnen gliche!" erwiderte der Maler, „und ich bin mit dem Charakter der südlichen Physiognomieen so vertraut, daß meine abwechselungslustige Phantasie sich oft nach den bleicheren, aber reizenderen Bildern des Nordens sehnt."

„So müßten Sie nach Frankreich kommen! Der Hof von Paris weiß italienische Kunst zu schätzen."

„Möglich, daß es noch einmal geschieht," versetzte Marco, indem er Materialien zum Zeichnen herbeiholte, „obgleich man mir sagt, daß unsere Zeit in Frankreich vorbei ist, seit die Mutter Ihres Königs in der Verbannung lebt. O, es ist ein großes Geschlecht, die Medici; der Schlag, den es in der Person der Königin Mutter von Frankreich erhielt, traf alle Künstler Italiens in's Herz. Um welche Persönlichkeit Ihres Hofes schaaren sich denn jetzt die Jünger der Kunst?"

„Sie finden manche Anhaltspunkte!" erwiderte Charles, der sich in seinem Leben wenig mit der Kunst befaßt haben mochte: „mindestens haben die Dichter

einen entschiedenen Beschützer an unserem großen Cardinal von Richelieu. Wer weiß indessen, ob Sie bei uns Befriedigung finden würden! Wer weiß, ob bei uns die Ideale existiren, die würdig wären Ihrer Begeisterung!"

„Aus welchem Grunde zweifeln Sie daran?"

„Natur — Natur!" — sagte Lagieres mit einem Anflug von Wehmuth; „es giebt keine Natur bei uns! Wir kennen statt der Liebe nur geschraubte Empfindelei — statt der Thatkraft nur Intrigue! statt der Frauen nur Koketten! Wir dürfen für sie auf den Altären unserer Herzen eine schöne Flamme nähren — sie lieben können wir nicht! Ich hab's erfahren! — und wie habe ich's erfahren! Italien hat einen andern Himmel über sich!"

„Ich suche die Schönheit nicht, um zu lieben oder mein Herz zu begeistern!" erwiderte Marco einfach; „ich suche nur reizende Erscheinungen, um meine Phantasie zu bereichern — mit einem Worte, um zu malen."

„Ich beneide Sie um diese abstrakte Empfindung!" entgegnete Charles, „und ich weiß nicht, ob ich Sie ganz begriffen habe. In meiner Uebersättigung durch künstliche Genüsse habe ich nur den Wunsch aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinübergerettet, alles

Andere hinter mich zu werfen und einen Menschen zu finden, den ich lieben könnte."

„Sie haben nie geliebt?" fragte Marco, indem er mit Interesse in das Gesicht des jungen Edelmannes blickte.

„Nie!" seufzte Lagieres — — „und doch! — als Knabe liebte ich meine Mutter."

„Und jetzt?"

„Sie ist todt!" erwiderte der junge Mann.

Marco sagte nichts und begann zu zeichnen. In kurzer Zeit war die Skizze beendet. Er reichte sie Lagieres und fragte ihn, ob er sich erkenne.

„Gewiß!" rief Charles. „Ich möchte Ihnen ein Compliment machen. Sie scheinen mir aber zu sehr Künstler zu sein, um an einem solchen Gefallen finden zu können. Ich verstehe nichts von der Malerei, aber es erfordert wenig Scharfblick, um zu erkennen, daß Sie ein großer Mann sind, oder doch ein solcher werden müssen."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht!" warf Marco hin; „es ist das gewöhnliche Loos des begabten Menschen, unterzugehen, noch ehe seine Kraft dem Laufe der Natur nach verbraucht ist. Sie sterben an dem Mangel an Liebe — ich vielleicht an der Liebe selbst. Sie sterben an der vernichtenden Ermattung, welche

Ihre durch künstliche Düfte entnervte Seele befällt — mich tödtet der Sonnenstich während eines glühenden Sommertraumes. Wer will entscheiden, was schlimmer ist?"

Lagieres schwieg und blickte auf ein halbvollendetes Gemälde, welches unfern von ihm auf der Staffelei ruhte.

„Leben Sie immer in Sorrento?" fragte er plötzlich. „Hat der Hof des Vicekönigs von Neapel keine Anziehungskraft für Sie?"

Ein Ausdruck von Schmerz durchzuckte Marco's Antlitz. „Ich bin vor einigen Monden nach Sorrento geflüchtet!" sagte er, „und werde vielleicht bald noch weiter flüchten müssen. Neapel ist ein Ort der Gefahr für die Künstler; Annibale Carracci mußte hier sterben, verlassen, von Anfeindungen erdrückt, und der Domenichino wird das Opfer dieser fürchterlichen, mit Gift und Dolch bewaffneten Eifersucht werden, mit welcher die Schule des Caravaggio die Eklektiker verfolgt. Und ich, der ich mich von letzterer lossagen mußte, ohne mich mit der rohen Gewaltsamkeit der Naturalisten aussöhnen zu können — ich, der ich vereinzelt meiner eigenen Ueberzeugung huldige — welches Schicksal kann ich dort hoffen! — — Kommen Sie, Signore! — ich will Ihnen lieber einige

meiner Arbeiten zeigen. Es ist augenblicklich nicht viel hier; indessen werden Sie ein Ideal italienischer Schönheit sehen, welches Sie, der Sie von unseren Frauen gar nicht entzückt zu sein scheinen, zum Widerrufe zwingen wird."

Mit diesen Worten nahm der Maler ein umgekehrt an der Wand lehnendes Bild hinweg und hob es mit einiger Anstrengung auf eine im günstigsten Lichte stehende Staffelei. Charles sah ein Portrait von so entzückender Vollendung vor sich, daß er im ersten Augenblick vor Ueberraschung schwieg.

„Ich sehe, daß Sie mir Recht geben!" sagte der Maler, indem er mit Wehmuth auf das Bild blickte.

„Vortrefflich! — entzückend!" rief Lagieres; „das ist eine Italienerin, wie ich sie früher geträumt. Und zu diesem Wunderbilde gäbe es ein Original? Ich habe Mühe es zu glauben."

„Das schönste Weib Italiens hat mir zu diesem Bilde gesessen; ich wollte, ich hätte ihrem Reiz gerecht werden können!" sagte Marco. „Für uns stolze Künstler ist es indeß recht gut, daß wir nie erreichen, was wir möchten; wir würden uns sonst zu sehr Gott gleich fühlen."

„Wie glücklich Sie sein müssen!" rief Lagieres aus. „Mein Gott, wie könnte ich Sie beneiden!

Und sie können traurig blicken, einem Bilde gegenüber, dessen Original, wenn mich nicht Alles täuscht, des Künstlers eigene Gebieterin ist?"

„Meine Gebieterin! — freilich ist sie es!" warf Marco hin; „sehen Sie in diese beiden schwarzen Augen, Signore, und sagen Sie mir, ob es möglich ist, nicht von ihnen beherrscht zu werden."

„Ach!" rief Lagieres mit beinahe kindlicher Bewunderung — „diese Augen sind zu schön, um eine Wirklichkeit zu sein, und nur die Liebe konnte sie so malen!"

„Sie würden das Gegentheil finden, wenn Sie sie sähen!" erwiderte Marco ruhig.

„Und wer, und wo ist diese Perle der Frauenwelt?"

„Carlotta Andarini ist die Tochter eines Landmannes aus der Gegend von Tarent, und lebt seit einigen Monden bei einer Base, welche am äußersten Ende Sorrento's ein Grundstück mit einer Villa besitzt."

„Ich muß sie sehen!" rief Lagieres scherzend. „Zur Eifersucht werde ich Ihnen keinen Anlaß geben, denn wahrscheinlich werde ich Sorrento in wenigen Tagen verlassen."

„Eifersucht!" sagte Marco und über seine breite

klare Stirn zog eine Wolke hin — „Eifersucht! — ich habe keine. Wäre ich eifersüchtig, so müßte ich mich wandeln in einen Feind des menschlichen Geschlechts, denn keines Menschen Auge kann dieses Weib sehen und sich unbezaubert wieder von ihm wenden. Wer sie lieben will, muß sich mit Philosophie und kaltem Blute waffnen. Wenn Sie sie sehen wollen — — so bin ich bereit, sie Ihnen zu zeigen.

Lagieres blickte den Maler mit einiger Verwunderung an. Die Ruhe, mit welcher er die Nebenbuhlerschaft aller Welt für den Gegenstand einer unverhehlten Leidenschaft herausforderte, mußte ein Geheimniß bergen. Indeß beschäftigte Charles sich nicht gern mit Nachdenken, und als der Maler ihm die Absicht mittheilte, Carlotta um eine letzte Sitzung zu bitten, und vorschlug, ihn zu begleiten, willigte er ein wie ein echter Franzose, der über der Aussicht auf eine Aventure allenfalls den Tod vergessen kann.

Auf dem Kai trafen sie mit den jungen Leuten zusammen, deren Bekanntschaft Lagieres am verflossenen Abend gemacht. Zwei von ihnen waren Marco's Schüler und fragten ihn, wozu er die eben entworfene Skizze benutzen wolle. Cericotto, der Düstere, stand in sich gekehrt da.

„Sehen Sie" — sagte der Maler zu Charles — „da, der finstere Dunkelfarbige, der ist auch ein unglücklicher Anbeter der reizenden Carlotta. Er ist ein echter Italiener; seine Liebe ist Wuth, und seine Verzweiflung ist Wahnsinn. Er ist tückisch und verschlossen, und ich möchte jeden vorgezogenen Nebenbuhler vor ihm warnen.

Man fragte den Maler, was er vorhabe. „Meine Zeichnung hat mich zu solcher Arbeitslust angefeuert," erwiderte er, „daß ich mich eben zu der Signora Andarini begeben will, um sie zu bitten, mir das letzte Mal zu ihrem Bilde zu sitzen. Es steht bei den Herren, ob sie mich bis zu ihrer Wohnung begleiten wollen."

Alle willigten ein. Man trat den Spatziergang an, der durch reizende Partieen führte. Sorrento verschwand bald hinter einer Anhöhe, auf deren Gipfel man die herrlichste Aussicht hatte. Weit in die Berge hinein schweifte der Blick; sanfte sonnenbeglänzte Höhen umkränzten den Horizont; weiße Mauern schimmerten in der blauduftigen Ferne. Am Fuße des Hügels zog sich ein bewaldeter Thalgrund hin; vereinzelte Palmen ragten aus niedern Büschen und wiegten ihre schlanken Stämme im Morgenwinde. Zwei Mönche wandelten, ihre Rosenkränze abbetend,

langsamen Schrittes gen Sorrento hin, um milde Gaben für das im Grunde unter Bäumen versteckte Kloster einzufordern. Einzelne Akkorde der frommen Morgengesänge, vom Winde herübergeweht, verliehen der Schönheit der Landschaft noch den Reiz einer gewissen Feierlichkeit. Auf der Anhöhe, von welcher aus unsere Wanderer die Scene überblickten, lagen die Ruinen eines Tempels. Auf einem Parquet von Marmorplatten ruhten mehrere wohl erhaltene Säulen; über ihnen hatte man statt der Dachkuppel ein Flechtwerk ausgespannt, an dem üppige Weinreben rankten, welche mit ihren schwellenden Trauben die reizendste Himmeldecke bildeten. Diese Anhöhe hieß der Monte Colonna und war ein beliebter Versammlungsort der Jugend von Sorrento; Mondlicht und Fackelschein beleuchteten allabendlich an dieser Stelle ihre Spiele und Tänze.

„Hier“ — raunte Marco dem Lagieres zu — „hier habe ich die Carlotta zuerst gesehen. Doch lassen Sie uns eilen; der Morgen vergeht sonst ungenutzt.“

Die Gesellschaft war noch nicht bis zu dem Punkte gekommen, von wo aus bequeme Fußpfade in den Wald und durch die zu Sorrento gehörigen Felder und Obstgärten führten, als man auf einer

Steinbank ein weibliches Wesen gewahrte, das regungslos da saß, in Andacht oder Träumerei versunken. Marco erkannte es augenblicklich für den Gegenstand seiner Verehrung; er winkte Charles ihm zu folgen, und trat mit einem freundlichen Gruße näher. Das Mädchen, jäh aus ihrer Träumerei aufgeweckt, flog auf und neigte, als sie die Ankommenden gewahrte, das Haupt mit unvergleichlicher Anmuth. Ein Augenblick genügte, um Lagieres zu überzeugen, daß Marco wirklich nicht geschmeichelt habe. Ein knappes schwarzes Mieder, über welches bis zu den Schultern hinauf die feinen Falten eines blendend weißen Oberhemdes reichten, zeigte die Formen einer Hebe; der Arm und der noch reizendere Fuß hoben sich noch durch die unnachahmliche Grazie ihrer Bewegungen. Der Kopf hatte dieselbe Schönheit der Form. Das südlich gefärbte, dunkel umlockte Antlitz zeigte einige nicht ganz regelmäßige Züge, war aber deßhalb vielleicht nur um so hinreißender. Die schönste ihrer Schönheiten waren ihre großen sammetschwarzen Augen; sie war eigentlich ganz Auge; wenn man sie ansah, vergaß man Alles, was außerdem noch an ihr entzückte, und dachte nur an das Auge. Carlotta war verlockend wie ein verkörperter Sirenengesang. Alles an ihr war üppig und sinnlich, und dennoch unschul-

dig; sie schien nicht zu wissen, zu welcher Gluth ihre Blicke herausforderten, von wie viel Wollust jede ihrer Bewegungen sprach. Sie wandte sich zu Marco, der sie mit glühendem Entzücken betrachtete, und reichte ihm die Hand. „Was wollt Ihr!" fragte sie mit einer Stimme, durch deren Klang die Silberlaute der italienischen Sprache noch süßer tönten.

Marco nannte sein Begehr.

„Ich will kommen!" — erwiderte sie, seine Hand festhaltend; „ich freue mich, Euch zu sehen."

Sie schritt dabei, ohne aufzusehen, an Cericotto vorüber, welcher den Kopf senkte und die Lippen zusammenpreßte. Lagieres folgte.

„Dieser Herr," sagte Marco sich gegen Charles wendend, „hat heute Morgen Euer Bild gesehen und in Folge dessen gewünscht, Euch kennen zu lernen. Er ist fremd und ein Franzose; mehr weiß ich nicht von ihm; es müßte denn sein, daß er, wie ich bemerke, sich in seinen Erwartungen von dem Original meines Gemäldes nicht getäuscht findet."

„Das Bild", sagte Lagieres, sich leicht verbeugend, „ist ein Nichts — ein Schatten; trotzdem wird es mein Eigenthum werden, wenn die Signora mich nicht zu unwürdig findet es zu besitzen, und Marco es gegen Gold vertauscht."

Carlotta erhob ihre gluthvollen Augen zu Lagieres mit jener unbeschreiblichen Naivetät, die nur den Südländern eigen ist; ihre Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln und ließen zwei Reihen perlweißer Zähne durch den Rubin schimmern, aber sie schwieg.

Lagieres fühlte sich nicht ganz in seiner Rolle. Die Galanterien, die er hundert schönen Frauen auf den Parquets von St. Germain gesagt hatte, erschienen ihm unpassend gegenüber diesem reizenden Naturkinde. Er hätte gern mit ihr gescherzt, es wollte aber nicht gelingen. Man war unterdessen bei Marco's Wohnung angekommen.

„Geben Sie mir Ihre Einwilligung zu dem Ankauf Ihres Bildes?“ fragte Lagieres beinahe schüchtern, als sie, auf der Schwelle des Hauses stehend, eben in demselben zu verschwinden im Begriffe stand.

Carlotta winkte bejahend. Lagieres sah sie an und sagte:

„So bitten Sie Marco, daß er es schnell beende; wer weiß, wie bald ich Sorrento verlasse.“

Die schöne Italienerin blickte noch einmal flüchtig auf Lagieres; dann nahm sie Marco's Hand. „Du wirst es fertig machen,“ sagte sie bittend in vertraulichem Ton.

Lagieres ergriff ihre Hand und küßte sie; sie sah ohne Verlegenheit zu ihm auf.

„Carlotta," sagte Marco ernst und langsam — „Ihr wißt, das Bild ist nicht mehr mein."

Das Mädchen erglühte und senkte das Haupt mit dem Ausdruck schmerzlichen Unwillens zu Boden. Ohne sich nach einem ihrer Begleiter umzusehen, folgte sie hastig dem Maler in das Haus.

---

## Neuntes Kapitel.

„Es liegt im Schmerze etwas, dessen der Mensch sich schämt, er mag seine Thränen auch vor seinem Busenfreunde, auch wenn sie diesem gehören, gern verbergen."

Tieck.

Der Graf von Lurique saß unterdessen mit dem Könige in dem Zimmer des Letzteren und las ihm die so eben aus Frankreich angekommenen Briefe vor. Es war der gewöhnliche Bericht Richelieu's über Staats- und Familiensachen, dieses Mal von einigen Zeilen der Königin Anna begleitet. Diese enthielten nichts von besonderer Wichtigkeit, und der König war in der bösesten Laune von der Welt.

Nach beendeter Lesung zog sich Lurique in ein anderes Zimmer zurück. Am Fenster desselben fand er Lagieres mit finsteren Blicken einen Brief betrachtend.

„Was giebt's?" fragte der Graf.

„Ach!" rief Lagieres aufspringend und heftig auf- und abgehend — „es gilt mir Alles gleich; das Leben

ist mir verhaßt, und man wendet ja auch Alles auf, um es mir verhaßt zu machen."

„Mein Gott," sagte Lurique — „ich bitte Sie, seien Sie ruhig; der König will hier nebenan schlafen. Was haben Sie? Sprechen Sie sich aus und machen Sie nicht einen so fürchterlichen Lärm."

„Lassen Sie es gut sein! mir hilft kein Gott!" erwiderte Lagieres halb weinend. „Ich habe keinen neuen, nur den alten Kummer, der mir, weil man mich daran erinnert, wieder doppelt schwer auf's Herz fällt. Wie steht es sonst in Frankreich?"

„Der Cardinal hat mir geschrieben; im Languedoc sieht es bedenklich aus. Der Herzog von Montmorency sinnt Verrath; er steht mit Monsieur im Bunde. Wir werden vielleicht sehr schleunig zurückkehren müssen."

Lagieres schwieg.

„Der Cardinal grüßt Sie!" nahm Lurique nach einer Pause auf's Neue das Wort. „Er bittet Sie, den König recht zu erheitern, und wünscht, daß Sie sich völlig erholen mögen, um gestärkten Muthes dem Glücke entgegen zu gehen, welches Sie daheim in den Armen der schönen Stephanie von Broc erwartet."

„Verdammtes Thema!" fuhr Charles auf. „Ich

flehe Sie an, Graf Lurique, verschonen Sie mich. Ich hasse dieses Weib und ihre ganze Sippschaft" —

„Aber Charles! — Sie reden sich um den Hals!" rief Lurique. „Die Broc's sind ja bei Hofe die Begünstigten; der Cardinal und die Königin bekümmern sich speziell um diese Heirath. Hat Richelieu denn nicht mit Ihnen gesprochen? wissen Sie nicht, weßhalb er diese Heirath wünscht?"

„O ja, ich weiß — ich weiß!" murmelte Charles. „Der Graf von Soissons wünscht die Broc verheirathet; Richelieu unterstützt den Plan meines Vaters und de Broc's, um den Grafen zu verpflichten; es ist der Anfang einer engen Freundschaft."

„Sie sind nicht bei Sinnen, Charles!" unterbrach Lurique; „wenn der Cardinal Jemanden verpflichten will, so hat er doch noch andere Mittel und Wege. Wie können Sie überdies wahnsinnig genug sein, fortwährend selbst die Ehre Ihrer verlobten Braut zu verdächtigen?"

„Als ob das in's Gewicht fiele!" rief Lagieres ganz außer sich, „wenn der ganze Skandal, troß der Farce, zu der die Königin sich herabgelassen, klar wie die Sonne am Tage liegt! Nein, ich heirathe die Buhlerin nicht! ich will dreitausend Jahre im Fegefeuer braten, wenn ich jemals dies Wort zur Lüge mache!"

„Sie sind so unklug, als Sie undankbar sind," unterbrach der Graf ungeduldig, „und werden wohl thun, Ihre unzeitige Wuth zu verschlafen."

Lagieres wollte noch etwas sagen, hielt aber plötzlich inne, eilte hinaus, schlug die Thür mit Gewalt hinter sich zu und warf sich, vor Schmerz und Aerger weinend, auf's Bette. Als es zu dunkeln begann, erhob er sich wieder. Er warf das Fenster auf und und lehnte hinaus. Die Töne einer Guitarre schlugen an sein Ohr. Sie kamen von einer Bank her, welche hart am Ufer und etwa zwanzig Schritte weit von der Herberge unseres Freundes entfernt war. Zwei Gestalten nahmen sie ein; Charles erkannte sie — es waren Carlotta Andarini und Cericotto, ihr unglücklicher Anbeter.

Der schöne Leichtsinnige war seiner schmerzlichen Empfindungen müde; er benutzte die Gelegenheit, seine Qualen zu vergessen, und weidete seine Augen an den unvergleichlichen Formen der Italienerin, welche mit Cericotto ein lebhaftes Gespräch begonnen zu haben schien. Zu seinem Verdrusse entzog die zunehmende Dunkelheit sie mehr und mehr seinen Blicken. Er empfand die brennendste Neugier, zu erfahren, was da unten verhandelt werde; das Gespräch dauerte ihm zu lange, und da er es nicht

hören konnte, wollte er es wenigstens stören. In seinem Zimmer standen einige mit Blumen gefüllte Vasen; er nahm eine Rose und warf sie, nachdem er eine brennende Kerze an's Fenster gestellt hatte, mit aller Macht über den schmalen Kai zu den Beiden hinüber. Die Rose war zu weit geworfen — sie fiel in's Meer. Carlotta sah es, und während sie sich nach der Seite wandte, von woher die Rose gekommen, erblickte sie am Fenster der Herberge Charles' von dem Lichte hell beschienenes Gesicht. Sie erkannte ihn augenblicklich, gab es aber nicht zu erkennen, bis er ihr einen Handkuß zuwarf, den sie mit leichtem Kopfnicken beantwortete. Cericotto's Augen folgten allen ihren Bewegungen. Als er Lagieres erblickte, ballte er die Faust und ergriff dann mit Ungestüm die Hand der Andarini.

„Carlotta!" sagte er wild — „wollt Ihr mich nicht erhören? — ist es Euer letztes Wort?"

„Es ist mein letztes!" erwiderte sie ruhig, indem sie sich halb lächelnd umwandte. „Gebt Euch zufrieden und quält mich ferner nicht."

„Ha!" murmelte der Italiener mit Ingrimm — „ich weiß es — dieser junge Fremde, dieser Franzose hat Euch bezaubert!"

„Armer Mensch!" entgegnete das Mädchen lächelnd

— „was geht Euch jener Franzose an, der gestern nach Sorrento kam und es vielleicht morgen verläßt?“

Der Italiener kreuzte die Arme über die Brust und sah ihr mit einem Blicke in's Gesicht, in welchem Zorn und Verachtung mit sprühender Leidenschaft verschmolzen.

„Seht,“ murmelte er — „ich liebe Euch, Carlotta. Ihr schätzt es nicht, weil Ihr meint, daß alle Welt Euch liebt. Täuscht Euch nicht! Laßt alle Welt wissen, was ich weiß — — und fragt alsdann Eure Anbeter, ob sie noch Lust haben, dem Grafen von Monterey sein Paradies streitig zu machen.“

„Schweigt, Giuseppe!“ rief Carlotta heftig. Es ist nichtswürdig von Euch, mich zu beschimpfen. Ich verlange Eure Liebe nicht.“

„Ihr könnt die Wahrheit nicht vertragen!“ entgegnete Cericotto bitter — „diese Wahrheit, die ich Euch niemals vorwerfen würde, wenn Ihr mich nicht absichtlich zur Raserei brächtet. Ein Anderer würde, um sich zu rächen, Eure Geschichte aller Welt erzählen; ich habe Euch oft vertheidigt. Wenn jener Franzose zum Beispiel wüßte, was Ihr seid —“

Carlotta sprang auf — ihre Augen flammten. „Wenn Ihr jenem Franzosen den Namen des Vicekönigs in Verbindung mit dem meinigen nennt,“

sagte sie mit kalter Entschlossenheit — „mein heiliges Wort darauf! — ich stürze mich in's Meer."

Der Italiener fuhr mit der Hand nach dem Dolche, zog sie jedoch plötzlich zurück und stürzte von dannen. Die Andarini sank auf die Bank zurück und stützte den Kopf auf eine ihrer schlanken Hände.

Im nächsten Augenblick war Lagieres an ihrer Seite.

„Signora Carlotta singt zur Guitarre!" sagte er sanft, indem er sich zu ihren Füßen niederließ; „darf ich um die Gunst eines einzigen Liedes bitten?"

Die Andarini fuhr ein wenig zusammen; helle Zähren glänzten im Mondlicht auf ihrer Wange.

„Weint die Signora?" rief Charles mit einem so ungekünstelten Ausdruck erwachender Zärtlichkeit, daß Carlotta's Auge durch die Thränen hindurch erglühte — „nagt auch an dieser Rose schon ein Wurm?"

Carlotta blickte auf; sie wollte nicht zeigen, daß sie sich in diesem Augenblicke elend fühle. Sie kämpfte ihre Thränen zurück, nahm die Guitarre und sang, Anfangs mit bebender Stimme, dann, wie sie allmälig sich ermannte, in jenen schmelzenden, schluchzenden, wundervollen Tönen, die nur den Italienern möglich sind.

Charles lehnte seinen Kopf an die Bank, auf welcher sie saß, und blickte bald sie, bald den gestirnten Himmel an. Ach, dieser Himmel leuchtete und flimmerte so hell in die laue, blaue, klare Nacht hinein, und sie war so schön, die schöne Carlotta Andarini — —

---

## Zehntes Kapitel.

„When some hand is nigh
Whose touch doth make thee tremble
Oh, then 't is time to fly!"
Pop. song.

Am andern Morgen, als Lagieres seiner Gewohnheit gemäß in das Zimmer des Königs kam, um ihn beim Lever zu unterhalten, fand er die Majestät bereits aufgestanden, jedoch schon wieder in träger Ruhe in einem Lehnstuhl liegend.

„Ach, Charles!" rief sie ihm entgegen — „wie unglücklich trifft es sich! Denke Dir! Es ist kein Ausweg, wir müssen noch einige Tage in Sorrento bleiben."

Der König hatte sich einigermaßen gefürchtet, seinem Günstling, von dessen Launen er auf der Reise Manches auszustehen gehabt, diese Nachricht mitzutheilen. Er war daher froh, als er sie vom Herzen herunter hatte, und noch froher, als Charles gelassen antwortete:

„Was kann denn Ew. Majestät bestimmen, wenn nicht Ihr eigner Wille?“

„Die Verhältnisse, lieber Charles, die Verhältnisse. Der Cardinal hat gestern geschrieben; er bittet mich, noch einmal hier Briefe zu erwarten. Was ist zu thun?“

„Wir gehen also für's Erste noch nicht nach Frankreich zurück?“ rief Charles mit Lebhaftigkeit.

„Wirklich, ich weiß es nicht!“ erwiderte der König mit einem Seufzer. „Ach, es drückt mir das Herz ab! Krieg nach Außen und Rebellion im Innern, und ich gezwungen, in einem fremden Lande müßig zu verweilen! Wenn Du nur wüßtest, Charles, wenn Du nur wüßtest — — Ach!! —“

Hier stand der König auf und ging mit gekreuzten Armen und niedergeschlagenen Augen im Zimmer auf und ab. Der junge Günstling unterdrückte ein Gähnen.

„Wüßte ich nur, weßhalb ich hier bin!“ murmelte Ludwig XIII. vor sich hin.

Er blickte Charles an, als ob er von ihm seine Zweifel gelöst zu sehen hoffe; aber Charles sagte nichts. Ungeduldig darüber, begann er auf's Neue seine Wanderung durch's Zimmer.

„Höre, Charles!“ sagte er endlich. — „Du wun-

derst Dich, daß ich nicht ein Machtwort spreche und sage: Ich will zurück! Ich habe auch oft genug daran gedacht, habe aber unserm lieben Vetter, dem Cardinal, einen Gefallen thun wollen, ihn allein regieren zu lassen, bloß um ihm zu zeigen, daß er nicht ohne mich regieren kann. Er wird mir sonst am Ende übermüthig. Was meinst Du dazu? Ich konnte ihm ja im Grunde die Staatsgeschäfte für den Augenblick ohne Sorgen überlassen, denn ich glaube doch, daß er ein sehr treuer Diener — auch ein sehr fähiger Diener ist, der mir nicht leicht ersetzt werden könnte. Aber zum Uebermuth neigt er sich sehr. Indessen werde ich ihm denselben wohl abgewöhnen; ja ja, ich sage es Dir. Die Welt wird es sehen."

„Ei Sire, ich glaube kaum, daß es nöthig ist!" entgegnete Charles. „Sind Sie denn nicht der unumschränkte Gebieter?"

Ermuthigt durch dies Anerkenntniß, glaubte Ludwig seinem Herzen noch etwas Luft machen zu dürfen.

„Ihr glaubt, daß ich mich von ihm beherrschen lasse," — fuhr er fort; „ich weiß recht gut, was Ihr denkt, weil Ihr nicht wißt, wie wir mit einander stehen. Ich achte ihn sehr, und gebe ihm Manches

nach, weil er ein großer Verstand ist, der den auswärtigen Ministern trefflich die Spitze zu bieten weiß — aber Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, daß er mich nicht achtet und fürchtet, wie der Geringste von Euch. Gehorsam, Charlot — Gehorsam! das ist die große Hauptsache — Gehorsam auf's Wort, wie meine Musketiere mir gehorchen! Nicht anders als knieend wagt er es, mir jeden Morgen in meinem Schlafzimmer seine Entwürfe vorzutragen. Er will seine Nichte mit dem Grafen von Soissons vermählen — der aber war in Deine Braut verliebt, und ich hätte es ohnehin nicht zugegeben, so wenig ich es zugeben werde, daß er sie an den Cardinal von Lothringen verheirathe. Bis zu königlichen Familienverbindungen braucht er sich wenigstens nicht zu erheben."

Der König brach hier plötzlich ab und starrte einige Minuten lang in die Leere. Ohne darauf zu achten, daß Charles, durch die Erinnerung an seine Braut auf's Unangenehmste berührt, aufsprang und hin und her wanderte, lehnte er sich apathisch in seinen Stuhl zurück und sagte seufzend:

„Ja, ja, mein Kind, mich drücken schwere Sorgen! Ich wollte, Du wärst ein wenig heiterer; ich fürchte, Du bist krank. Ich werde Dich ohnehin

nicht lange mehr haben, denn Du wirst heirathen und ernsthaft werden und nicht mehr fähig sein, mich zu zerstreuen."

„O Himmel!" rief Charles — „bin ich denn dazu verdammt, ewig an diese verhaßte Heirath erinnert zu werden? Sie verbittert mir jede Stunde meines Lebens? Nehmen Sie mich in Schutz, Sire! Sie können mir nicht verdenken, daß ich das fromme Schätzchen des Grafen von Soissons nicht als Bußpredigerin und abschreckendes Beispiel zugleich an meinem Heerde haben will. Aber der Cardinal —"

„Ich will Dir etwas sagen," unterbrach der König in einem der Anfälle von kindischem Trotz, welchen er hinter dem Rücken seines Ministers so gern ausließ — „heirathe sie nicht, es kann Dich ja doch Niemand zwingen. Wer wollte sich vom Cardinal befehlen lassen?"

„Ach Sire, wenn Sie wüßten, wie man mich quält, und wie verhaßt mir bereits das Leben ist!" rief der junge Mann in leidenschaftlichem Verdrusse.

„Ich fürchte, daß Du krank bist!" sagte der König. „Séguin sagt es auch. Er meint, Du müßtest noch eine Zeitlang in diesem Klima bleiben, wenn Du jemals ganz gesund werden wolltest."

„Wie, ich bleibe hier?“ rief Charles mit plötzlicher Lebhaftigkeit.

„Du wünschest es wohl gar?“ sagte der König erstaunt. „Du sehntest Dich ja fast mit Thränen nach Frankreich zurück!“

„Die Verhältnisse, Sire!“ entgegnete Charles; „ganz was Ew. Majestät vorhin bemerkten. Umstände verändern die Sache.“

„Ach, Charles, Du bist und bleibst ein Leichtsinniger. Was kann Dich so plötzlich an Sorrento fesseln? Gewiß irgend einer schönen Italienerin brennende Augen!“

Charles senkte die Wimpern und erröthete wie ein sechszehnjähriges Mädchen.

Der König, für den die Liebe bekanntlich etwas fast Abschreckendes hatte, und der die erotischen Thorheiten seines Lieblings nichts weniger als billigte, erröthete gleichfalls, indem er anfing, demselben in einer langen Strafpredigt alle seine Sünden vorzuhalten. Lagieres war froh, als der Eintritt des Grafen von Lurique den Redefluß seines Gebieters unterbrach.

„Ich will Ihnen heute Abend das Wunderbild zeigen, Sire!“ flüsterte er dem Könige zu, indem er Miene machte zu entwischen; „sicher finden wir sie

auf dem Monte Colonna, dem Spiel- und Tanzplatz der jungen Leute von Sorrento. Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie mir nicht nur verzeihen, sondern daß Sie, wenn es möglich ist, selbst bezaubert werden sollen."

Unterdessen saß Marco in seinem Atelier; ihm gegenüber lehnte Carlotta vor einer violetten Draperie. Der Maler that die letzten Striche an seinem Bilde.

„Es ist fertig," sagte er, indem er endlich aufstand. Carlotta verließ ihre Stellung und blickte den Maler an, dessen milde und ruhige Züge in diesem Augenblick einen düsteren Ausdruck hatten.

„Seid Ihr nicht zufrieden?" fragte sie sanft.

„O ja!" murmelte Marco; „das Bild ist beinahe so schön, wie das Original."

Das Mädchen trat vor das Bild und mußte sich gestehen, daß es schön sei.

„Marco!" sagte sie plötzlich.

Der Maler wandte sich zu ihr.

„Marco! Ihr seid mein Freund — Ihr liebt mich."

„Carlotta —!"

„Ihr werdet mir eine Bitte gewähren!"

„Redet! was kann ich für Euch thun?"

„Dies Bild — wird nicht in den Besitz des Vicekönigs gelangen."

„In wessen denn, Signora?“

„Gleichviel. Macht damit was Ihr wollt. Zerstört es wieder, wenn Ihr nicht anders könnt. Eure Kunst braucht nicht dazu zu dienen, in müssigen Augenblicken die Phantasie des Grafen von Monterey zu entflammen.“

„Signora —“

„Ich will es nicht, Marco! — es kann und darf nicht sein.“

„Von Euch muß mich das befremden!“ sagte der Maler mit tiefer Wehmuth in Blick und Ton.

„Auch Ihr glaubt nicht an mich!“ rief Carlotta schmerzlich — „auch Ihr —“

„Signora!“ erwiderte Marco erröthend, nicht ohne seine Erschütterung zu verrathen — „Signora, der Vicekönig glüht für Euch — man weiß, was die Flammenworte eines Hochgestellten vermögen —“

„Wahr!“ murmelte Carlotta düster — „wahr! — berauschend ist der Glanz, der Pomp, die Schmeichelei der Größe; ich hasse sie, weil ich ihre Verführungen kenne. Und ich darf sie hassen, Marco, weil ich ihnen noch nicht unterlegen bin.“

Der Maler sank der Andarini zu Füßen.

„Und ich will ihnen nicht unterliegen!“ fuhr sie mit dem Tone der Entschlossenheit fort.

„Carlotta, Carlotta, was macht Ihr aus mir?"

„Hört mich an, Marco. Ich kann nicht in Sorrento bleiben."

„Ihr wollt zu Euren Eltern zurückkehren?"

„Meine Eltern haben mich dem Grafen von Monterey verkauft —"

„Und wohin denn, mein Gott?"

„Ich weiß noch nicht; die Welt ist groß. Aber fort aus Sorrento muß ich, Marco. Bleibe ich hier, so ist mein Untergang unvermeidlich. Ihr seid gut; Euch darf ich Alles sagen — Ihr werdet mir helfen zu entfliehen —"

„Ich thue Alles für Euch!" rief Marco ihre Hand ergreifend und mit Ehrfurcht küssend. „Aber einen Plan müßt Ihr doch haben. Wie und wohin?"

Carlotta erglühte und erbleichte fast gleichzeitig. „Geleitet mich nach Frankreich; ich werde in ein Kloster gehen."

Der Maler warf einen Blick scheuer, fast andächtiger Gluth auf das Mädchen.

„Und Eure Blüthe sollte unter dem Schleier verwelken? — O Carlotta —"

„Unter dem Schleier oder im Grabe — gleichviel!"

„Und kein Ausweg? — Das Schicksal hätte keinen Lohn für den Heldenmuth, mit dem Ihr die

Versuchung flieht? Carlotta, könnt Ihr denn nicht lieben? —"

„Ich liebe!" hauchte die Andarini — „ich wollte, ich liebte Euch!"

Der Maler ließ die Hände sinken; ein heißer Kampf zwischen der Liebe edler Seelen und jener Selbstsucht, die so vielmal unter der Maske der Liebe umherwandelt, ging stumm und ohne Zeugen durch seine Seele. Die Andarini begrub die Finger, welche den Meißel des Praxiteles beschämt hätten, in ihre langen schwarzen Locken, ihre Brust arbeitete ungestüm. Als Marco sich endlich umwandte und das schöne Weib als Bild bitteren, verbissenen Schmerzes gewahrte, nahm er ihre Hand.

„Carlotta," sagte er scheinbar mit Ruhe — „Ihr seid nicht geschaffen, um hinter den Maueren eines Klosters zu altern; Ihr sollt und müßt glücklich werden."

Carlotta blickte beinahe mit Entrüstung auf. Der Maler fuhr mit ernstem Ausdruck fort:

„Ihr seid heut zu erregt, um ruhige Entschlüsse fassen zu können. Morgen spreche ich Euch wieder."

„Marco!" rief das Mädchen schmerzlich — „Ihr wißt nicht, wie viel Gefahren mich umgeben — Ihr wißt nicht was ich leide —"

„Doch!“ entgegnete der Maler; „ich kenne die bitteren Schmerzen der Jugend auch. Wie gesagt, ich spreche Euch morgen; heute Abend laßt mich den Arzt sein, der Eure kranke Stimmung heilt.“

„Was wollt Ihr denn?“

„Ihr sollt mir folgen.“

„Ich bin müde zum Sterben, Marco, wohin soll's?“

„Laßt es Euch nicht kümmern; Ihr werdet es sehen, Carlotta.“

Die Andarini zögerte einen Augenblick; dann überließ sie schweigend dem Maler ihren Arm. Er führte sie zu dem Monte Colonna, dem Spielplatz unter den Säulen; sie wollte entfliehen, aber er hielt sie sanft zurück.

„Seht, Carlotta,“ sprach er — „den extremen Stimmungen der Menschen muß man die äußersten Gegensätze gegenüber stellen, damit von selbst das natürliche Gleichgewicht wieder eintrete. Ueberdies müßt Ihr, wenn Ihr fliehen wollt, vermeiden, durch Abweichen von Eurer bisherigen Weise Aufsehen zu erregen.“ Carlotta ergab sich schweigend, und trat an Marco's Hand in das fröhliche Gewühl ihrer jungen Landsleute. Es war nicht viel später, als Charles ganz zufällig den König denselben Weg

hinaufführte, auf dem er Carlotta zuerst erblickt. Sie erstiegen den Monte Colonna und ein reizender Anblick bot sich ihren überraschten Blicken dar. Eine beträchtliche Anzahl junger Leute, in dem fantastischen Kostüm der Neapolitaner, lagerte in bunten Gruppen theils auf den rings umher angebrachten Bänken, theils auf den steinernen Stufen, welche von dem erhöhten Raum herab auf die Erde führte. Auf den ziemlich massiven steinernen Geländern, welche, eine Säule mit der andern verbindend, den Raum umgrenzten, saßen mehrere Frauen mit Tambourins und Guitarren, ächtes südlich-ländliches Orchester, welches durch einige Knaben, die mit einer Art von Maultrommeln versehen waren, vervollständigt ward. In der Mitte des Raumes bewegten sich in bunten Reihen die Tanzenden nach dem Takte der weithin hallenden Musik; der rothe Schein ringsumher angebrachter Fackeln beleuchtete wunderbar die bizarren Gruppen; hin und wieder, da wo das grellflackernde Licht nicht hinreichte, zitterten die bleichen süßen Mondesstrahlen durch die Weinranken der Bedachung. Es war die schönste Nacht, die selbst der italienische Himmel aufzuweisen hat; unfern, im Grunde, lag still das kleine Sorrento mit seinen schimmernden Lichtern; auf der entgegengesetzten Seite dehnte sich dicht und

undurchdringlich die Nacht des Waldes aus, welcher das Kloster eines frommen Mönchsordens umschloß; weithin im Mondlicht schimmerten silbern die Berge; weich, wie eine Decke von tiefblauem Sammet wölbte sich der Himmel über dieser reizenden Scene; es war als ob er herabsinken und die Erde küssen möchte. Es war einer jener Momente, dessen Schönheit den wollüstigen Todesmuth rechtfertigt, mit welchem der Neapolitaner gewohnt ist, sein schönes Vaterland zu betrachten. Auch auf die kränkelnde Seele Ludwig's XIII., auch auf die verlebte Empfindungsfähigkeit des jungen Wüstlings verfehlte sie ihre zaubergleiche Wirkung nicht. Der König stand still und murmelte ein Paternoster; Lagieres richtete sich auf und sah sich rings um — ihm war, als ob sein Herz weit werde und eine Thräne ihm das Auge verdüstere. Still, ohne auf die neugierigen Blicke der Italiener zu achten — gingen sie die Stufen hinauf. Lagieres' Augen suchten vergeblich nach der schönen Tarentinerin, bis die Musik endlich schwieg und ein neuer Tanz angeordnet wurde. Es dauerte lange. Die hinreißenden Rhythmen der Tarantella schlugen schon längst an das Ohr der Lauschenden, und noch immer begann der Tanz nicht; — endlich trat ein junger Mann vor — an seiner Hand, gesenkten Hauptes, traurigen Blickes,

Carlotta Andarini. Ein Augenblick genügte Charles, um ihre Stimmung zuerkennen; schnell einen Platz einnehmend, wo sie ihn in hellster Fackelbeleuchtung sehen mußte, erwartete er die Wirkung des Zaubers. — Sie ließ nicht auf sich warten — aufblickend gewahrte ihn Carlotta; ein Ausruf, in welchem Ueberraschung, Schmerz und Entzücken verschmolzen, entfuhr ihren Lippen; dann wandte sie sich, purpurn erglühend, zu ihrem Tänzer, und flüchtiger und reizender, als die Bilder einer Zauberlaterne, schwebten die einzelnen Momente des dramatischen Tanzes an den trunkenen Blicken der Zuschauer vorüber. Lagieres stand wie angewurzelt; nie in seinem Leben hatte er etwas gesehen, was dem verführerischen Reiz dieser Huldgestalt glich, die alle Liebesgötter in luftigem Kranze zu umschweben schienen. Lauter, stürmischer Beifall erscholl, als sie geendet. Sogar der König war ganz Auge und Ohr. Alles, was er von Empfindung hatte, war durch diese Lebensplastik angeregt. Carlotta suchte sich durch das Gewirr ihrer sie umdrängenden und beifallklatschenden Landsleute Bahn zu brechen. Lagieres war gleichfalls umringt, und, da der König ihn am Arme hielt, unfähig, ihren Bemühungen entgegen zu kommen.

„Bei allen Heiligen," rief Ludwig XIII. mit

einem Ausdruck, der an Aufregung grenzte — „das Mädchen ist schön!“

„Sie ist göttlich!“ murmelte Lagieres.

„Welche Anmuth,“ fuhr der König fort; „hat man jemals bei uns so tanzen sehen? Welche Acquisition wäre dieses Mädchen für das Ballet unserer Hauptstadt!“

Lagieres warf auf den König einen fast giftigen Blick; in einer Anwandlung von Eifersucht hätte er beinahe ein unüberlegtes Wort ausgestoßen. Er bezwang sich indessen, verließ nach einer vom Könige erbetenen Erlaubniß seinen Platz und drängte sich vor, um Carlotta zu finden. Bald hatte er sie erreicht; ihre dunklen Augen brannten in noch tieferer Gluth, als am Tage zuvor; an eine Säule gelehnt, ließ sie in süßer Selbstvergessenheit ihre Hände in denen Lagieres', welcher dieselben tausendmal küßte, und dabei zarter und inniger, als er jemals gethan haben mochte, ihr das Geständniß seiner Liebe zuflüsterte, während die Uebrigen, unbekümmert um Alles, was nicht ihr Vergnügen betraf, mit jener Bonhomie des Südens, die wenig Neugier und keine Verleumdung kennt, weiter tanzten und die beiden Liebenden ungestört ihrer Wonne überließen.

Am nächsten Morgen trafen die erwarteten De-

peschen aus Frankreich ein. Die Empörung des Herzogs von Montmorency hatte die ersten Funken in den in den südlichen Provinzen aufgehäuften Zunder geworfen, und bereits loderten die Flammen. Der Cardinal rief den König nach Frankreich zurück, und Ludwig XIII., ein ächter Bourbon, sobald er Pulverdampf ahnte, vergaß jetzt alle Sorgen und Zweifel seines trüben Herzens. In seinen Augen blitzte das Feuer des Muthes; unaufhaltsam, eigenhändig machte er die kurzen Vorkehrungen zur Abreise, und nur von Séguin und einem Diener begleitet, verließ er Sorrento. Der Graf von Lurique, von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, war nicht im Stande, dem Könige zu folgen; er sollte mit Charles zurückbleiben, und dieser, dem Séguin so sehr zu einem verlängerten Aufenthalte in Italien gerathen hatte, die näheren Bestimmungen des Hofes erwarten.

Charles von Lagieres verlebte also eine Woche abwechselnd im Zimmer des kranken Freundes, im Atelier des Malers und zu den Füßen seiner schönen Geliebten. Charles von Lagieres fühlte seine Natur sich verklären und zu der Reinheit und Güte zurückkehren, die ihr ursprünglich eigen gewesen und die niemals ganz verwischt worden war. Er hoffte in Italien bleiben zu dürfen; er dachte nicht weiter, als

bis zu dieser Erlaubniß — um das, was nachher kommen konnte, bekümmerte er sich nicht. Carlotta hatte unter diesen Umständen ihren heldenmüthig gefaßten Entschluß, zu fliehen, nicht in Ausführung bringen können, und Marco sah mit unaussprechlichem Schmerz in dem Kampfe zwischen den Anforderungen der Ehre und Liebe ihre Wange erblassen und ihre Heiterkeit untergehen. Edel, wie Marco war, betrachtete er doch nicht ohne bitteres Mißtrauen den Gegenstand von Carlotta's Vergötterung. Wenn Charles von Lagieres ihre mühsam gerettete Tugend nicht belohnte, so mußte sie in der Verzweiflung, von ihm verlassen zu sein, unvermeidlich fallen.

Der Graf von Lurique genas indessen und erklärte seinem jungen Verwandten, daß er abreisen würde, sobald seine Schwäche es ihm gestatten wolle. Der Krieg wüthete bereits im Languedoc, und im Schlosse von la Chapelle Gaugain weilten seine Frau und seine Tochter. Wie leicht konnte die unberechnenbare Tragweite der Empörung die Brandfackel bis in die Mauern desselben schleudern!

Charles sah sein Schicksal voraus. Nur mit einem Gedanken beschäftigt, eilte er zu Marco, den er mit einem neuen Bilde beschäftigt fand. Carlotta's Bildniß stand noch auf der alten Stelle. Unter dem

Vorwande, daß es noch nicht fertig sei, hatte Marco es bis jetzt dem Vicekönig vorenthalten. Als Charles es erblickte, stand er still und versank im Anschauen desselben, ohne durch eine Sylbe seine Gegenwart kund zu geben.

Der Maler, sobald er ihn gewahrte, stand auf und begrüßte ihn mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit. „Man sollte denken, Herr von Lagieres," sagte er, „daß Sie dies Bild noch nie gesehen hätten. Doch was ist Ihnen? Sie scheinen traurig — niedergeschlagen — ich glaube gar, Sie haben Thränen in den Augen?"

„Ich liebe dieses Mädchen zum Sterben!" brach Lagieres aus, indem er Marco's Hand ergriff und heftig drückte. „Ich kann sie nicht verlassen! Jede Lust — jede Freude ist todt für mich, wenn ich nicht mehr in diese Augen sehe!"

Marco lächelte schwermüthig; er glaubte bei diesem jungen Manne nicht an Liebe in seinem Sinne.

„Es ist wahr," sagte er gelassen — „diese Carlotta ist schön —"

„O, sie ist so schön!" rief Charles leidenschaftlich — „so schön, daß ich sicher bin, in der ganzen Welt keine Einzige zu finden, die nur werth wäre, ihr das Kleid zu küssen. Alle die Meisterwerke, die das ge-

priesene Rom umschließt, haben nicht ein einziges Bild aufzuweisen, dessen Züge sich mit diesem Wunderbilde messen könnten."

„Ich habe mich oft gefragt," sagte Marco ablenkend, „worin der Zauber der Carlotta eigentlich liege. Sie ist nicht regelmäßig schön. Ist es der Liebreiz dieser idealisirten Sinnlichkeit, die flammende Glut ihrer Augen, die dennoch durch mehr Scheu und Sinnigkeit verschleiert ist, als den meisten Italienerinnen eigen —"

„Ueber Ihre Definitionen!" rief Charles mit Ungeduld. „Ich bitte Sie, verschonen Sie mich. Wie Carlotta am schönsten ist, wenn sie schweigt, so muß sie auch schweigend bewundert werden. Ich habe genug daran zu denken, daß ich dieses Weib vergebens lieben und vor Verlangen leiden und sterben muß; ich brauche nicht Ihr geistiges Anatomenmesser, welches mir die Totalität ihres Reizes zerstückelt, ohne mich von dem Einflusse desselben zu heilen."

„Sie haben so oft geliebt —"

„Ich habe nie geliebt!" unterbrach Charles mit Leidenschaft — „ich habe getändelt, gescherzt, — meiner Eitelkeit — meiner Sinnlichkeit gehuldigt, ich habe Liebe eingeflößt — Liebe, wie sie an einem Hofe existirt, ohne jemals die schmerzliche Seligkeit zu ahnen,

welche jetzt meine ganze Wesenheit auflöst. O ich fühle es nur zu deutlich — die wahre Liebe ist rein! — Und hätte ich sie jemals so rein, wie jetzt empfunden — ich hätte mein Leben nicht vergeudet, wie ich es gethan."

Marco's Theilnahme begann sich bei diesem Ausbruch des jungen Mannes zu regen.

„Sehen Sie wohl, Marco," fuhr Lagieres fort — „Carlotta liebt mich, sie würde mir vielleicht niemals zürnen — und dennoch habe ich nicht gewagt, sie in meine Arme zu schließen — ihre feinen Lippen zu küssen; aufgelöst in der Wonne einer sehnsüchtigen Träumerei, habe ich ihr zu Füßen gelegen und ihre Hände an die Lippen gedrückt. In Frankreich spielte ich mit der Ruhe der höchstgestellten Frauen als Herrscher; diese — ein einfaches Landmädchen, die mich noch dazu mit der Hingebung liebt, die wir in unserem Norden nur in einzelnen Traditionen kennen, vernichtet mich mit Zaubergewalt — — O, ich bin ein verlorener Mann!"

„Das Schicksal wird sich an Ihnen, Ihres Undanks halber, rächen!" sagte Marco. „Carlotta liebt Sie —"

„Liebt mich — und ich muß sie verlassen!" unterbrach Charles schmerzlich und bitter. „Nicht um sie ängstige ich mich. Sie wird mich vergessen. Ich

kenne die Frauen — — Blumen, die sich eben so gern von einem, als dem anderen Schmetterlinge küssen lassen. Mir aber, der ich den besten Theil des Daseins schon hinter mir habe — mir hätte das Schicksal wohl gewähren können, den kurzen Rest des Lebens an ihrem Herzen zu verträumen."

„Herr von Lagieres" — sagte Marco — indem er seine Hand nahm und ihm ernst in die Augen blickte — „warum können Sie es denn nicht?"

„Warum? — warum?" — rief Charles — „Sie wissen nicht, wie abhängig ich bin."

„Ein Mann sollte es niemals sein. Carlotta ist verloren, wenn Sie sie aufgeben."

„Was heißt das, Marco?"

„Verloren an Ehre, Geist und Seele —"

„Sie tödten mich, wenn Sie sich nicht erklären —"

„Der Vicekönig von Neapel begehrt, wie dieses Bild, so auch das Original —"

„Einen Rath, Marco, einen Rath!" rief Charles aufschreiend — „Sie machen mich wahnsinnig." —

Marco's ernster Blick richtete sich wieder auf das Gesicht des jungen Edelmannes — „Ich wüßte" sagte er, „für Sie nur den einen, das schöne Geschöpf zu Ihrer Gattin zu machen, und mit ihr zu fliehen, wohin Sie können und wollen."

Charles schwieg betroffen. „Meine Gattin!“ brachte er endlich heraus.

So sehr er Carlotta liebte, hatte er an die Möglichkeit einer Ehe mit ihr noch nicht gedacht, und war im Augenblicke unfähig, sich in dem Labyrinthe wirrer Gedanken, die seinen Kopf durchkreuzten, zurecht zu finden.

Marco sah ihn an und lächelte bitter.

„Freilich!“ sagte er — „das kann Ihre Liebe nicht!“

„Sie thun mir Unrecht!“ rief Charles — „der Gedanke ist mir neu, aber lockender, als Sie glauben; wir sprechen ein Mehreres davon!“

Er eilte hinaus und schlug mechanisch den Weg nach Carlotta's Wohnung ein. Bei der Bank angekommen, auf welcher er sie zuerst erblickt, übermannte ihn eine ungeheure Wehmuth; er kam sich so verlassen, sein Leben kam ihm so verloren vor. Er setzte sich auf die Bank und weinte. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte sich dieser junge Wüstling so elend, wie er war; die hellen Sonnenstrahlen, die so vergnügt die blühende Welt beschienen, ärgerten ihn und verwundeten seine Seele. Er blieb unbeweglich in derselben Stellung, selbst als er nach kurzer Zeit die Andarini den Weg daher kommen sah, der von ihrer

Wohnung nach Sorrento führte. Sie gewahrte ihn und näherte sich ihm mit schnellen Schritten. „Du weinst?“ fragte sie, als sie, bei ihm angekommen, sein trostloses Aussehen gewahrte.

„Weil ich Dich verlassen soll, schöner geliebter Engel!“ sagte er mit Innigkeit.

„Verlassen“ — wiederholte Carlotta erbleichend und neben ihm niederknieend. — „So haben sie Dich denn gewarnt! — Wohl! ich hätte Dich längst warnen sollen, aber man ist feig und selbstsüchtig, wenn man liebt.“

„Kein Wort mehr!“ unterbrach Lagieres — „kein Wort mehr davon! Nicht wahr, Du liebst mich, Carlotta — Du liebst mich?“ fragte er, seine schönen blauen Augen zu ihr erhebend. —

„Mehr als Gott und die ganze Welt!“ rief die Andarini aufspringend und ihre Arme um seinen Hals werfend. „Und darum laß Dich bitten, zu fliehen, so bald und so weit Du kannst; es drohen Dir Gefahren!“

„Mir? und was kann mich erschrecken, wenn ich Dir theuer bin?“

„Ich darf nicht ungestraft lieben, wen ich will — Marco mag Dir erklären, was ich Dir nicht erklären kann.“

„Ha, dieser Vicekönig!“ rief Charles — „ich sollte also vor ihm fliehen und Dich ihm überlassen? Und Du, was wolltest Du thun?“

„Ein Weib kann sterben!“ sagte die Andarini kalt.

„Und wenn ich,“ murmelte Lagieres — „wenn ich es wagte — wenn ich den Muth hätte, glücklich zu sein, trotz meinem Vater und seinem Schuft von Alliirten, trotz aller Könige und Cardinäle — — Leb' wohl, Carlotta!“ rief er hastig aufspringend und ihre Hand mit Heftigkeit an die Lippen drückend — „noch vor Sonnenuntergang sehen wir uns wieder.“

---

## Dreizehntes Kapitel.

„Ein freier Sohn der Erde ist dein Freier
Und Leidenschaft der Gott, der uns vermählt."
Gottschall.

Beschäftigt mit der Leitung der, gegen die auf der Grenze stehenden päpstlichen Truppen gerichteten Operationen, hatte der Vicekönig von Neapel in jüngster Zeit, weniger als er wünschte, die Eroberung der schönen Tarentinerin verfolgen können. Trotzdem hatte er erfahren, daß er einen Nebenbuhler habe, und deßhalb an Carlotta geschrieben, daß, wenn die Nachricht sich bestätige, er sich in der Person ihres Bevorzugten für die gegen ihn bewiesene Grausamkeit rächen werde. So wie Carlotta den Grafen von Monterey kannte, zweifelte sie nicht an der Nachhaltigkeit dieses Wortes, und sie zitterte für den Gegenstand ihrer Liebe nicht ohne gegründete Ursache. Nachdem Charles sie verlassen, eilte sie zu Marco und beschwor ihn auf's Neue, mit ihr zu fliehen. Der Maler bat

sie, nur noch einige Tage zu warten; er selbst hatte oft daran gedacht, Italien zu verlassen und nach Frankreich zu gehen; konnte Carlotta's Verlangen nicht auch für ihn ein Fingerzeig des Himmels sein? — Charles war unterdeß in die Herberge zurückgekehrt. Er fand Lurique mit dem Lesen mehrerer Briefe beschäftigt. Der Cardinal hatte sie diktirt und einen derselben eigenhändig mit Randbemerkungen versehen. Lurique sollte mit seinen übrigen Begleitern so schnell als möglich zurückkehren, weil man nicht wisse, wie lange man noch ohne Gefahr durch die südlichen Provinzen reisen könne. Charles von Lagieres müsse mitkommen; seine Heirath solle vollzogen werden; er, der Cardinal, habe seine Gründe, es zu wünschen, und von Widerspruch dürfe keine Rede mehr sein.

Der Graf von Lurique kündigte also seinem jungen Verwandten an, daß man morgen in aller Frühe Sorrento verlassen werde, und übergab ihm dabei ein Packet, welches Briefe von seinem Vater, seiner Braut und de Broc nebst einem Bildniß Stephanie's in einem Medaillon enthielt. Beim Anblick des Letzteren brach Charles in heftige Thränen aus. So hassenswerth, so widerwärtig erschienen ihm in diesem Augenblick alle seine heimatlichen Verhältnisse, daß es ihm

die äußerste Ueberwindung kostete, seine Briefe zu erbrechen und zu lesen. Die seiner Braut und seines Schwagers waren bereits sehr alt, und enthielten nur einige allgemeine Floskeln. Der seines Vaters aber warf einen Funken in sein Blut. Er enthielt unter Anderem die Mittheilung, daß Stephanie sich seit mehreren Monaten in Languedoc im Kloster von Sankt Annen, unfern von Gaugain aufhalte, und Charles dachte von seiner Braut nicht besser, als alle Uebrigen, die an der Vernichtung ihrer Ehre ein Interesse zu haben glaubten. Je länger er über das Verhältniß nachdachte, je mehr er sich die Schmach desselben klar machte, je gleichgültiger erschienen ihm alle möglichen Folgen jeder beliebigen Handlungsweise, und zwar so, daß er, nachdem alle Empfindungen wechselsweise sein Herz bestürmt, endlich eine Art trotzigen Muthes die Oberhand gewinnen fühlte. Die Fatalität, welche gute Menschen in kritischen Augenblicken zu so argen Mißgriffen treibt, machte, daß Lurique Charles' inneren Kampf bemerkte, und anfing, ihm Vernunft zu predigen. Charles wollte nichts hören, und was er hörte, diente nur dazu, ihn in Wuth zu bringen. Er forderte Wein; Falerner und Lacrymae Christi wurden gebracht, und Lagieres stürzte vor Aerger und Ungeduld ein Glas nach dem

andern hinunter. Je mehr der Abend herannahte, desto mehr fühlte er den Entschluß reifen, sich durch einen kühnen Schritt von seinen entehrenden Fesseln zu befreien. Haß und Liebe in ihren Extremen beflügelten seine Schritte, als er gegen Abend, nachdem Lurique ihn endlich losgelassen, in die Wohnung Marco's eilte. Was hatte er zu fürchten? was hatte er zu verlieren? Er war krank — er war nicht glücklich — seine kurze Spanne Jugend und Leben wollte er aufgehen lassen in einem letzten glücklichen Traum. Der zum Grundsatz gewordene Leichtsinn, der sich auf die Erkenntniß der Hoffnungslosigkeit für's Leben gründet, kann bisweilen Entschlüsse fassen, welche den ernsten Mann zum Helden stempeln würden und welche die Welt nur deshalb nicht anerkennt, weil sie schnell und mit lächelnder Lippe ausgeführt werden.

Er trat bei Marco ein, welcher müßig neben seiner Staffelei stand und trüb aus seinem halb verhängten Fenster starrte.

„Carlotta Andarini wird meine Gattin!" sagte Charles zu dem Maler.

Marco erschrak; er wußte selbst nicht ob vor Schmerz oder vor Freude.

„Wird sie einwilligen?" fragte Charles — „sie weiß noch nichts von meinem Entschluß."

„Sie wird es, Signore; zweifeln Sie nicht daran."

„Und wissen Sie einen Priester, der uns noch heute Abend traut?"

„Ich weiß einen."

„So führen Sie sie zu ihm!" rief Charles — „sagen Sie ihr Alles, sagen Sie, daß ich glücklich sei, mein Schicksal in ihre Hand zu legen — und lassen Sie mich Ihren Priester sehen."

Nach einer Stunde, welche mehr denn hinreichend war, um den frommen Mann durch Bitten und Bestechung zu einer schleunigen Trauung zu bewegen, trat Marco mit Carlotta ein. Sie war sehr bleich und ihr herrliches Gesicht trug die Spuren unlängst vergossener Thränen. Wortlos stürzte sie in Lagieres' Arme — Beide fühlten, daß sie sich verstanden; es schien, als ob sie in dem ersten langen Kusse ihre ganze Seele verhauchen wollten. Marco und ein von dem Priester herbeigeholter Mönch dienten bei der Trauung als Zeugen. Eine Stunde später trug ein Vetturino zwei Glückliche auf der mondbeglänzten Straße von Terracina dahin; sie waren Charles von Lagieres, der Liebling des Hofes von Paris und seine junge Gattin, das italienische Landmädchen.






# Druckfehler.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Seite 40. | Zeile 22. | lies: | mich, statt: mir. |
| = 63. | = 14. | = | blickt, statt: blickte. |
| = 63. | = 16. | = | verdient, statt: verdiente. |
| = 94. | = 2. | = | ihnen, statt: Ihnen. |
| = 102. | = 25. | = | Fabbroni, statt: Faltroni. |
| = 112. | = 20. | = | Fève, statt: Fère. |
| = 112. | = 22. | = | Mayne, statt: Magne. |
| = 114. | = 21. | = | Dreaden, statt: Ornaden. |
| = 116. | = 4. | = | seligen, statt: heiligen. |
| = 120. | = 17. | = | mit verstärkten Stimmen, statt: mit verstärkter Stimme. |
| = 138. | = 18. | = | Tyrannin, statt: Tyrannei. |
| = 153. | = 17. | = | weißen, statt: meisten. |
| = 154. | = 7. | = | er, statt: es. |
| = 159. | = 10. | = | Mine, statt: Miene. |
| = 174. | = 2. | = | floß, statt: flog. |
| = 178. | = 24. | = | haucht, statt: hauchte. |
| = 187. | = 14. | = | Bäumen, statt: Räumen. |
| = 214. | = 22. | = | Sully, statt: Lully. |
| = 216. | = 18. | = | mit, statt: weit. |

